

Daniel Defoe

Robinson Crusoe

Ungekürzte Ausgabe

Leben und wunderbare Abenteuer des

Robinson Crusoe

Seemanns aus York

*Der 28 Jahre lang ganz einsam
Auf einer unbewohnten Insel an der Küste Amerikas
Nahe der Mündung des großen Stromes Orinoko lebte,
wohin er als einziger Überlebender der ganzen Mannschaft
durch Schiffbruch verschlagen war;
nebst einem Bericht
über seine ebenso wunderbare Befreiung durch Piraten.
Beschrieben von ihm selbst*

Mit 88 Holzschnitten von Grandville

Eine VOLLKORREGGT Produktion



Ich wurde geboren im Jahre 1632 in der Stadt York von guter, zwar nicht landeingesessener Familie; mein Vater nämlich war ein Ausländer, aus Bremen gebürtig, und hatte sich zuerst in Hull niedergelassen. Nachdem er sich dort als Kaufmann ein ansehnliches Vermögen erworben, gab er sein Geschäft auf und übersiedelte nach York, von wo er meine Mutter gefreit hatte, deren Familie, mit Namen Robinson, dortzulande sehr wohlgeachtet war und nach der ich Robinson Kreutzner genannt wurde. Nach der üblichen Art der Engländer, die Worte zu verunstalten, nennt man uns und nennen und schreiben wir selbst uns jetzt Crusoe, und so nannten mich auch immer meine Kameraden. Ich hatte zwei ältere Brüder, deren einer Oberstleutnant in einem englischen Regiment zu Fuß in Flandern war und in der Schlacht bei Dünkirchen gegen die Spanier fiel. Was aus meinem zweiten Bruder wurde, habe ich ebensowenig je erfahren, wie meine Eltern erfuhren, was aus mir wurde.

Da man mich, als den dritten Sohn des Hauses, zu keinerlei Hantierung anhielt, begann sich mein Kopf schon sehr früh mit schweifenden Gedanken anzufüllen: mein Vater, der schon hochbejahrt war, hatte mich alles lernen

lassen, was man eben durch häusliche Erziehung und in einer öffentlichen Schule lernen kann, und hatte im Sinn, einen Juristen aus mir zu machen; ich aber hatte nur den einzigen Wunsch, zur See zu gehen, und diese meine Begier trieb mich so hitzig gegen den Willen, ja gegen das Gebot meines Vaters und gegen alles Flehen und Zureden meiner Mutter und meiner Freunde an, daß es schien, als habe mich ein Dämon beim Wickel meiner eigenen Wünsche gefaßt, um mich dem elendigen Leben zuzuschleppen, das mir bevorstand. Mein Vater, ein kluger und gesetzter Mann, gab mir manchen ernsten, vortrefflichen Rat gegen mein von ihm wohlbemerkt Vorhaben. Er rief mich eines Morgens in sein Zimmer, an das ihn die Gicht fesselte, und stellte mich sehr warm über diesen Gegenstand zur Rede. Er fragte mich, was ich denn, außer bloßer Wanderlust, für Gründe hätte, mein Vaterhaus und Vaterland zu verlassen, wo mir die Zukunft offenstehe und die Aussicht winke, durch Arbeit und Fleiß in aller Behaglichkeit und Annehmlichkeit mein Glück zu machen. Er sagte, auf Abenteuer in die Fremde zu gehen, um durch Unternehmungen hochzukommen und sich berühmt zu machen, die vom gemeinen Wege abwichen, das sei etwas entweder für Stiefkinder oder



für ungewöhnliche Günstlinge des Schicksals, für mich aber sei all das zu hoch oder zu gering; ich gehöre zum Mittelstande des Lebens, der seiner langen Erfahrung nach der beste Stand in der Welt sei, am zuträglichsten für das Glück eines Menschen, gesichert vor dem Elend, den Entbehrungen, Mühen und Leiden des handwerkenden Teiles der Menschheit und frei von dem Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und Neid ihrer Höhen. Wie groß dieses Glück sei, könne ich, sagte er, daran erkennen, daß alle anderen Menschen diese Lebensart mit Neid betrachteten. Selbst Könige hätten schon oft darüber geklagt, wieviel Leiden es mit sich bringe, für große Dinge geboren zu sein, und hätten gewünscht, sie wären in der Mitte zwischen den beiden Extremen, zwischen hoch und niedrig, gestanden. Daß dies das wahre Glück sei, bezeuge auch der weise Salomon, wenn er zu Gott bete, ihm weder Armut noch Reichtum zu geben. Wenn ich recht zusähe, würde ich immer finden, daß die Unglücksfälle des Lebens an den oberen und unteren Teil der Menschheit verteilt sind, daß aber der mittlere Stand am wenigsten zu leiden hat und nicht so vielen Übeln ausgesetzt ist wie der höhere oder niedere Teil der Menschheit; nein, nicht so Vielen Unbehagen und Gebrechen des Leibes und der Seele unterworfen wie diejenigen, welche durch lasterhaftes Leben, Üppigkeit und Ausschweifungen auf der einen Seite oder durch harte Arbeit, Mangel am Notwendigen und schlechte oder ungenügende Ernährung auf der anderen Seite Krankheit und Ungemach über sich bringen, als natürliche Folge ihrer Lebensweise; ich würde finden, daß der Mittelstand des Lebens für Tugenden und Freuden aller Art geschaffen ist, daß Frieden und Genügen die Begleiter mittlerer Verhältnisse sind; daß Mäßigkeit, Ruhe, Gesundheit, Geselligkeit, alle angenehmen Zerstreuungen und alle wünschenswerten Vergnügungen die Segnungen sind, die der mittlere Lebensstand im Gefolge hat; daß auf diese Art die Menschen still und gemächlich durch die Welt und in Seelenruhe wieder aus ihr hinausgehen, nicht übermäßig geplagt von Hand- oder Kopfarbeit, nicht versklavt an die Fron ums tägliche Brot oder gehetzt von schwierigen Verhältnissen, die der Seele den Frieden und dem Körper die Ruhe rauben, noch besessen von der Leidenschaft des Neides oder heimlich brennendem Ehrgeiz nach großen Dingen; nein, in angenehmen Verhältnissen gleiten sie sowohl durch die Welt, genießen mit Verstand das Süße des Lebens ohne das Bittere, fühlen, daß sie glücklich sind, und lernen durch die Erfahrung jeden Tages immer besser, es zu sein. Danach drang er ernstlich und aufs liebevollste in mich, doch nicht den Naseweis zu spielen und mich nicht selber in Nöte zu stürzen, gegen die von Natur und durch die Lebensverhältnisse, in die ich geboren, vorgesorgt sei. Ich habe es nicht nötig, mir mein Brot zu suchen; er wolle für mich sorgen und mir zu der Lebensweise behilflich sein, die er mir soeben anempfohlen; und wenn ich nicht höchst glücklich und zufrieden würde in der Welt, so könne es nur mein Verhängnis oder meine eigene Schuld sein, die es verhindere; er habe seine Pflicht erfüllt und mich vor Schritten gewarnt, von denen er wisse, daß sie nur zum Unheil wären, und wasche seine Hände in Unschuld; kurz, er wolle mir alles Liebe antun, wenn ich seinem Rat folgte und daheim bliebe, hingegen keine Hand rühren, um mir im Unglück zu helfen, wenn ich in die Fremde zöge. Zum Schluß stellte er mir meinen älteren Bruder zum Exempel vor, dem er ebenso ernstlich vom Kriegshandwerk in den Niederlanden

abgeraten, den aber trotz allem Zureden seine jugendliche Begier ins Feld getrieben habe, wo er getötet worden; und obwohl er nicht aufhören würde, für mich zu beten, so fürchte er doch, Gott werde mir keinen Segen geben, wenn ich diesen tollen Schritt täte, und ich würde dereinst Muße genug haben, über meinen Eigensinn nachzudenken, wenn niemand mehr da sein werde, mich zu retten.

Ich sah bei diesem Beschluß seiner Rede, die wahrhaft prophetisch war, obschon ich annehme, daß mein Vater selbst sich dessen nicht bewußt war, ich sah, sage ich, wie ihm die Tränen reichlich übers Gesicht liefen, zumal als er von meinem gefallenem Bruder sprach. Und als er darauf kam, daß ich Muße genug zur Reue, aber keinen Beistand haben würde, war er so bewegt, daß er seine Rede abbrach und zu mir sagte, sein Herz sei so voll, daß er nicht weiter zu mir sprechen könne.

Diese Rede ging mir aufrichtig ans Herz - wie hatte es auch anders sein können ? -, und ich nahm mir vor, gar nicht mehr ans Reisen zu denken, sondern nach meines Vaters Wunsch im Nest zu bleiben. Aber, o weh, in ein paar Tagen war alles wieder verschwitzt, und ein paar Wochen später beschloß ich, um fernerer Ermahnungen meines Vaters aus dem Wege zu gehen, kurzerhand ihm davonzulaufen. Gleichwohl trieb ich's hiermit nicht so hastig, wie mir's die erste Hitze eingab, sondern nahm meine Mutter zu einer Stunde, wo sie mir milder schien als gewöhnlich, beiseite und sagte ihr, wie meine Gedanken so ganz und gar danach stünden, die Welt zu sehen, daß ich keine Ausdauer für irgend etwas anderes hätte und daß mein Vater daher besser täte, mir seine Einwilligung zu geben, als mich zu zwingen, ohne sie davonzugehen; daß ich jetzt achtzehn Jahre und somit zu alt sei für einen Handlungslehrling oder Advokatengehilfen, daß ich gewiß sei, meine Lehrzeit nicht auszuhalten, sondern meinem Meister noch vorher davonzulaufen und zur See zu gehen, und daß ich, wenn sie meinen Vater bestimmen wolle, mir nur eine einzige Reise in die Fremde zu vergönnen, nie wieder weggehen wolle und verspräche, durch verdoppelten Fleiß die vertane Zeit wieder einzuholen, falls mir dann die Reiselust vergangen sei.

Dies brachte meine Mutter in Aufregung; sie sagte, sie wüßte, daß es ganz nutzlos sei, mit meinem Vater über derlei zu reden; er wisse viel zu gut, was zu meinem Besten sei, als daß er zu etwas für mich so Unheilvollem seine Zustimmung geben würde, und sie verstehe gar nicht, wie ich an so etwas denken könne nach einer solchen Unterredung, wie ich sie mit ihm gehabt habe, und nach all dem Liebevollen und Zärtlichen, was er zu mir gesagt habe. Kurzum, wenn ich mich selber verderben wolle, so sei mir nicht zu helfen; aber ihre Einwilligung werde ich niemals haben, darauf könne ich mich verlassen; sie werde keinen Finger dazu rühren, und ich würde niemals sagen können, daß meine Mutter zu etwas ja gesagt habe, was mein Vater nicht gewollt.

Trotz der Weigerung meiner Mutter, die Sache vor meinen Vater zu bringen, berichtete sie ihm dennoch, wie ich hernach erfuhr, meine ganze Unterredung mit ihr, und mein Vater sagte nach großer Erschütterung seufzend zu ihr: «Der Junge könnte glücklich werden, wenn er zu Hause bliebe; wenn er aber wegläuft, wird er das unglücklichste Menschenkind werden, das je geboren wurde. Ich kann dazu nicht ja sagen.»

Es dauerte dennoch fast ein Jahr, ehe ich ausbrach, obwohl ich unterdessen für alles Zureden, ins Geschäft einzutreten, hartnäckig taub blieb und häufig mit meinem Vater und meiner Mutter darüber stritt, daß sie so ganz und gar gegen etwas waren, wozu es mich doch so hinzog. Als ich aber eines Tages in Hull war, übrigens derzeit ohne einen Gedanken ans Weglaufen, und einer meiner Kameraden, der mit seines Vaters Schiff nach London wollte, mir zuredete, mit ihnen zu fahren, indem er mir den üblichen Seemannsköder vorhielt, die Reise solle mich nicht einen Heller kosten - da fragte ich weder Vater noch Mutter mehr, schickte auch kein Wort einer Nachricht an sie, sondern überließ es dem Zufall, ob sie etwas davon erführen oder nicht, und ging, ohne um Gottes oder meines Vaters Segen zu bitten, blind gegen alle Umstände und Folgen, in einer Unglücksstunde, am 1. September 1651, an Bord eines nach London bestimmten Schiffes.

Niemals, glaube ich, hat eines jungen Wagehalses Unglück früher begonnen oder länger gewährt als das meine. Das Schiff war kaum aus dem Humber hinaus, als der Sturm zu blasen und die Wellen fürchterlich zu steigen begannen, und, da ich nie zuvor auf See gewesen, so war ich unsäglich krank am Leibe und geängstigt im Herzen: ich fing nun an, ernstlich zu bedenken, was ich getan und wie gerecht mich nun die Strafe des Himmels treffe, weil ich so schändlich mein Vaterhaus verlassen und meine Pflicht aus den Augen gesetzt. Aller gute Rat meiner Eltern, meines Vaters Tränen und meiner Mutter Flehen kamen mir lebendig in den Sinn, und mein Gewissen, das damals noch nicht so verhärtet war wie später, warf mir die Verachtung guten Rates und die Verletzung meiner Pflicht gegen Gott und meinen Vater vor.

Mittlerweile wuchs der Sturm, und die See schwoll gewaltig an, obwohl nicht so, wie ich es hernach oft, ja sogar nur wenige Tage später, erlebte. Aber es war genug, um mich zu erschüttern, da ich ein Neuling war und nie dergleichen gesehen hatte. Bei jeder Welle dachte ich, sie würde uns verschlingen und das Schiff würde, jedesmal wenn es in den Abgrund sank, nicht wieder emportauchen. Und in dieser Todesangst tat ich viele Gelübde, ich wolle, wenn es nur Gott gefiele, mein Leben aus dieser einen Fahrt zu erretten, und ich nur einmal wieder meinen Fuß aufs trockne Land setzen dürfe, unverweilt nach Hause zu meinem Vater eilen und nie wieder, solange ich lebte, ein Schiff betreten; ich wollte seinem Rate folgen und nie wieder so ins Unglück rennen. Jetzt sah ich ein, wie richtig alles war, was er über den Mittelstand des Lebens gesagt hatte; wie behaglich er all seiner Tage gelebt hatte und niemals Stürmen auf See oder Gefahren an der Küste ausgesetzt gewesen war, und ich beschloß, recht als ein reuiger verlorener Sohn, zu meinem Vater heimzukehren.

Diese weisen und vernünftigen Gedanken währten, solange der Sturm währte, und sogar noch etwas länger. Aber am nächsten Tage hatte sich der Wind gelegt, und die See war ruhiger, und ich begann mich ein wenig an sie zu

gewöhnen. Dessenungeachtet war ich den ganzen Tag über sehr ernst, zumal ich immer noch ein wenig seekrank war. Aber gegen Nacht klarte das Wetter auf, der Wind war vorbei, und ein wunderbar schöner Abend kam; die Sonne ging ganz klar unter und ging am nächsten Morgen ebenso auf; und da wir nur schwachen Wind hatten und glatte See, so dünkte mir das alles so lieblich, wie ich nichts zuvor geschaut.

Ich hatte in der Nacht gut geschlafen und war nun nicht mehr seekrank, sondern sehr vergnügt und besah mir verwundert das Meer, das tags zuvor so wild und schrecklich gewesen war und nun so kurze Zeit danach so still und heiter sich zeigte. Und damit mein guter Vorsatz ja nicht etwa von Dauer wäre, kommt nun mein Kamerad, der mich auf die Fahrt gelockt hatte, zu mir, und: «Nun, Bob», spricht er, mich auf die Schultern schlagend, «wie geht dir's jetzt? Ich wette, du hattest das Herz in den Hosen gestern nacht wegen der Mütze voll Wind» - «Mütze voll Wind?» sagte ich, «es war ein schrecklicher Sturm.» - «Ein Sturm, du Tropf?» erwiderte er. «Nennst du das einen Sturm? Ein Quark war das! Gib uns bloß ein gutes Schiff und räume See, und wir pfeifen auf so ein Lüftchen. Du Landratte! Komm, wir machen uns eine Bowle Punsch und ersäufen den Schreck.



Siehst du, was für prachtvolles Wetter jetzt ist?» Um dieses trübe Stück meiner Geschichte kurz zu machen: Wir steuerten den alten Seemannskurs, der Punsch wurde gebraut und ich damit betrunken gemacht, und in dieser verruchten einzigen Nacht ersäufte ich alle meine Reue, alle meine Gedanken über mein voriges Betragen, alle meine Vorsätze für die Zukunft. Mit einem Wort: wie mit dem Nachlassen des Sturmes die See wieder glatt und still wurde, so vergaß ich, als die Aufregung vorbei und meine Angst, von der See verschlungen zu werden, verflogen war, alle die Versprechungen und Gelübde, die ich in meiner Not getan hatte, völlig und überließ mich wieder ganz meinen früheren Wünschen. Zwar kam mir hernach noch ab und zu die Besinnung, und die ernsthaften Gedanken meldeten sich wieder hie und da; aber ich schüttelte sie ab und wehrte mich dagegen wie gegen die Pest, hielt mich ans Saufen und an lustige Kumpanei und meisterte so diese Rückfälle (wie ich sie nannte) bald, so daß ich in wenigen Tagen einen so vollkommenen Sieg über mein Gewissen errungen hatte, wie nur irgendein junger Mensch, den es zwick, sich wünschen mag. Aber es stand mir noch eine andere Prüfung bevor, und die Vorsehung hatte, wie gewöhnlich in solchen Fällen, beschlossen, mir gar keine Entschuldigung zu lassen. Denn da das eben Erlebte mich noch nicht zu wandeln vermocht hatte, sollte das mir Bevorstehende der Art sein, daß auch der ärgste und verhärtetste Bösewicht sowohl die Größe der Gefahr als auch der göttlichen Gnade an sich erkennen mußte.

Am sechsten Tage unserer Fahrt kamen wir auf der Reede vor Yarmouth an. Da wir Gegenwind und stilles Wetter hatten, waren wir seit dem Sturm nur wenig vorwärts gekommen. Hier mußten wir vor Anker gehen, und hier lagen wir nun, weil der Wind immer noch uns entgegen, will sagen aus Südwest, stand, sieben oder acht Tage lang. Mittlerweile kamen noch viele andere Schiffe von Newcastle her auf dieselbe Reede, in der die Schiffe gewöhnlich auf guten Wind stromaufwärts warteten.

Wir hätten jedoch nicht so lange gelegen, sondern wären mit der Flut stromaufwärts gerückt, wenn nicht der Wind sehr stark und nach vier oder fünf Tagen noch viel stärker geblasen hätte. Da indessen diese Reede für so gut gilt wie ein Hafen und der Ankergrund vortrefflich und unser Ankergeschirr sehr stark war, so versahen sich unsere Leute nicht der geringsten Gefahr, sondern verbrachten ihre Zeit nach Seemannsweise mit Schlafen und Lustbarkeit. Aber am achten Tage morgens wurde der Wind noch stärker, und wir hatten alle Hände voll zu tun, um unsere Marsstengen niederzuholen und alles dicht- und festzumachen, damit das Schiff so ruhig wie möglich vor Anker läge. Um Mittag stieg die See sehr hoch, unser Schiff tauchte vornüber, etliche Seen schlugen über das Deck, und wir dachten ein- oder zweimal, unser Anker sei losgerissen; worauf unser Kapitän den Notanker ausbringen ließ, so daß wir nun vor zwei Ankern voraus lagen. Auch wurden die Ankertaue länger hinausgelassen.

Der Sturm raste nunmehr in Wahrheit mit furchtbarer Gewalt, und ich begann Schrecken und Bestürzung in den Gesichtern unserer Leute selber zu gewahren. Den Kapitän, so wachsam er auch auf dem Posten war, das Schiff zu sichern, hörte ich doch, als er neben mir zu seiner Kabine aus- und einging, mehrere Male leise zu sich selber sagen: «Herr, sei uns gnädig, wir sind alle verloren, wir sind alle hin», und dergleichen. Während dieses ersten Tumults lag ich dumpf und stumpf in meiner Kabine im Zwischendeck und kann nicht beschreiben, wie mir war: ich konnte nicht wohl wieder, wie beim erstenmal, es mit der Reue halten, die ich so sichtlich mit Füßen getreten und gegen die ich mich verhärtet hatte; ich meinte, die Bitternis des Todes sei vorüber und es würde dieses Mal

nicht so schlimm werden. Als aber, wie eben beschrieben, der Kapitän selber an mir vorbeikam und sagte, wir seien alle verloren, erschrak ich entsetzlich: Ich sprang auf, aus meiner Kabine hinaus und schaute mich um; aber so etwas Schauerliches hatte ich nie gesehen! Die See ging haushoch und brach alle drei oder vier Minuten über uns herab. Bekam ich den Blick frei, so konnte ich ringsumher nichts als Jammer und Not sehen: Zwei unweit von uns verankerte Schiffe hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Masten über Bord gekappt, und unsere



Leute schrien, ein Schiff, das etwa eine Meile uns voraus vor Anker gelegen, sei gesunken. Zwei andere Schiffe waren von den Ankern losgerissen worden und aus der Reede auf gut Glück in die offene See gejagt, und zwar ohne einen einzigen stehenden Mast. Die leichten Schiffe hatten es am besten, weil sie nicht so stark schlingerten; aber zwei oder drei von ihnen trieben doch los und jagten, dicht an uns vorbei, nur ihr Sprietsegel vor dem Wind, ins offne Meer hinaus.

Gegen Abend baten der Steuermann und der Hochbootsmann unseren Kapitän, den Fockmast kappen zu lassen, was er gar nicht zugeben wollte. Als aber der Hochbootsmann schwur, wenn er es nicht täte, würde das Schiff sinken, ließ er's geschehen. Und als sie den Fockmast abgehauen, stand der Großmast so lose und erschütterte das Schiff so, daß sie ihn auch abhauen und klar Deck machen mußten.

Jeder kann sich denken, in was für einen Zustand ich bei alledem war, ich, der Neuling, der zuvor schon bei viel geringerem Anlaß solche Angst ausgestanden hatte. Doch wenn ich jetzt, nach so langer Zeit, meinen damaligen Gemütszustand noch wiederzugeben vermag, darf ich sagen, mein Entsetzen darüber, daß ich meinen guten Vorsätzen untreu geworden und zu meinem gottlosen ersten Entschluß zurückgekehrt war, war zehnmal größer als meine Angst vor dem Tode selbst; und dies, zusammen mit dem grausigen Sturm, brachte mich in einen Zustand, den ich mit keinen Worten zu beschreiben vermag. Aber das Schlimmste war noch gar nicht da. Der Sturm hielt mit solcher Wut an, daß die Seeleute selber gestanden, einen ärgeren hätten sie nie gesehen. Unser Schiff war gut, aber tief geladen und schlingerte dermaßen, daß die Leute etlichemal schrien, es würde sich leck arbeiten. Es war gut, daß ich nicht wußte, was «leck arbeiten» bedeutete. Jedoch sah ich, indes der Sturm weiterraste, etwas, was man nicht oft zu sehen bekommt: nämlich den Kapitän, den Hochbootsmann und einige andere Verständigere im Gebet knien, jeden Augenblick gewärtig, daß das Schiff in die Tiefe sänke.

Mitten in der Nacht schrie zu all unserer anderen Not ein Mann, der hinuntergestiegen war, um nachzuschauen, daß wir ein Leck hätten; ein anderer schrie dazu, vier Fuß Wasser stünden im Raum. Alle Mann wurden an die Pumpe gerufen. Bei diesem Wort erstarb mir das Herz im Leibe, und ich fiel rücklings von meinem Bett, worauf ich saß, in die Kabine hinein. Die Leute rüttelten mich jedoch auf und riefen, ich hätte vorher zu nichts getaugt und könne jetzt pumpen so gut wie die ändern; worauf ich mich aufraffte, zur Pumpe stolperte und aus Leibeskräften pumpte. Während dieser Arbeit sichtete der Kapitän ein paar leichte Kohlschiffe, die losgetrieben waren und in See liefen und an uns vorbeikommen mußten, und befahl, einen Schuß als Notsignal zu feuern. Da ich nicht wußte, was das bedeuten solle, war ich so bestürzt, daß ich meinte, das Schiff sei geborsten oder sonst etwas Fürchterliches geschehen. Mit einem Wort: ich fiel ohnmächtig nieder.



Da in diesem Augenblick jeder nur an sein eigenes Leben dachte, so kümmerte sich niemand um mich und mein Geschick, sondern ein anderer trat an die Pumpe, stieß mich mit dem Fuß beiseite und ließ mich für tot liegen, und es dauerte geraume Zeit, bis ich wieder zu mir kam.

Wir pumpten weiter, aber das Wasser stieg im Räume, und es war offenbar, daß das Schiff sinken würde. Der Kapitän fuhr daher fort, Notschüsse zu feuern, und ein leichtes Schiff, das just vor uns den Sturm, der allmählich abzuflauen begann, heil überstanden hatte, wagte es, uns ein Boot zu Hilfe zu schicken. Mit knapper Not kam das Boot an uns heran; aber es war uns nicht möglich, an Bord zu kommen, da das Boot nicht längsseit zu gehen vermochte, bis endlich unsere Leute der Bootsbesatzung, die aus Leibeskräften und mit Lebensgefahr ruderte, ein Tau mit einer Boje zuwarfen, das sie so lang schießen ließen, bis jene es nach großer Arbeit und Gefahr endlich ergriffen. Wir holten sie bis dicht unter das Heck des Schiffes auf und stiegen alle in das Boot.

Wir konnten nicht daran denken, ihr eigenes Schiff zu erreichen, so wurden wir alle einig, das Boot treiben zu lassen und nur soviel als möglich auf das Ufer hinzusteuern, und unser Kapitän versprach ihnen, wenn das Boot an dem Strand zerschellte, wolle er es ihnen bezahlen. So fuhren wir, teils rudern, teils treibend, nordwärts der Küste zu, fast bis Winterton-Ness.

Wir waren kaum eine Viertelstunde von unserem Schiff weg, so sahen wir es sinken. Ich gestehe, ich konnte kaum die Augen dahin wenden, als die Matrosen mir sagten, das Schiff gehe unter; denn seit dem Augenblick, wo sie mich in das Boot geschleppt hatten, war mein Herz in mir wie tot, teils vor überstandem Schreck, teils vor Entsetzen, was mir noch bevorstünde.

Während so das Bootsvolk an den Rudern sich mühte, uns an die Küste zu bringen, konnten wir, wenn unser Boot oben auf den Wellen saß, eine große Menge Volks an der Küste entlang laufen sehen, um uns beizustehen, wenn wir näher kämen. Aber das ging nur sehr langsam vonstatten; wir konnten das Ufer erst erreichen, als wir an dem Leuchtturm von Winterton-Ness vorbei waren, wo die Küste westwärts gegen Cromer zurücktritt, so daß das hohe Land die Heftigkeit des Windes etwas abschwächte. Hier ruderten wir hinein und gelangten alle, wenn auch nur unter großen Schwierigkeiten, heil an Land. Wir wanderten dann zu Fuß nach Yarmouth, wo wir als Schiffbrüchige mit großer Menschenfreundlichkeit aufgenommen wurden, sowohl von den Behörden der Stadt, die uns gute Quartiere zuwies, als auch von privaten Kaufleuten und Schiffseigentümern, und wo uns so viel Geld gegeben wurde, daß wir nach Belieben entweder nach London oder zurück nach Hull gelangen konnten. Hätte ich nun soviel Verstand gehabt, nach Hull zurück und von da nach Hause zu gehen, so war mir's zum Glück gewesen, und mein Vater hätte, nach dem Gleichnis unseres Heilandes, wohl auch das gemästete Kalb für mich geschlachtet; denn anfangs hatte sich das Gerücht verbreitet, das Schiff, auf dem ich von Hull abgefahren, sei auf der Reede von Yarmouth gesunken, so daß es lange Zeit dauerte, bis er die Gewißheit erhielt, daß ich nicht ertrunken sei.

Aber mein Unstern trieb mich jetzt mit unwiderstehlicher Hartnäckigkeit weiter, und obwohl meine Vernunft und mein ruhigeres Urteil mir zu wiederholten Malen laut zuriefen, nach Hause zu gehen, hatte ich doch nicht die Kraft, es zu tun. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, und will auch nicht eben behaupten, ein geheimer, übermächtiger Ratschluß treibe uns an, Werkzeuge unseres eignen Verderbens zu werden und mit offenen Augen hineinzulaufen. Jedenfalls tat ich so gegen die ruhige Überlegung meiner innersten Gedanken und den offensichtlichen beiden Lehren zum Trotz, die mir bei meinem ersten Versuch erteilt worden waren.

Mein Kamerad, der zuvor zu meiner Verstockung mitgeholfen und der der Sohn meines Kapitans war, war jetzt noch weniger obenauf als ich. Als er mich in Yarmouth, wo wir in verschiedenen Quartieren lagen, zum erstenmal nach zwei oder drei Tagen traf, kam mir sein Ton verändert vor. Er sah recht niedergeschlagen aus und fragte mich kopfschüttelnd, wie es mir ginge. Und sein Vater, dem er erzählte, wer ich sei und daß ich diese Fahrt nur zur Probe mitgemacht habe, wandte sich mit sehr ernstem und bekümmertem Ton zu mir und sagte: «Junger Mann, Ihr solltet nie wieder zur See gehn, Ihr solltet das als ein deutliches und sichtbares Zeichen nehmen, daß Ihr nicht zum Seefahrer bestimmt seid.» - «Warum, Herr?» sagte ich. «Wollt Ihr denn auch

nicht mehr zur See gehen?» - «Das ist etwas anderes», sagte er, «es ist mein Beruf und also meine Pflicht. Da Ihr aber diese Reise nur zur Probe gemacht habt, so seht Ihr, was für einen Vorgeschmack der Himmel Euch



gegeben hat von dem, was Ihr noch zu erwarten habt, wenn Ihr darauf besteht. Vielleicht seid Ihr die Ursache zu unserem ganzen Unglück wie Jona auf dem Schiff nach Tharsis. Sagt», fuhr er fort, «wer seid Ihr, und weshalb seid Ihr zur See gegangen?» Hierauf erzählte ich ihm meine Geschichte. Als ich fertig war, brach er in wunderliche Verwünschungen aus. «Was habe ich getan», schrie er, «daß ein so verfluchter Bösewicht auf mein Schiff gekommen ist? Nicht für 1000 Pfund würde ich meinen Fuß wieder auf dasselbe Schiff mit Euch setzen.» Dies war, wie gesagt, nur ein Ausbruch seines Gemütes, das noch durch den Kummer über seinen Verlust bewegt war, und ging weit über seine Befugnisse mir gegenüber hinaus. Späterhin redete er jedoch wiederum sehr ernst mit mir, ermahnte mich, zu meinem Vater heimzukehren und die Vorsehung nicht zu meinem Unheil zu versuchen; ich möge die sichtbare Hand des Himmels gegen mich erkennen - «und, junger Mann», sagte er, «glaubt mir, wenn Ihr nicht heimkehrt, so wird Euch, wohin Ihr auch geht, nichts als Unheil und Enttäuschung treffen, bis Eures Vaters Worte an Euch erfüllt sind».

Wir gingen bald darauf auseinander: denn ich gab ihm nur wenig zur Antwort und sah ihn nicht wieder; wohin er ging, weiß ich nicht. Was mich angeht, so reiste ich, da ich etliches Geld im Sack hatte, über Land nach London. Dort und unterwegs hatte ich noch manchen Kampf mit mir selber, welchen Lebensweg ich einschlagen sollte, nach Hause oder auf die See. Gegen das Nachhausegehen sperrte sich die Scham, und es stand mir gleich vor Augen, wie die Nachbarn über mich lachen würden und wie demütigend es sein würde, meinen Vater, meine Mutter, ja überhaupt irgend jemand wiederzusehen; wie ich denn seitdem oft beobachtet habe, wie ungereimt und unvernünftig die Menschen, besonders die jungen, sich in solchen Fällen verhalten, wo doch die Vernunft sie leiten sollte: nämlich daß sie sich nicht schämen zu sündigen und dennoch sich schämen zu bereuen; daß sie sich der Tat nicht schämen, um deretwillen sie mit Recht für Toren gehalten werden, wohl aber der Umkehr, die ihnen doch allein dazu verhelfen könnte, wieder als verständige Leute zu gelten.

In diesem Zustand verharrte ich indessen einige Zeit und wußte nicht recht, was ich anfangen und welchen Lebensweg ich einschlagen sollte. Ich hatte noch immer einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen, nach Hause zurückzukehren, und nachdem ich eine Weile in London gesessen hatte, verblaßte die Erinnerung an die ausgestandene Not, und die an sich schon geringe Lust zur Heimkehr verging mir immer mehr, bis ich schließlich jeden Gedanken daran zum Teufel jagte und mich nach einer Seereise umsah.

Der böse Geist, der mich zuerst aus meinem Vaterhause wegtrieb, der mir den ungebärdigen und unreifen Gedanken eingab, in der weiten Welt mein Glück zu machen, und der mir diesen Wahn so aufdrängte, daß er mich taub machte für allen guten Rat und für das Flehen und sogar für den Befehl meines Vaters - dieser selbe böse Geist, sage ich, verlockte mich auch zu der unseligsten aller meiner Unternehmungen, und so ging ich an Bord eines nach der afrikanischen Küste bestimmten Schiffes oder, wie unsere Seeleute es gemeinhin nennen, eines Guineafahrers.

Es war mein großes Mißgeschick bei all diesen Abenteuern, daß ich mich nicht als Matrose anheuern ließ; auf diese Art hätte ich zwar etwas härter als sonst arbeiten müssen, aber zugleich hätte ich doch die Pflichten und den Dienst eines Seemanns erlernt und mich vielleicht mit der Zeit zum Maat oder Steuermann oder gar Schiffskapitän emporgearbeitet. Aber wie es allezeit mein Schicksal war, mich für das Falsche zu entscheiden, so auch hier; denn da ich Geld im Sack und gute Kleider am Leibe hatte, ging ich immer nur als feiner Herr an Bord, so daß ich nichts zu tun hatte und auch nichts lernte. Zu meinem Glück geriet ich in London in treffliche Gesellschaft, was bei so jungem Blut, das führerlos in der Welt umherschweift, nicht immer der Fall ist, da für gewöhnlich der Teufel hurtig ist, ihm seine Fußangeln zu stellen. Bei mir aber ging es anders; ich machte sogleich die Bekanntschaft eines Kapitäns, der mit seinem Schiff von Guinea kam und nun, da es ihm dort wohl geglückt war, im Begriff stand, zum zweiten Male hinzufahren. Da er an meinem Umgang, der zu jener Zeit nicht unergötzlich war, Gefallen fand und hörte, der Sinn stände mir in die weite Welt, so eröffnete er mir, wenn ich mit ihm gehen wolle, so solle mich die Reise nichts kosten; ich solle sein Messegast und Begleiter sein, und

wenn ich etwas an Waren mitnehmen wolle, so könnte ich für meine eigene Tasche damit Handel treiben, und es würde mir vielleicht glücken.

Ich griff zu, schloß enge Freundschaft mit diesem Kapitän, der ein ehrlicher, aufrichtiger Mann war, und trat die Reise mit ihm an. Ich nahm ein kleines Kapitälchen in Waren mit, das ich durch die uneigennützig Redlichkeit meines Freundes sehr beträchtlich vermehrte, nämlich etwa 40 Pfund Sterling in allerhand Tand und Kram nach seinem Geheiß. Diese Summe hatte ich mit Hilfe einiger Verwandter zusammengebracht, denen ich schrieb und die, wie ich glaube, meinen Vater oder wenigstens meine Mutter beredeten, mir soviel zu meiner ersten Unternehmung zu bewilligen.

Dies war von allen meinen Reisen die einzige, die ich glücklich nennen mag. Das habe ich der Treue und der Ehrlichkeit meines Freundes, des Kapitäns, zu verdanken, unter dem ich mir auch eine ziemliche Kenntnis der Mathematik und der Schifffahrtskunde erwarb und lernte, wie man den Kurs des Schiffes bestimmt, wie man eine Observation macht, kurz, all das, was ein Seemann braucht; denn da es ihm Freude machte, zu lehren, so machte es mir auch Freude, zu lernen. Mit einem Wort: diese Reise machte mich zu einem Seemann und Kaufmann zugleich; denn ich brachte fünf Pfund und neun Unzen Gold für mein Teil nach Hause, die mir in London fast 300 Pfund Sterling einbrachten. Aber ebendies füllte mir auch den Kopf mit den hochfliegenden Gedanken, die mich dann so tief ins Elend brachten.

Doch auch auf dieser Reise hatte ich mein Teil Not auszustehen, besonders dadurch, daß ich beständig krank war, da mich die unmäßige Hitze des Klimas in ein heftiges Fieber warf; denn dieser Handel spielte sich vornehmlich an der Küste von 15 Grad nördlicher Breite bis zur Linie ab.

Ich war nun ein gemachter Guineafahrer, und da mein Freund zu meinem großen Unglück bald nach seiner Heimkehr starb, entschloß ich mich, dieselbe Reise noch einmal zu machen, und schiffte mich auf demselben Fahrzeug ein mit einem, der auf der vorigen Reise sein Maat gewesen war und nun den Befehl über das Schiff hatte. Dies war die unseligste Reise, die je ein Mensch getan; denn obgleich ich von meinem neuerworbenen Reichtum nur etwa 100 Pfund Sterling mitnahm, 200 aber bei meines Freundes Witwe, die es ehrlich mit mir meinte, stehenließ, so geriet ich doch auf dieser Fahrt in das schrecklichste Unglück. Es fing so an:

Während unser Schiff den Kurs auf die Kanarischen Inseln zu hielt oder vielmehr zwischen diese Inseln und die afrikanische Küste, wurde es im Morgengrauen von einem türkischen Piraten aus Salee überrascht, der mit vollen Segeln Jagd auf uns machte. Auch wir spannten jeden Fetzen Leinwand aus, soviel unsere Rahen und Masten nur tragen konnten, um klarzukommen; da wir aber erkannten, daß der Pirat uns den Rang ablaufen und uns in wenigen Stunden einholen würde, rüsteten wir uns zum Kampfe. Unser Schiff führte zwölf, der türkische Hund jedoch achtzehn Stücke.

Gegen drei Uhr nachmittags war er uns auf dem Halse, und da er aus Versehen, anstatt quer an unserm Heck, gerade an unserm Halbdeck vorbeilief, richteten wir acht unserer Geschütze dorthin und gaben ihm eine volle Breitseite, die ihn veranlaßte, beizudrehen, nachdem er unser Feuer erwidert und uns überdies mit einer Musketensalve aus 200 Rohren überschüttet hatte. Dennoch wurde kein Mann von uns getroffen, da wir uns alle in Deckung hielten. Er schickte sich zu einem neuen Angriff an und wir uns zur Abwehr; diesmal aber legte er



sich uns auf der anderen Seite an Bord, und 60 Mann enterten unsere Decks und begannen sogleich auf sie und das Tauwerk einzuhaufen. Wir bewillkommneten sie zwar mit Musketen, Picken, Pulverkisten und dergleichen und jagten sie zweimal vom Deck hinunter. Allein, um dieses traurige Stück unserer Geschichte kurz zu machen, als unser Schiff verstümmelt und drei der Unsrigen getötet, acht verwundet waren, mußten wir uns ergeben und wurden alle als Gefangene nach Salee, einem Hafen der Mauren, geschleppt.

Die Behandlung, die ich dort erfuhr, war nicht so schlimm, wie ich anfangs befürchtet, auch wurde ich nicht ins Land hinein an des Kaisers Hof gebracht wie die ändern, sondern von dem Piratenkapitän als seine eigene Beute zurückbehalten und zu seinem Sklaven gemacht, weil ich jung und flink und für seine Zwecke geschickt war. Ich war durch diese jähe Verwandlung von einem Kaufmann in einen elenden Sklaven ganz überwältigt und gedachte jetzt der prophetischen Rede meines Vaters, und daß die Hand Gottes nun auf mir liege und es ohne Gnade um mich geschehen sei. Aber das alles sollte nur ein Vorgeschmack des Jammers sein, den ich noch zu erleiden hatte, wie aus meiner Geschichte erhellen wird. Da mich mein neuer Patron und Herr in sein Haus genommen hatte, hoffte ich, er würde mich auch mitnehmen, wenn er wieder in See ginge, wo ihn über kurz oder

lang das Schicksal ereilen würde, von einem Spanier oder Portugiesen aufgegriffen zu werden, wobei ich dann befreit werden würde. Aber diese Hoffnung wurde bald zu Wasser; denn wenn er ausfuhr, ließ er mich an Land zurück, um seinen kleinen Garten zu betreuen und die üblichen Sklavendienste im Hause zu verrichten; und wenn er von seinem Kreuzer heimkam, mußte ich in der Kajüte schlafen, um das Schiff zu hüten.

Hier brütete ich unablässig über meine Flucht und wie ich sie am besten bewerkstelligen könnte, fand aber nicht die geringste Möglichkeit dazu. Denn ich hatte keine lebendige Seele, der ich davon reden konnte und die mit mir sich aufs Meer hinaus gewagt hätte; da war kein Mitsklave, kein Engländer, Irländer noch Schotte, nur ich ganz allein, so daß ich zwei Jahre lang mich zwar oft an der Einbildung ergötzte, aber nicht den geringsten Weg sah, um ihn zu verwirklichen.

Nach zwei Jahren ereignete sich jedoch etwas Besonderes. Mein Patron lag schon seit längerer Zeit als sonst zu Hause, ohne sein Schiff instand zu setzen, weil, wie ich hörte, sein Geldbeutel knapp war, und fuhr derweil regelmäßig ein-oder zweimal in der Woche, wenn schönes Wetter war, mit der Schiffspinasse auf den Fischfang. Dabei nahm er stets mich und einen Jungen, den sie den Mowesko nannten, mit zum Rudern. Wir brachten ihn dabei immer in sehr vergnügte Laune, und ich zeigte mich sehr geschickt beim Fischen, so daß er mich manchmal auch mit einem Mauren, einem Verwandten von ihm, und dem jungen Mowesko ausschickte, ihm ein Gericht Fische zu holen.

Einmal geschah es, als wir an einem ganz stillen Morgen ausführen, daß wir in so dicken Nebel kamen, daß wir die Küste aus den Augen verloren, obwohl wir nur eine halbe Stunde weit davon entfernt waren. Wir ruderten aufs Geratewohl den ganzen Tag und auch die Nacht und fanden am Morgen, daß wir seewärts anstatt auf die Küste zu gefahren waren. Wir kamen jedoch wieder glücklich an Land, wenn auch mit großer Mühe und einiger Gefahr, da der Wind am Morgen recht kräftig zu wehen begann; besonders knurrte uns allen der Magen gewaltig.

Durch dieses Mißgeschick gewarnt, beschloß unser Patron, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Und da er noch das Langboot von unserm gekaperten Schiff liegen hatte, nahm er sich vor, nicht wieder ohne einen Kompaß und einigen Mundvorrat zum Fischen zu fahren. Er befahl daher seinem Schiffszimmermann, der auch ein englischer Sklave war, einen kleinen Wohnraum oder Kajüte mitten in das Langboot einzubauen, wie auf einer Barke, mit Raum dahinter, um zu steuern und die Großschote einzuholen, und Raum davor für ein oder zwei Mann, um die Segel zu bedienen. Das Boot führte ein Gigsegel oder, wie wir es nennen, Hammelschultersegel, und der Klüverbaum lief über die Kajüte hin. Diese war sehr klein und niedrig und bot nur Raum für ihn und ein oder zwei Sklaven zum Schlafen und für einen Tisch zum Essen sowie für etliche kleine Schränke, um ein paar Flaschen Branntwein sowie Brot, Reis und Kaffee zu verstauen.

Mit diesem Boot fuhren wir häufig zum Fischen aus. Einmal hatte er sich vorgenommen, mit zwei oder drei vornehmen Mauren des Ortes zum Vergnügen oder zum Fischfang auszufahren, und hatte außergewöhnliche Anstalten dazu getroffen. Er hatte über Nacht einen größeren Vorrat an Lebensmitteln als sonst an Bord geschickt und mir befohlen, drei Flinten mit Pulver und Blei bereitzuhalten, um sich auch mit Vogelschießen zu ergötzen.

Ich richtete alles her, so wie er es befohlen hatte, und wartete am nächsten Morgen mit dem sauber gewaschenen Boot, Flagge und Wimpel gehißt. Nach einiger Zeit kam jedoch mein Patron allein an Bord, sagte mir, seine Gäste hätten Geschäfte halber abgesagt, und befahl mir, mit dem maurischen Jungen und einem anderen Mauren allein auszufahren und ein paar Fische zu fangen, da seine Freunde bei ihm zu Hause zu Abend speisen würden. In diesem Augenblick schossen mir meine alten Freiheitsgedanken wieder durch den Kopf; denn nun sah ich, daß ich Aussicht hatte, ein kleines Schiff in meine Gewalt zu bekommen, und als mein Herr fort war, begann ich mich nicht zum Fischen, sondern zu einer Seereise zu rüsten, obwohl ich nicht wußte und überhaupt nicht daran dachte, wohin ich steuern sollte. Nur weg von hier wollte ich, gleichviel wohin.

Meine erste Sorge war, wie ich dem Mauren auf gute Art befehlen könnte, noch mehr Proviant an Bord zu schaffen. Ich sagte ihm also, es schicke sich nicht, daß wir unserm Patron das Brot wegäßen; ja freilich, sagte er und holte einen großen Korb Zwieback und drei Krüge Süßwasser. Ich wußte, wo die Flaschenkiste meines Patrons stand, die unverkennbar auch von einer englischen Prise stammte, und brachte sie ins Boot, während der Maure an Land war. Ich verstaute auch einen großen Klumpen Bienenwachs, über 50 Pfund schwer, nebst einem Knäuel Bindfaden und Zwirn, einem Beil, Säge und Hammer, die mir hernach alle sehr nützlich waren, zumal das Wachs für Kerzen. Ich drehte ihm noch eine Nase, und er ließ sich wiederum übertölpeln. Er hieß Ismael, mit Rufnamen Muley oder Moly; so rief ich: «Moly, wir haben die Flinten unseres Herrn im Boot, könntest du nicht etwas Pulver und Schrot holen? Vielleicht können wir auf eigene Faust ein paar Alken (eine Art großer Seevögel) schießen!» - «Ja», sagte er, «ich will es holen.» Und wirklich brachte er einen großen Lederbeutel, der etwa anderthalb Pfund Pulver oder mehr enthielt, sowie einen zweiten, fünf bis sechs Pfund schweren, mit Schrot und einigen Kugeln, und verstaute beide in das Boot.

So segelten wir, mit allem Nötigen versehen, zum Fischen aus dem Hafen hinaus. Das Kastell am Hafeneingang kannte uns und kümmerte sich nicht um uns. Als wir eine knappe englische Meile von dem Hafen weg waren, holten wir die Segel ein und machten uns ans Fischen. Der Wind blies von Nordnordost, also meinem Wunsche entgegen: denn hätte er von Süden gestanden, so hätte ich mir zugetraut, die spanische Küste oder zum wenigsten die Bai von Cadiz zu erreichen; mein Entschluß aber stand fest, von diesem gräßlichen Ort, wehe der Wind aus welchem Loch er wolle, zu fliehen und alles andere dem Schicksal zu überlassen.



Als wir eine Weile gefischt und nichts gefangen hatten - denn wenn ich etwas an der Angel hatte, zog ich nicht hoch, damit er's nicht sähe -, sagte ich zu dem Mauren: «So geht es nicht, hier bringen wir nichts nach Hause, wir müssen uns weiter hinaus legen.» Er ahnte nichts Böses, nickte und setzte, da er vorn im Boot war, die Segel. Ich, der das Ruder hielt, steuerte das Boot fast eine deutsche Meile weiter in See, drehte dann wie zum Fischen bei, gab dem Jungen das Ruder, ging nach vorn, wo der Maure stand, und indem ich so tat, als ob ich mich hinter ihm nach etwas bückte, faßte ich ihn unversehens mit meinem Arm unter seinen Kniekehlen und schmiß ihn glatt über Bord ins Meer. Er kam gleich wieder hoch, denn er schwamm wie ein Kork, schrie zu mir und flehte, ich möchte ihn wieder einnehmen, er wolle mit mir bis in alle Welt gehen. Er schwamm so mächtig hinter dem Boot her, daß er mich sehr bald würde eingeholt haben, da wir nur wenig Wind hatten; ich ging also in die Kajüte, holte eine der Vogelflinten, wies sie ihm und rief, ich hätte ihm nichts zuleide getan und würde es auch nicht tun, wenn er Ruhe gäbe. «Aber», sagte ich, «du schwimmst gut genug, um an Land zu kommen, die See ist ruhig, und ich will dir nichts tun. Wenn du aber dem Boot nahe kommst, schieß ich dich durch den Kopf; denn ich bin entschlossen, meine Freiheit zu haben.»

So machte er kehrt und schwamm der Küste zu, und ich zweifle nicht, daß er sie erreicht hat, denn er war ein vortrefflicher Schwimmer.



Ich hätte ja auch den Jungen über Bord werfen und den Mauren mit mir nehmen können; aber ich durfte ihm nicht trauen. Als er davon war, wandte ich mich zu dem Jungen, der Xury genannt wurde, und sagte zu ihm: «Xury, willst du mir treu bleiben, so werde ich einen großen Mann aus dir machen; wenn du dir aber nicht übers Gesicht streichen und mir bei Mahomet und seines Vaters Bart Treue schwören willst, muß ich dich auch ins Meer werfen.» Der Junge lächelte mich an und redete so unschuldig, daß ich ihm nicht mißtrauen konnte, und schwor mir treu zu sein und mit mir durch die ganze Welt zu gehen.

Solange ich in Sicht des schwimmenden Mauren war, steuerte ich geradenwegs der hohen See zu, hart am Wind, damit sie denken sollten, ich sei auf die Meerenge zu gefahren, wie ohnedies jeder vernünftige Mensch

annehmen mußte; denn wer hätte glauben können, wir seien nach Süden gesegelt zu der Barbarenküste, wo ganze Völker von Schwarzen uns unfehlbar mit ihren Kanoes umzingeln und umbringen würden und wo wir keinen Schritt an Land tun könnten, ohne von wilden Tieren oder noch wilderen Menschen ohne Erbarmen gefressen zu werden?

Allein am Abend, sobald es dunkel wurde, veränderte ich meinen Kurs und steuerte geradenwegs nach Süd zu Ost, immer etwas mehr nach Ost haltend, um unter der Küste zu bleiben; und da ich einen hübschen steifen Wind hatte und glatte See, machte ich so gute Fahrt, daß ich glaube, als ich am nächsten Tage um drei Uhr nachmittags Land sichtete, konnte ich nicht weniger als 150 Meilen südlich von Salee sein, also weit über des Kaisers von Marokko oder irgendeines andern Königs Gebiet hinaus; denn es war keine lebendige Seele zu erblicken. Aber der Schreck vor den Mauren und die Angst, ihnen wieder in die Hände zu fallen, steckte mir noch so in den Knochen, daß ich nicht an Land oder vor Anker ging, sondern, da der Wind anhielt, noch fünf Tage lang so weitersegelte. Als er aber dann nach Süden sprang, nahm ich an, daß, wenn sie etwa auf mich Jagd machten, sie es nunmehr auch aufgeben würden. Also wagte ich es, an Land zu gehen und in der Mündung eines kleinen Flusses, ich wußte nicht wo oder was für eines, noch unter welcher Breite und bei welchem Volk, zu ankern. Was ich vor allem brauchte, war Trinkwasser. Es war Abend, als wir in diese Bucht kamen, und wir beschlossen, sobald es dunkel würde, ans Ufer zu schwimmen und die Gegend zu erkunden; aber kaum war es Nacht, so hörten wir ein so gräßliches Getöse vom Bellen, Brüllen und Heulen wilder Tiere uns unbekannter Art, daß der arme Junge vor Angst beinahe starb und mich anflehte, nicht vor Tag ans Ufer zu gehen. «Gut, Xury», sagte ich, «dann will ich's nicht tun; aber vielleicht werden wir am Tage Menschen zu sehen bekommen, die noch schlimmer sein werden als diese Löwen!» - «Dann», sagte Xury lachend, «wir geben sie Schuß, machen sie laufen weg!» - Ich war froh, den Jungen so lustig zu sehen, und ich gab ihm aus der Flaschenkiste unseres Patrons einen Schluck zur Stärkung. Schließlich war Xurys Rat gut, ich nahm ihn an, wir warfen unsern kleinen Anker aus und lagen die ganze Nacht über still; ich sage still, denn wir schliefen nicht, und nach zwei bis drei Stunden sahen wir großmächtige Bestien, deren Namen wir nicht nennen konnten, von allerhand Gattung zum Ufer herabkommen und ins Wasser springen, wo sie sich mit Behagen wälzten, um sich abzukühlen; und sie vollführten ein so scheußliches Geheul, wie ich mein Lebtage nicht gehört habe.

Xury hatte schreckliche Angst und ich auch. Aber unser Entsetzen stieg noch, als wir eines dieser gewaltigen Geschöpfe auf unser Boot zu schwimmen hörten. Sehen konnten wir es nicht; aber wir konnten an seinem Schnaufen erkennen, daß es ein riesiges, wildes Ungeheuer war; Xury meinte, es sei ein Löwe, und es mag auch wirklich einer gewesen sein. Der arme Kerl schrie mir zu, wir sollten den Anker lichten und davon rudern. «Nein, Xury», sagte ich, «wir können unser Ankertau mit der Boje länger auslassen und seewärts halten; weit können sie uns nicht folgen.» Kaum hatte ich das gesagt, als ich die Bestie zwei Ruderlängen weit vor uns auftauchen sah, was mir etwas in die Glieder fuhr: doch lief ich eilends zur Kajüte, nahm mein Gewehr und schoß auf das Vieh, worauf es augenblicklich kehrtmachte und wieder ans Ufer schwamm.

Unmöglich aber vermag ich den fürchterlichen Lärm, das gräßliche Schreien und Heulen zu beschreiben, das der Knall des Büchenschusses sowohl am Ufer hin als höher landeinwärts aufstörte. Ich möchte wahrhaftig glauben, diese Geschöpfe hatten nie so etwas gehört. Das überzeugte mich vollends, daß wir in der Nacht nicht an Land gehen dürften und daß es auch am Tage noch ein fragwürdiges Unternehmen sein würde.

Sei dem, wie ihm wolle, wir mußten am Ende irgendwo nach Wasser ans Ufer gehen; denn wir hatten keinen Tropfen mehr an Bord. Wann und wo wir das bewerkstelligen sollten, war die Frage. Xury sagte, wenn ich ihn gehen lassen wolle, so würde er versuchen, Wasser zu finden, und es mir bringen. Ich fragte ihn, warum er denn gehen wolle? Warum ich nicht gehen und er im Boot bleiben solle? Darauf antwortete er so treuherzig, daß ich ihn für immer lieb gewann. «Wenn wilde Männer kommen», sagte er, «essen mich, du weggeh.» - «Gut, Xury», sagte ich, «wir wollen beide gehen, und wenn die Wilden kommen, werden wir sie totschießen, und sie sollen keinen von uns fressen.» Somit gab ich Xury ein Stück Zwieback zu essen und einen Schluck aus einer der Flaschen des Patrons, und wir holten das Boot so nah, als uns gut schien, ans Ufer auf und wateten mit nichts als unseren Waffen und zwei Wasserkrügen an Land.

Ich getraute mich nicht, das Boot aus den Augen zu lassen, aus Furcht, es könnten Wilde mit ihren Kanoes den Fluß herab kommen; aber der Junge erspähte eine Senkung landeinwärts und pirschte sich dorthin, und nach einer Weile sah ich ihn wieder zu mir zurückgerannt kommen. Ich glaubte, er sei von einem Wilden verfolgt oder von einem wilden Tier erschreckt, und rannte ihm entgegen, um ihm beizustehen; aber als ich näher kam, sah ich etwas über seiner Schulter hängen; das war ein Tier, das er geschossen, ähnlich einem Hasen, nur von anderer Farbe und mit längeren Läufen. Wir waren dessenungeachtet sehr froh darüber, und es gab leckeres Fleisch. Die größte Freude aber, die Xury mitbrachte, war die Nachricht, daß er gutes Wasser gefunden und keinen Wilden gesehen hatte.

Später fanden wir freilich, daß wir uns im Wasser nicht hätten zu sorgen brauchen; denn etwas höher aufwärts an dem Bach, wo wir waren, fanden wir das Wasser süß, als die Flut, die nur eine kurze Strecke weit hereinströmte, wieder abgelaufen war. So füllten wir unsere Krüge und taten uns gütlich an dem erlegten Hasen und machten uns dann auf den Weg, da wir in dieser Gegend keinerlei Fußstapfen menschlicher Wesen gesehen hatten.



Da ich zuvor schon einmal an dieser Küste gewesen war, so wußte ich wohl, daß die Kanarischen und die Kapverdischen Inseln nicht weit davon ab lägen. Weil ich aber keine Instrumente hatte, um die Breite zu bestimmen, unter der wir waren, so konnte ich sie nicht ausfindig machen; sonst wäre mir das gewiß geglückt. So aber blieb mir nur die Hoffnung, wenn ich mich längs der Küste hielt, bis wo die englischen Kauffahrer liefen, so würde ich vielleicht eines ihrer Schiffe treffen, das uns aufnahm. Nach meiner Berechnung mußte der Ort, wo ich jetzt war, das Land sein, das zwischen dem Reich des Kaisers von Marokko und der Heimat der Neger wüst und nur von wilden Tieren bewohnt sich hinstreckt, da die Neger es aus Furcht vor den Mauren verlassen und sich mehr nach Süden gezogen haben, die Mauren aber es wegen seiner Unfruchtbarkeit nicht besiedeln mögen und weil überdies alle beide sich vor der ungeheuer großen Anzahl von Tigern, Löwen, Leoparden und anderen grimmigen Geschöpfen fürchten, die dort hausen, so daß die Mauren es bloß zur Jagd brauchen, auf die sie wie in einer Heerschar ziehen, zwei- oder dreitausend Mann auf einmal. Und wirklich sahen wir denn auf beinahe hundert englische Meilen hin nichts als ein wüstes, unbewohntes Land bei Tag und hörten nichts als das Heulen und Brüllen wilder Tiere bei Nacht.

Ein- oder zweimal vermeinte ich unter Tags den Pik von Teneriffa zu sehen, der der höchste Gipfel des Gebirges Teneriffa auf den Kanarischen Inseln ist, und es lockte mich mächtig, darauf los zu fahren, um ihn vielleicht zu erreichen. Nachdem ich es aber zweimal versucht hatte und widrige Winde mich zurückwarfen, auch die See zu hoch ging für meine Nußschale, blieb ich bei meinem ersten Beschluß, mich längs der Küste zu halten. Ich mußte, nachdem wir diese Gegend hinter uns hatten, mehrere Male wegen frischen Wassers landen. Und einmal besonders, an einem frühen Morgen, legten wir uns unter einer kleinen Landspitze, die ziemlich hoch war, vor Anker und blieben still liegen, um die Ebbe abzuwarten, die just begann, als plötzlich Xury, dessen Augen offenbar eifriger umherwanderten als die meinen, mich leise rief und mir sagte, es wäre am besten, wenn wir weiter weg vom Ufer führen; «denn», sagte er, «schau, dort drüben liegt ein schreckliches Ungeheuer an dem Hügel und schläft fest!» - Ich sah, wohin er zeigte, und erblickte in der Tat ein schreckliches Ungeheuer; denn es war ein furchtbarer, großer Löwe, der da am Ufer im Schatten eines Stückes von dem Hügel lag, das über ihn hing. - «Xury», sagte ich, «geh du ans Ufer und töte ihn.» - Xury machte ein entsetztes Gesicht und sagte: «Ich töten! Er mich essen, ein Mundvoll!» - So sagte ich nichts weiter, hieß ihn nur still liegen und nahm unsere größte Flinte, die fast so groß wie eine Muskete war, und lud sie mit einem kräftigen Schuß Pulver und zwei Stück Eisen; dann lud ich ein zweites Gewehr mit zwei Kugeln und das dritte, denn wir hatten drei, mit fünf kleineren Kugeln. Ich zielte mit der ersten Flinte ihm scharf auf den Kopf; aber er lag so mit seinem Fuß über der Nase, daß die Eisen sein Bein am Knie trafen und ihm den Knochen zerschlugen. Anfangs fuhr er knurrend auf; als er aber merkte, daß sein Bein gebrochen sei, sank er wieder hin, erhob sich dann von neuem auf die Beine und stieß das gräßlichste Gebrüll aus, das ich je gehört habe. Ich war ein wenig bestürzt, daß ich ihn nicht in den Kopf getroffen hatte; ich griff jedoch augenblicklich zur zweiten Flinte und feuerte, obwohl er fortzuhinken begann, noch einmal und schoß ihn in den Kopf, und das Herz lachte mir, als ich sah, wie er mit nur wenigem Schnaufen umsank und nach Leben schnappend dalag. Nun faßte sich Xury ein Herz und wollte gern an Land. - «Gut», sagte ich, «geh!» - Da sprang der Bursch ins Wasser und schwamm, eine kleine Flinte in einer Hand haltend, mit der anderen Hand ans Ufer, ging nahe an das Untier heran, setzte ihm das Mundloch der Flinte ans Ohr und schoß es nochmals durch den Kopf, was ihm vollends den Rest gab.

Da hatten wir nun zwar ein Wildbret, aber wir konnten's nicht essen, und es reute mich sehr, drei Schuß Pulver an eine Kreatur vertan zu haben, die uns nichts nützte war. Doch Xury sagte, er wolle etwas von ihm haben, kam an Bord zurück und bat mich, ihm das Beil zu geben. «Wozu, Xury?» fragte ich. - «Ich abschneiden sein Kopf», sagte er. Abschneiden sein Kopf gelang ihm nicht; aber er hieb ihm einen Fuß ab und brachte ihn mit, und er war ungeheuer groß.



Ich bedachte mich jedoch, daß vielleicht sein Fell auf die eine oder andere Weise uns von Nutzen sein könnte, und beschloß, es ihm, wenn möglich, über die Ohren zu ziehen. So machten Xury und ich uns daran, ihn zu bearbeiten; aber Xury verstand das Handwerk viel besser als ich; ich kam nur schwer damit zurecht. Wir hatten wirklich alle beide den ganzen Tag zu tun; aber endlich hatten wir ihn ausgepellt. Wir breiteten das Fell auf dem Dach unserer Kajüte aus, die Sonne trocknete es in ein paar Tagen, und ich benutzte es nachher, um darauf zu liegen.

Nach diesem Aufenthalt fuhren wir zehn bis zwölf Tage lang südwärts weiter. Wir aßen nur sehr sparsam von unserem Mundvorrat, der stark zusammenschmolz, und gingen nur an Land, wenn wir frisches Wasser brauchten. Mein Vorhaben dabei war, zu dem Fluß Gambia oder Senegal zu gelangen, das heißt also irgendwo in die Nähe des Kap Verde. Dort hoffte, ich, europäischen Schiffen zu begegnen. Glückte mir das nicht, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf die Suche nach den Inseln hinauszufahren oder bei den Negern umzukommen. Ich wußte, daß alle Schiffe aus Europa, die nach der Küste von Guinea oder nach Brasilien oder Ostindien fuhren, dieses Kap oder diese Inseln umsegelten. Mit einem Wort: ich setzte mein ganzes Schicksal auf die Möglichkeit, entweder einem Schiff zu begegnen oder zugrunde zu gehen.

Nachdem ich diesem Entschluß, wie gesagt, etwa zehn Tage lang gefolgt war, begann ich zu merken, daß das Land bewohnt war. An zwei oder drei Stellen sahen wir im Vorbeisegeln Menschen am Ufer stehen und uns anschauen; wir konnten auch erkennen, daß sie kohlschwarz und splitternackt waren. Einmal bekam ich Lust, zu ihnen an Land zu gehen; aber Xury beriet mich besser und sagte: «Nicht geh, nicht geh!» Dennoch hielt ich näher nach dem Ufer hin, damit ich mit ihnen reden könnte, und sah, daß sie eine gute Strecke weit am Strande entlang neben mir herliefen. Ich erkannte, daß sie keine Waffen in den Händen hatten, außer einem, der einen langen, dünnen Stock trug, wie Xury sagte, eine Lanze, mit der sie auf eine ziemliche Weite sicher zu treffen wüßten. So hielt ich mich in einigem Abstand und redete mit ihnen, so gut ich konnte, durch Zeichen; ganz besonders machte ich Zeichen, daß ich gerne etwas zu essen hätte; sie winkten, ich solle mein Boot anhalten, so wollten sie mir Speise holen. Hierauf ließ ich meine Segel etwas nieder und legte bei, und zwei von ihnen rannten ins Land hinauf und kamen in weniger als einer halben Stunde zurück und brachten zwei Stücke gedörrtes Fleisch und einiges Korn, wie sie es im Lande haben. Wir waren uns zwar über die Natur dieser zwiefachen Mahlzeit nicht klar, wollten sie aber gerne annehmen. Wie sollten wir jedoch an sie herankommen? Denn ich getraute mich nicht zu ihnen ans Ufer, und sie waren ebenso bange vor uns; sie fanden jedoch einen für beide Teile unbedenklichen Ausweg; denn sie brachten's herab an den Strand, legten's nieder, liefen wieder davon und blieben in gehöriger Entfernung stehen, bis wir's an Bord geholt hatten. Dann kamen sie wieder nahe an uns heran.

Wir machten ihnen Zeichen zum Dank, denn wir hatten nichts als Gegengabe; doch fand sich augenblicks eine prächtige Gelegenheit, ihnen einen Dienst zu erweisen. Während wir nämlich noch vor dem Ufer lagen, kamen zwei mächtige Raubtiere, deren eines das andere, wie uns schien, mit großer Wut verfolgte, von den Bergen herab zum Meere gelaufen; ob es ein Männchen war, das das Weibchen jagte, oder ob es im Spiel oder Zorn geschah, konnten wir nicht sagen, ebensowenig, ob das etwas Gewöhnliches oder Außergewöhnliches war, obwohl ich das letztere annehme. Denn erstlich lassen sich derlei Raubtiere außer der Nachtzeit nur selten blicken, und zum ändern sahen wir, daß die Leute, besonders die Weiber, furchtbar erschrecken. Sie nahmen alle Reißaus, nur der Mann mit der Lanze oder dem Wurfspieß nicht. Gleichwohl schienen es die beiden Untiere nicht auf die Neger abgesehen zu haben; denn sie rannten geradenwegs in das Wasser, tauchten unter und schwammen umher, als ob sie zu ihrer Belustigung gekommen wären. Schließlich begann das eine näher, als ich zuerst erwartet hatte, an das Boot zu kommen. Ich lag aber auf der Lauer und hatte in aller Eile meine Flinte geladen und Xury geheißt, mit den beiden ändern ebenso zu tun. Sobald es mir leidlich zum Schuß kam, feuerte ich und schoß es mitten durch den Kopf; augenblicklich versank es ins Wasser, kam aber gleich wieder hoch und tauchte auf und nieder wie im Todeskampf. Und so war es auch; es arbeitete sich auf das Ufer zu; aber die tödliche Wunde und das Wasser, das es schluckte, machten ihm, ehe es aufs Trockne kam, den Garaus.

Die Bestürzung der armen Geschöpfe über den Knall und das Feuer aus meiner Büchse ist nicht zu beschreiben; einige waren vor Angst dem Sterben nahe und fielen wie tot vor Schreck hin. Aber als sie das Tier tot ins Wasser sinken und mich ihnen Zeichen machen sahen, sie sollten an den Strand zurückkommen, faßten sie sich ein Herz und kamen herbei und begannen nach dem Tier zu suchen. Ich entdeckte es an seinem Blut, das das Wasser färbte; und mit Hilfe eines Taues, das ich darum schlang und den Negern zuwarf, zogen sie es ans Ufer und sahen, daß es ein erstaunlich schöner, wundervoll gefleckter Leopard war, und alle die Schwarzen streckten ihre Hände hoch vor Verwunderung darüber, womit ich ihn wohl getötet hätte. Das andere Tier, erschreckt von dem Feuerstrahl und dem Knall der Büchse, schwamm an Land und rannte stracks in die Berge davon, aus denen sie gekommen waren, so daß ich aus solcher Entfernung nicht ausmachen konnte, was für ein Tier es war. Ich merkte gleich, daß den Schwarzen der Mund nach dem Fleisch des Tieres wässerte. Ich machte ihnen daher Zeichen, sie möchten es sich als ein Geschenk von mir holen. Sie waren voller Dankbarkeit und fielen augenblicklich darüber her, und obwohl sie kein Messer hatten, zogen sie ihm doch mit einem geschärften Holz geschwind das Fell ab, schneller, als wir es mit einem Messer hätten tun können. Sie boten mir von dem Fleisch an. Ich dankte und tat so, als wollte ich es ihnen verehren, deutete aber auf das Fell, das sie mir bereitwillig gaben; auch schleppten sie noch viel mehr von ihren Vorräten herbei, die ich annahm. Dann hielt ich ihnen einen meiner Krüge umgekehrt hin, um ihnen zu zeigen, daß er leer sei und daß ich ihn gefüllt haben möchte. Sie riefen sogleich ein paar der Ihrigen, und zwei Weiber kamen herbei und brachten ein großes irdenes und wahrscheinlich an der Sonne gebranntes Gefäß, das sie wie zuvor für mich hinstellten. Ich schickte Xury mit meinen Krügen an Land und ließ sie alle drei füllen. Die Weiber waren, ebenso wie die Männer, splitternackt. Ich war nun mit Wurzeln, Korn und Wasser versehen und fuhr, nachdem ich meine freundlichen Neger verlassen hatte, nahezu elf Tage weiter, bis ich sah, daß das Land, etwa vier oder fünf Meilen vor mir, sehr weit ins Meer vorsprang, und da die See ruhig war, hielt ich weit von der Küste ab, um an dem Vorsprung vorbeizukommen. Als ich endlich in etwa zwei Meilen Entfernung vom Land diese Spitze umfuhr, sah ich deutlich auch auf der Seeseite Land und schloß daraus, daß jenes das Kap Verde und dieses die nach ihm genannten Kapverdischen Inseln seien, wie es auch sicherlich der Fall war. Sie lagen indessen in weiter Ferne, und ich wußte nicht, was am besten zu tun sei; denn wenn mich ein neuer Wind gefaßt hätte, so hätte ich vielleicht am Ende alle beide verloren.

In solcher Ungewißheit war ich voller Gedanken in meine Kajüte gestiegen und hatte mich niedergesetzt, als plötzlich Xury, dem ich das Ruder überlassen, laut aufschrie: «Master! Master ! Ein Schiff mit ein Segel!», wobei der närrische Junge ganz außer sich vor Angst war, weil er meinte, das könne nur eins der Schiffe seines Herrn sein, ausgesandt zu unserer Verfolgung, während ich wohl wußte, daß sie uns nicht mehr erreichen konnten. Ich stürzte aus der Kabine und sah auf den ersten Blick nicht nur das Schiff, sondern auch was für eines es war, nämlich ein Portugiese, der vermutlich auf der Fahrt nach Guinea war, um Sklaven zu holen. Als ich aber ihren Kurs verfolgte, war ich bald überzeugt, daß sie anderswohin fuhren und keine Miene machten, sich der Küste zu nähern. Worauf ich mit allen Kräften in die See hinaus strebte, um, wenn irgend möglich, mit ihnen zu reden.

Ich merkte bald, daß ich sie mit aller Segelmacht doch nicht erreichen könne und daß sie davon sein würden, ehe ich ein Zeichen geben könne. Nachdem ich jedoch alle Fetzen aufgesetzt hatte und schon zu verzweifeln anfang, schien es mir, als hätten sie mich doch mit Hilfe ihrer Ferngläser entdeckt und erkannt, daß das ein europäisches Boot sei, vielleicht von einem untergegangenen Schiff, und kürzten ihre Segel, um mich aufkommen zu lassen. Das machte mir Mut, und da ich meines Patrons Flagge an Bord hatte, ließ ich sie als Notzeichen wehen und feuerte eine Büchse ab, was beides sie gewahrten, da sie, wie sie mir nachher sagten, zwar den Schuß nicht hörten, aber den Rauch sahen. Auf diese Zeichen hin hatten sie Menschlichkeit genug, beizudrehen und mich anzulaufen, und nach beiläufig drei Stunden lag ich neben ihnen.

Sie fragten mich auf portugiesisch, spanisch und französisch, wer ich sei. Aber ich verstand keines von den dreien. Endlich jedoch rief mich ein schottischer Matrose, der an Bord war, an, und ich antwortete ihm und sagte, ich sei ein Engländer und aus der Sklaverei bei den Mauren in Salee entflohen. Da hießen sie mich an Bord kommen und nahmen mich und all meine Habe sehr freundlich auf.

Ich war, wie man sich denken kann, unaussprechlich froh darüber, aus meiner erbärmlichen und fast hoffnungslosen Lage befreit zu sein, und bot unverzüglich all mein Gut dem Kapitän des Schiffes zum Dank an. Aber der hochherzige Mann sagte, er wolle nichts von mir nehmen, sondern alle meine Habe würde mir unversehrt ausgehändigt werden, sowie wir in Brasilien ankämen. «Ich habe Euch», sagte er, «das Leben unter keinen anderen Bedingungen gerettet, als ich selbst gerettet werden möchte, und es kann mir früher oder später blühen, daß ich in der gleichen Lage von jemandem aufgenommen werde; außerdem», sagte er, «wenn ich Euch nach Brasilien bringe, so weit weg von Eurem Vaterlande, so würdet Ihr, wenn ich Euch alles wegnähme, was Ihr habt, dort verhungern ; ich würde Euch dadurch also nur das Leben nehmen, das ich Euch gegeben habe. Nein, nein, Señor Inglese», sagte er, «Herr Engländer, ich will Euch dorthin bringen, wie es einem Christenmenschen geziemt, und diese Dinge da werden Euch dazu dienen, Euch dort zu kaufen, was Ihr für Euren Lebensunterhalt braucht, und Eure Heimfahrt zu bezahlen.»

So edelmütig er sich durch dieses Anerbieten erwies, so peinlich gewissenhaft sorgte er auch für die Durchführung. Er wies das Schiffsvolk an, daß keiner wagen sollte, etwas von meinen Sachen anzurühren; alsdann nahm er alles in Verwahrung und gab mir ein genaues Verzeichnis davon, wobei er sogar meine drei

irdenen Krüge nicht vergaß. Was mein Boot betrifft, so sah er gleich, daß es sehr gut war, und sagte, er möchte es gern kaufen; was es denn kosten solle. Ich sagte, er sei so großmütig in allen Dingen mit mir verfahren, daß ich keinen Preis dafür nennen wolle, sondern es ihm überließe; worauf er sagte, er würde mir es schriftlich geben, daß er mir 80 Piaster in Brasilien dafür zahlen wolle, und wenn mir dort jemand mehr böte, so würde er den Preis entsprechend erhöhen. Er bot mir auch noch weitere 60 Speziestaler für meinen Xury, die ich zuerst gar nicht nehmen wollte, nicht weil ich ihn dem Kapitän nicht gönnte, sondern weil es mir im Herzen zuwider war, die Freiheit des Jungen zu verkaufen, der mir so treulich geholfen hatte, meine eigene wiederzuerlangen. Als ich ihm indes mein Bedenken gestand, gab er mir recht und schlug mir als Lösung vor, er wolle es dem Jungen verschreiben, daß er ihn nach zehn Jahren freilassen werde, wenn er sich taufen ließe; worauf ich ihn, da Xury selber Lust dazu hatte, dem Kapitän überließ.

Wir hatten eine sehr gute Fahrt bis Brasilien und kamen nach rund 22 Tagen in der Bay de Todos los Santos oder Allerheiligenbai an. Und so war ich denn abermals aus der jämmerlichsten Lage befreit und hatte nun zu bedenken, was ich weiterhin mit mir beginnen sollte.

Ich kann nicht genug des Edelmutts dieses Kapitäns gedenken; er wollte nichts für die Reise von mir annehmen, gab mir zwanzig Dukaten für das Leopardenfell und vierzig für das Löwenfell, und was immer sonst ich losschlagen wollte, kaufte er, wie zum Beispiel die Flaschenkiste, zwei meiner Büchsen und den Rest des Wachsklumpens; denn aus dem ändern Teil hatte ich Kerzen gemacht. So schlug ich aus meiner ganzen Bagage bei 220 Piaster, und mit diesem Kapital ging ich in Brasilien an Land.

Nicht lange, so empfahl er mich an das Haus eines ebenso ehrlichen Mannes, der ein Ingenio, wie sie es nennen, besaß, das ist eine Zuckerpflanzung nebst Zuckermühle. Dort lebte ich eine Weile und machte mich vertraut mit dem Pflanzen und Kochen des Zuckers. Denn ich sah bald, wie gut es den Pflanzern ging und wie sie von heut auf morgen reich wurden, und so beschloß ich, auch ein Pflanze zu werden, wenn ich die Erlaubnis bekäme, mich hier anzusiedeln. Inzwischen dachte ich auf irgendeine Weise mir das Geld, das ich noch in London liegen hatte, schicken zu lassen. Zu diesem Ende ließ ich mich durch eine Art Urkunde naturalisieren, kaufte so viel unbebautes Land, als mein Geld erlaubte, und machte einen Anschlag für Plantage und Wohnhaus, entsprechend dem Kapital, das ich aus England zu erwarten hatte.



Ich hatte einen Nachbar, einen Portugiesen aus Lissabon, doch von englischen Eltern geboren, namens Wells, der ganz in den gleichen Verhältnissen war wie ich. Sein Vermögen war so gering wie das meine, und wir pflanzten zwei Jahre lang eigentlich nur, was wir zur Nahrung brauchten. Wir fingen jedoch allmählich an zu florieren und unser Land in Ordnung zu bringen, so daß wir im dritten Jahr etwas Tabak pflanzen konnten und ein großes Stück Feld fürs nächste Jahr zum Anbau von Zuckerrohr herrichteten; aber es fehlte uns beiden an Hilfe, und jetzt sah ich erst gründlich ein, wie unrecht ich getan hatte, mich von meinem Xury zu trennen. Aber ach! es war kein großes Wunder, daß ich, der immer alles falsch machte, auch hier wieder nicht das Rechte getroffen hatte: Es blieb mir keine andere Wahl, als weiterzumachen; ich hatte mich auf eine Tätigkeit eingelassen, die meiner inneren Neigung ganz fern lag und ganz entgegen der Lebensweise war, an der ich Freude hatte und um derentwillen ich das Haus meines Vaters verlassen und all seinen guten Rat in den Wind geschlagen hatte; ja, ich war auf dem besten Wege, in eben den Mittelstand oder oberen Grad des niederen Lebens zu geraten, zu dem mein Vater mir so zugeredet hatte; und gesetzt, ich blieb wirklich dabei, so hätte ich ja auch ebensogut daheim bleiben können und mich nicht in der Welt herumzuschlagen brauchen, wie ich es getan hatte; und ich sagte oft zu mir selbst, daß ich das, was ich hier tat, ebensogut in England unter meinen Freunden hätte tun können, anstatt es 5000 Meilen weit unter Fremden und Wilden in einer Einöde zu tun und in einer solchen Entfernung, daß niemals auch nur die geringste Kunde aus dem Teil der Welt zu mir dringen konnte, wo man mich kannte.

Solcherart betrachtete ich meinen Zustand mit dem tiefsten Bedauern. Ich hatte keinen Menschen, mit dem ich umgehen konnte, als dann und wann diesen Nachbarn, keine Arbeit als die mit meinen Händen; und ich pflegte zu sagen, ich lebte ganz wie ein auf ein ödes Eiland Verschlagerener, der keinen Menschen hätte als sich selber.

Aber wie recht geschah mir, und wie sollten alle Menschen bedenken, wenn sie ihre gegenwärtige Lage mit einer anderen, schlimmeren vergleichen, daß der Himmel sie vielleicht wirklich in diese andere Lage versetzen mag, um ihnen durch die Erfahrung zu Gemüte zu führen, wie glücklich sie zuvor waren — ich sage, wie recht geschah mir, daß das wahrhaft einsame Leben auf einer völlig öden Insel hernach wirklich vom Schicksal mir beschieden wurde, der ich es so oft ungerechterweise mit dem Leben verglich, das ich damals führte und bei dem ich, wenn ich dabei ausgeharrt hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach überaus wohlhabend und reich geworden wäre.

Ich hatte meine Plantage schon einigermaßen nach meinem Sinn eingerichtet, ehe mein hilfreicher Freund, der Schiffskapitän, wieder abreiste. Ich erzählte ihm von meinem kleinen Kapital in London, und er gab mir den folgenden

ehrlichen Rat: «Senor Inglese», sagte er, denn so pflegte er mich zu nennen, «wenn Ihr mir Briefe mitgeben wollt und eine förmliche Vollmacht nebst Order an die Person, die Euer Geld in London verwahrt, sie solle Eure Barschaft nach Lissabon an von Euch zu bestimmende Personen schicken in Gestalt von allerlei Waren, wie sie dortzulande gesucht sind, so werde ich den Erlös daraus, so Gott will, bei meiner Rückkehr Euch aushändigen. Weil aber alle menschlichen Dinge dem Wechsel und allerhand Unstern unterworfen sind, so rate ich Euch, die Order nur auf hundert Pfund Sterling, also die Hälfte Eures Kapitals, zu schreiben. Kommen diese glücklich an, so mögt Ihr den Rest ebenso nachkommen lassen; schlägt es fehl, so bleibt Euch immer noch die andere Hälfte als Ersatz.»

Das war ein so heilsamer und ehrlicher Rat, daß ich sogleich Briefe an die Frau schrieb, bei der ich mein Geld hinterlegt hatte, nebst einer Vollmacht für den Kapitän.

Ich schrieb der englischen Kapitäns Witwe einen ausführlichen Bericht über alle meine Abenteuer, meine Sklaverei, Flucht und meine Begegnung mit dem portugiesischen Kapitän auf See, wie menschlich er sich benommen habe und in welcher Lage ich jetzt sei, nebst allen anderen nötigen Anweisungen für meine Versorgung; und als dieser ehrliche Kapitän nach Lissabon kam, fand er Gelegenheit, auch einen ausführlichen Bericht über meine Geschichte an einen Kaufmann in London hinüberzusenden, der ihr alles eindringlich wiedererzählte, worauf sie nicht nur das Geld auszahlte, sondern auch auf eigene Kosten ein sehr ansehnliches Geschenk für den portugiesischen Kapitän schickte, zum Dank für seine Menschlichkeit und Güte gegen mich. Der Kaufmann in London legte diese hundert Pfund in englischen Waren an, wie der Kapitän es geschrieben hatte, schickte sie umgehend an ihn nach Lissabon, und er brachte sie alle unversehrt zu mir nach Brasilien. Unter anderem hatte er, ohne mein Zutun (denn ich war noch zu sehr Neuling in meinem Beruf, um daran zu denken), allerlei Werkzeuge, Eisenteile und Geräte schicken lassen, die für meine Pflanzung notwendig und von großem Nutzen für mich waren.

Als diese Sendung ankam, hielt ich mein Glück für gemacht und war voller Freuden. Mein guter Mittelsmann, der Kapitän, hatte außerdem die fünf Pfund, die meine Freundin ihm als Geschenk für ihn selber geschickt hatte, dazu verwendet, einen Diener für mich auf sechs Jahre anzuwerben und mitzubringen, und weigerte sich, irgendeine Entschädigung dafür anzunehmen, außer ein bißchen Tabak aus meiner eigenen Pflanzung. Und das war noch nicht alles, sondern da die mitgebrachten Waren alle englische Erzeugnisse waren, wie Tuche, Stoffe und andere in dem Lande besonders wertvolle und begehrte Dinge, fand ich Gelegenheit, sie mit sehr großem Vorteil zu verkaufen, so daß ich sagen darf, ich erzielte mehr als den vierfachen Wert der Ladung,



und war nun meinem Nachbar unendlich überlegen, ich meine mit Bezug auf die Förderung meiner Pflanzung; denn das erste, was ich tat, war, daß ich mir einen Negersklaven kaufte und dazu noch einen europäischen Diener; ich meine, einen anderen neben dem, den der Kapitän mir von Lissabon mitgebracht hatte. - Aber wie denn oft das schönste Gedeihen die Ursache unseres größten Elends wird, so geschah es auch mit mir. Im folgenden Jahre ging es mit meiner Plantage immer besser. Ich erntete fünfzig große Rollen Tabak auf meinem eigenen Grund, außer dem, was ich meinen Nachbarn für allerhand Notdurft überlassen hatte; und die fünfzig Rollen, jede über hundert Pfund schwer, wurden aufgestapelt für die Rückkehr der Flotte von Lissabon. Und da ich nun so an Handel und Reichtum wuchs, fing mein Kopf an, sich mit Projekten und Unternehmungen weit über mein Vermögen zu füllen, wie sie in der Tat oft im Kaufmannsleben die besten Köpfe zugrunde richten.

Wäre ich in den Verhältnissen verblieben, in denen ich jetzt war, so wären mir sicherlich alle die Annehmlichkeiten zuteil geworden, um derentwillen mein Vater mir so ernstlich ein ruhiges, zurückgezogenes Leben empfohlen und mir so verständlich geschildert hatte, wie voll der Mittelstand des Lebens davon sei. Aber andere Dinge warteten meiner, und es war mir bestimmt, auch weiterhin der mutwillige Urheber meines eigenen Unglücks zu sein und meine Schuld noch zu vermehren und mir noch mehr Anlaß zu schaffen, wie Nachdenken über mich selbst, zudem es mir hernach in meinem Elend nicht an Muße fehlen sollte. All diese Irrungen waren die Folge meines hartnäckigen Festhaltens an meiner unsinnigen Neigung, in der Welt umherzuschweifen, obwohl mir doch die Möglichkeit ganz klar vor Augen lag, es mir durch einfaches, vernünftiges Verharren bei denjenigen Lebensumständen und Aussichten Wohlergehen zu lassen, die Natur und Vorsehung vereint mir anboten, wie es meine Pflicht gewesen wäre.

Also konnte ich, gleich wie damals, als ich meinen Eltern durchbrannte, auch jetzt nicht stillsitzen, sondern mußte mich aufmachen und dem nahen Glück, auf meiner Pflanzung ein wohlhabender Mann zu werden, den Rücken kehren, nur weil ich in maßloser Ungeduld begehrte, schneller emporzukommen, als es in der Natur der Dinge lag. Und so stürzte ich mich selbst wieder in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends, in den je ein Mann geraten ist.

Um denn nun, in gehöriger Folge, zu den Einzelheiten dieses Teils meiner Geschichte zu kommen, so kann sich der Leser denken, daß ich nach einem nun fast vierjährigen Aufenthalt in Brasilien als erfolgreicher Pflanzter die Sprache des Landes erlernt und auch viele Bekannte und Freunde unter meinen Mitpflanzern sowie unter den Kaufleuten unseres Hafens St. Salvador gefunden hatte. Ich hatte ihnen in manchem Gespräch von meinen zwei Reisen nach der Küste von Guinea erzählt und von der Art, wie man mit den Schwarzen handeln müsse und wie leicht es sei, gegen allerlei Tand, als da sind Glasperlen, Spielzeug, Messer, Scheren, Beile, Stücke Glas und dergleichen, nicht allein Goldstaub, guinesisches Korn, Elefantenzähne usw. einzutauschen, sondern auch Schwarze zur Sklavenarbeit in Brasilien in großer Zahl.

Sie spitzten zu diesen meinen Berichten immer scharf die Ohren, sonderlich wenn vom Negerkauf die Rede ging, einem Handel, der damals noch nicht sehr im Schwünge war und überdies nur kraft Assentios, das sind Permissen der Könige von Spanien und Portugal, ausgeübt werden durfte und von ihnen besteuert wurde, so daß nur wenige Schwarze und diese wenigen zu ungeheuren Preisen herübergebracht wurden.

Als ich einst in Gesellschaft einiger Kaufleute und Pflanzter meiner Bekanntschaft sehr dringlich von diesen Dingen geredet hatte, geschah es, daß ihrer drei am nächsten Morgen zu mir kamen und mir sagten, sie hätten über meine Worte von gestern Abend sehr lebhaft nachgedacht und kämen nun, um mir im geheimen einen Vorschlag zu machen. Und nachdem ich ihnen reinen Mund versprochen, eröffneten sie mir, sie hätten Lust, ein Schiff nach Guinea auszurüsten; sie besäßen alle gleich mir Pflanzungen, und es fehle ihnen an nichts so sehr wie an Sklaven. Ein eigentlicher Handel lasse sich nicht daraus machen, weil man ja die Neger hier nicht öffentlich verkaufen dürfe; daher wünschten sie nur eine einzige Reise zu machen, um die Neger insgeheim an Land zu bringen und auf ihre eigenen Plantagen zu verteilen. Mit einem Wort: die Frage war, ob ich als ihr



Warenaufseher mit dem Schiff gehen wolle, um den Ankauf an der guinesischen Küste zu leiten, und sie boten mir gleichen Anteil an der Menschenware, ohne daß ich etwas zum Kapital zuzuschießen brauchte. Das wäre in Wahrheit ein gutes Angebot gewesen für einen, der nicht eine eigene Ansiedlung und Pflanzung gehabt hätte, die sich blühend entwickelte, samt einem ansehnlichen Kapital darauf. Für mich aber, der ich in dieser glücklichen Lage war und nichts zu tun brauchte, als drei oder vier Jahre lang so weiterzumachen, wie ich begonnen hatte, wobei ich mir noch die anderen hundert Pfund aus England hätte schicken lassen können, so daß ich es mit dieser kleinen Zugabe sicherlich auf ein Vermögen von drei- bis viertausend Pfund Sterling gebracht hätte, das auch noch gewachsen wäre - für mich bedeutete der Gedanke an eine solche Reise das Allerverkehrteste, was ein Mann in solchen Verhältnissen sich einfallen lassen konnte.

Aber ich, zum Verderben meiner selbst geboren, konnte dem Angebot ebensowenig widerstehen, wie ich damals meine Abenteuerlust hatte abtun können, als mein Vater vergeblich mit seinem guten Rat in mich drang. Und kurz: ich sagte ihnen, ich wolle von Herzen gerne gehen, wenn sie es übernehmen wollten, in meiner

Abwesenheit sich um meine Plantage zu kümmern und sie, falls mir etwas Menschliches zustieße, dem von mir bestimmten Erben zu übergeben.

Sie versprochen es alle und gaben es mir schriftlich, und ich machte förmlich meinen letzten Willen, durch den ich den Schiffskapitän, meinen Lebensretter, als meinen Universalerben einsetzte, mit der Bedingung, daß die Hälfte der Erzeugung ihm gehören und die andere Hälfte nach England verschifft werden sollte.

Kurz, ich traf alle nur möglichen Vorsichtsmaßnahmen, um meinen Besitz zu sichern und meine Pflanzung zu erhalten; hätte ich halb soviel Voraussicht für meine eigene Person aufgebracht und mir klargemacht, was ich hätte tun sollen und was nicht, so hätte ich sicherlich niemals einem so gedeihenden Unternehmen und einer so vielversprechenden Zukunft den Rücken gekehrt, um auf eine Seereise zu gehen, die ja immer ihre Gefahren birgt, gar nicht zu reden von den Gründen, die ich hatte, für mich selber ganz besonderes Mißgeschick zu erwarten.

Aber ich wurde blindlings getrieben und gehorchte meinem Wahn mehr als meiner Vernunft; und als das Schiff nun ausgerüstet und alles unserer Übereinkunft nach hergerichtet war, ging ich, abermals in einer Unglücksstunde, am 1. September 1659, an Bord, an demselben Tage, an dem ich vor acht Jahren meinem Vater und meiner Mutter in Hull entlaufen war als ein Aufsässiger gegen sie und ein Narr gegen mich selber.

Unser Schiff hatte ungefähr 120 Tonnen, 6 Kanonen und 14 Mann, ungerechnet den Kapitän, seinen Jungen und mich selbst. Wir führten keine große Ladung mit, sondern nur den Kleinkram für den Sklavenkauf: Glasperlen, Muscheln, kleine Spiegel, Messer, Scheren und dergleichen.

Noch am selben Tage, als ich an Bord ging, setzten wir Segel und steuerten nordwärts mit der Absicht, nach der afrikanischen Küste hinzuwenden, wenn wir erst unterm 10. oder 12. Grad nördlicher Breite wären, was damals wohl der gewöhnliche Kurs war. Wir hatten sehr gutes Wetter, nur überaus heiß, die ganze Küste entlang, bis wir auf die Höhe des Kaps St. Augustino kamen, von wo wir weiter in See hinaus drehten, so daß wir das Land bald aus dem Gesicht verloren. Wir steuerten in Richtung auf die Insel Fernando de Noronha, Kurs Nordost zu Nord, und ließen sie östlich liegen. Auf diesem Kurs passierten wir nach etwa zwölf Tagen die Linie und waren nach unserer Observation unter 7° 22' nördlicher Breite, als ein heftiger Tornado oder Orkan uns völlig vom Wege verschlug. Er begann aus Südost, sprang nach Nordost und setzte sich dann fest in Nordost, von wo er mit so furchtbarer Wut blies, daß wir zwölf Tage lang nichts tun konnten, als uns, immer vor ihm weglauend, treiben zu lassen, wohin immer das Schicksal und die Wut der Winde es wollten. Und ich brauche nicht zu sagen, daß ich an jedem dieser zwölf Tage darauf gefaßt war, verschlungen zu werden, und auch kein anderer auf dem Schiff dachte mit dem Leben davonzukommen.

In dieser Not starb uns zu all dem Sturmschrecken noch einer unserer Leute am Fieber, und ein anderer samt dem Schiffsjungen wurde über Bord gespült. Am zwölften Tage, als das Wetter etwas ruhiger wurde, nahm unser Kapitän die Höhe und fand, daß er etwa unter 11° nördlicher Breite, aber 22 Längengrade westlich vom Kap St. Augustino war, daß er also auf die Küste von Guayana oder Nordbrasilien zu getrieben war, oberhalb des Amazonenstroms, auf den Strom Orinoko zu, der gewöhnlich nur der Große Strom genannt wird. Er begann nun mit mir zu beraten, welchen Kurs er nehmen solle, und meinte, er wolle geradenwegs wieder zur brasilianischen Küste umkehren, da das Schiff leck und übel zugerichtet war.

Ich war durchaus dawider. Wir studierten die Karten der amerikanischen Seeküste miteinander und kamen zu dem Schluß, es sei kein bewohntes Land da, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen könnten, ehe wir nicht in den Bereich der Karibischen Inseln kämen. Daher beschlossen wir, gegen Barbados zu segeln, das wir in etwa 15 Tagen leicht zu erreichen hofften, wenn wir in die offene See hinaus hielten, um die Strömung der Bai oder des Golfs von Mexiko zu vermeiden. Denn unsere Fahrt nach der afrikanischen Küste ohne Hilfe fortzusetzen war ganz unmöglich. Somit änderten wir unsern Kurs und steuerten Nordwest zu West, um eine unserer englischen Inseln zu erreichen, wo ich Beistand zu finden hoffte. Aber es war uns anders bestimmt; denn unter 12° 18' Breite überfiel uns ein neuer Sturm, der uns mit demselben Ungestüm nach Westen verschlug und so weit von allem menschlichen Verkehr abtrieb, daß, wenn wir auch alle aus der Seenot gerettet worden wären, wir dennoch Gefahr liefen, eher von Wilden gefressen zu werden, als je wieder in unser eigenes Land zu kommen.

In dieser Not, bei noch immer heftig stürmendem Winde, schrie einer unserer Leute früh am Morgen «Land!», und wir waren kaum aus der Kajüte gestürzt, um Ausschau zu halten, in der Hoffnung, zu sehen, wo in der Welt wir nun eigentlich seien, als auch schon das Schiff auf eine Sandbank stieß und augenblicklich infolge des jähen Rucks die See so mächtig darüber her brach, daß wir alle dachten, es sei um uns geschehen, und uns eilends unter Deck verkrochen, um vor dem Schaum und Gischt Schutz zu suchen.

Wer nie in dergleichen Not gewesen ist, kann sich nicht leicht die Bestürzung der Menschen in solcher Lage vorstellen. Wir wußten nicht, auf welches Land wir getrieben, ob Insel oder Festland, bewohnt oder unbewohnt. Und da die Wut des Windes noch immer groß war, konnten wir nicht hoffen, daß sich das Schiff länger als ein paar Minuten halten würde, ohne in Stücke zu bersten, der Wind wäre denn durch ein halbes Wunder augenblicklich umgesprungen. Mit einem Wort: wir saßen und sahen einander an und erwarteten mit jedem Augenblick den Tod, jeder auf seine Art; denn mehr konnten wir dabei nicht tun. Unser einziger Trost war, daß wider Erwarten das Schiff noch nicht zerbrach und daß der Kapitän sagte, der Wind begänne nachzulassen. Obschon nun der Wind ein wenig abzuflauen schien, lag das Schiff doch zu fest auf dem Sand, als daß wir hoffen konnten, es flott zu kriegen. Wir waren wirklich in einer schrecklichen Lage, und es blieb uns nichts übrig, als darauf zu denken, wie wir unser Leben retten könnten, so gut es ging.

Wir hatten ein Boot am Heck gehabt, in Luv; aber es war zuerst durch Anschläge gegen das Schiffsruder leck geworden, dann losgerissen und entweder gesunken oder in See getrieben. So war es damit vorbei. Wir hatten ein zweites Boot an Bord; aber die Kunst war, wie es ins Wasser bringen? Allein da galt kein Palavern; denn wir sahen schon jede Minute das Schiff in Stücke bersten, und einige behaupteten, es sei bereits gebersten. In dieser Not packte der Steuermann das Boot und schwang es mit Hilfe der übrigen Mannschaft über Bord. Wir warfen uns alle hinein, ließen es los und ergaben uns, elf an der Zahl, der Gnade Gottes und der See. Denn wenn auch der Sturm beträchtlich nachgelassen hatte, so brandete doch die See furchtbar hoch über das Ufer und konnte mit Recht, wie es bei den Holländern geschieht, «den wild Zee» genannt werden. Wir waren nun in einer grauenvollen Lage; denn wir sahen klar, daß das Boot sich in diesem Seegang nicht würde halten können und daß wir alle unfehlbar ertrinken mußten. Segel konnten wir nicht aufsetzen;



denn wir hatten keine und hätten damit auch nichts ausrichten können. So arbeiteten wir uns mit Rudern auf das Ufer zu, obwohl mit schweren Herzen, wie Männer, die ihrer Hinrichtung entgehen; denn wir wußten alle, daß das Boot, sowie es dem Ufer nahe kam, von der Brandung der See in tausend Stücke zerschmettert werden mußte. Trotzdem befahlen wir unsere Seelen aufs inbrünstigste dem lieben Gott und halfen dem Wind, der uns auf das Land zutrieb, mit unseren eigenen Händen zu unserem Untergang, indem wir aus Leibeskräften ruderten.

Ob das Ufer felsig oder sandig, steil oder flach war, wußten wir nicht; der einzige Schatten von Hoffnung, den wir vernünftigerweise noch haben konnten, war, daß wir vielleicht in irgendeine Bucht oder Flußmündung gelangen würden, in die wir, wenn alles gut ging, unser Boot hineinragen könnten; oder daß wir in Lee des Landes und somit in glattes Wasser kämen. Aber nichts dergleichen bot sich uns, sondern je näher und näher wir dem Ufer kamen, um so drohender sah das Land aus, drohender noch als die See.

Nach etwa anderthalb Meilen Ruderns kam eine rasende Woge berghoch hinter uns her gerollt, begierig, uns den letzten Gnadenstreich zu versetzen. Sie faßte uns, kurz gesagt, mit solcher Gewalt, daß das Boot sofort umschlug. Sie riß uns gleichzeitig vom Boot und voneinander weg, und kaum daß uns Atem blieb, «O Gott!» zu schreien, waren wir auch schon im Nu von ihr verschlungen.

Niemand kann den Wirrwarr meiner Gedanken beschreiben, als ich im Wasser versank. Denn obwohl ich ein guter Schwimmer war, vermochte ich mich doch nicht herauszurufen, um Atem zu holen, bis mich die Woge weit auf das Ufer hinaufgetrieben oder besser getragen hatte. Sie überstürzte sich, flutete zurück und ließ mich fast trocken, aber halbtot von dem eingeschluckten Wasser auf dem Strand liegen. Ich hatte noch gerade genug Geistesgegenwart und Atem, um auf meine Füße zu springen und so schnell als möglich weiter landeinwärts zu rennen, ehe eine neue Woge käme und mich zurückrisse. Aber bald erkannte ich, daß ich dem unmöglich entgehen konnte; denn ich sah die See hoch wie einen großen Hügel hinter mir drein kommen und grimmig wie einen Feind, gegen den mich zu wehren ich weder Waffen noch Kräfte hatte. Es blieb mir nur übrig, den Atem anzuhalten und nach Möglichkeit oben zu schwimmen und mich mit aller Kraft so weit auf das Land zu arbeiten, daß die See mich nicht wieder beim Zurückfluten mitreißen könnte.

Die neu über mich hereinbrechende Woge begrub mich augenblicklich zwanzig bis dreißig Fuß tief in sich, und ich konnte fühlen, wie ich mit ungeheurer Kraft und Schnelligkeit eine beträchtliche Strecke landwärts getrieben wurde; aber ich hielt den Atem an und half aus aller Macht mit Schwimmen nach. Ich war nahe am Bersten, als ich merkte, daß ich hochkam. Im nächsten Augenblick schossen auch schon mein Kopf und meine Hände übers Wasser empor, und obwohl ich mich kaum zwei Sekunden lang so halten konnte, half es mir doch sehr und gab mir Atem und neuen Mut. Das Wasser verschlang mich gleich wieder für eine gute Weile, aber doch nicht so lange, daß ich es nicht hätte aushaken können; und sobald ich spürte, daß die Welle sich ergossen hatte und zurückzufluten begann, strebte ich gegen sie an nach vorwärts und fühlte abermals Grund unter den Füßen. Ich stand ein paar Sekunden still, um Luft zu schnappen, ließ das Wasser ablaufen und machte mich dann auf die Fersen und rannte aus Leibeskräften landeinwärts. Aber auch jetzt entwichte ich der Wut der See noch nicht; sie stürzte mir von neuem nach, und noch zweimal wurde ich von den Wogen hochgehoben und vorgeschleudert, da das Ufer sehr flach war.

Beim letzten Male war es um ein Haar um mich geschehen; denn die See, die mich vorwärts wirbelte, trieb mich oder vielmehr schleuderte mich gegen eine Klippe, und zwar mit solcher Macht, daß ich bewußtlos und hilflos liegenblieb. Der Stoß hatte mich in Seite und Brust getroffen, so daß mir der Atem aus dem Halse herausfuhr, und wäre die Flut gleich wieder gekommen, so hätte ich in ihr ersticken müssen. Aber ich erholte mich ein wenig, ehe noch die Wogen wiederkehrten, und da ich sah, daß sie mich beim nächsten Male abermals überfluten würden, beschloß ich, mich an einem Stück des Felsens anzuklammern und so meinen Atem, wenn möglich, anzuhalten, bis der Stoß vorüber. Da ich nun doch schon höher am Land war, kamen die Wellen nicht mehr so hoch wie zuvor, und ich hielt mich fest, bis sie verlaufen waren, rannte dann weiter, so daß mich die nächste Woge zwar noch erreichte, aber mich nicht mehr zurückriß, und kletterte erleichterten Herzens an den Klippen der eigentlichen Küste hinauf und setzte mich ins Gras, aus aller Gefahr befreit und außer Reichweite der See.

Nun war ich heil gelandet, sah mich um und dankte Gott, daß er mein Leben, das wenige Minuten zuvor verloren schien, gerettet. Ich glaube, es ist unmöglich, den Lebenden das Entzücken und den Jubel der Seele zu schildern, wenn sie so, ich darf wohl sagen, aus dem leibhaftigen Grabe errettet ist; und ich wundere mich nun nicht mehr über den Brauch, daß, wenn ein armer Sünder, der schon den Strick um den Hals hat und soeben von der Leiter gestoßen werden soll, plötzlich begnadigt wird: ich sage, ich wundere mich nicht, daß man dann gleich einen Wundarzt mitbringt, der ihm bei der Nachricht die Adern öffnet, damit der Freudenschreck ihm nicht die Lebensgeister aus dem Herzen treibt und ihn überwältigt; denn «jähre Freud trifft wie Leid».



Ich ging an den Ufern hin und her, hob meine Hände und, so zu reden, mein ganzes Wesen auf, durchströmt von Gedanken über meine Errettung, mit tausenderlei Gebärden und Bewegungen, die ich nicht beschreiben kann, und stellte mir immer wieder vor, daß alle meine Gefährten ertrunken waren und keine einzige lebendige Seele gerettet als ich allein. Denn ich sah keinen einzigen von ihnen je wieder, noch auch irgendeine Spur von ihnen außer drei Hüten, einer Mütze und zwei ungleichen Schuhen. Als ich meine Augen auf das gestrandete Schiff richtete, ging Brandung und Gischt so hoch, daß ich es kaum sehen konnte, und es lag so weit weg, daß ich dachte: O Gott! wie war es möglich, daß ich bis ans Ufer kommen konnte.

Nachdem sich mein Herz so an meiner Rettung geweidet hatte, begann ich mich umzuschauen, an was für einem Ort ich eigentlich wäre und was zunächst zu tun sei. Da entfiel mir der Mut bald wieder, und ich fand, daß dies in Wahrheit eine Rettung furchtbarer Art war; denn ich war durchnäßt, hatte keine ändern Kleider, noch irgend etwas zu essen und zu trinken zu meiner Labsal und sah kein anderes Schicksal vor mir, als Hungers zu sterben oder von wilden Tieren zerrissen zu werden. Was mich am meisten beunruhigte, war, daß ich keine Waffe hatte, um irgendein Getier für meine Notdurft zu jagen und zu töten oder mich gegen andere Tiere zu verteidigen, die mich töten könnten. Kurz, ich hatte nichts bei mir als ein Messer, eine Tabakspfeife und etwas Tabak in einer Dose; das war mein ganzer Vorrat. Darüber geriet ich in solche Verzweiflung, daß ich eine Weile wie ein Wahnsinniger umherlief.

Als die Nacht hereinbrach, fiel mir das Schicksal schwer aufs Herz, das mir drohte, wenn wilde Tiere in diesem Lande hausten, die bei Nacht auf Raub gingen. Es fiel mir kein besserer Schutz gegen sie ein, als auf einen dichtverwachsenen, tannenähnlichen, aber dornigen Baum zu klettern, der in der Nähe stand und auf dem ich die ganze Nacht über zu hocken beschloß, um dann am nächsten Morgen weiter darüber nachzudenken, welchen Todes ich sterben würde; denn vorderhand sah ich keine Hoffnung, am Leben zu bleiben. Ich ging etwa eine Achtelmeile weit von der Küste weg, um nach frischem Trinkwasser zu suchen; zu meiner großen Freude fand

ich auch welches; und nachdem ich getrunken und etwas Tabak in den Mund gesteckt hatte gegen den Hunger, kehrte ich zu dem Baume zurück, kletterte hinauf und setzte mich so zurecht, daß ich nicht im Schlaf hinunterfallen konnte. Ich schnitt mir zuvor noch einen kurzen Knüppel als Waffe, bezog dann mein Nest und fiel, da ich übermüdet war, in tiefen Schlaf. Ich schlief so süß, wie wohl nur wenige in meiner Lage geschlafen hätten, und fand mich ungemein erfrischt.

Als ich erwachte, war es heller Tag, das Wetter klar und der Sturm vorüber, so daß die See nicht mehr tobte und schwoll wie gestern. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß das Schiff über Nacht von der Sandbank, auf der es gelegen, durch die steigende Flut abgehoben und fast bis an den Felsen, gegen den ich so unsanft geschleudert worden, heraufgetrieben war.



Da diese Stelle nur etwa eine englische Meile von mir entfernt war und das Schiff noch aufrecht zu stehen schien, so wünschte ich mich an Bord, um wenigstens einige nötige Dinge für mich zu retten. Als ich aus meinem Schlafzimmer in dem Baum hinabgestiegen war, hielt ich abermals Umschau, und das erste, was ich gewahrte, war das Boot, das dalag, wie der Sturm und die See es auf den Strand geworfen hatten, etwa zwei englische Meilen zur rechten Hand. Ich eilte, soweit ich konnte, zum Strand, stieß aber auf eine Wasserzunge, die, eine halbe englische Meile breit, zwischen mir und dem Boot lag. Also kehrte ich für diesmal um und beschäftigte mich vielmehr damit, wie ich auf das Schiff kommen könnte, wo ich etwas für meinen Unterhalt zu finden hoffte.

Kurz nach Mittag war die See ganz still und Ebbe bis weit hinaus, so daß ich bis auf eine Viertelmeile an das Schiff herankommen konnte. Und nun ergriff mich ein neuer Schmerz; denn ich sah augenscheinlich, daß wir alle gerettet worden wären, wenn wir an Bord geblieben wären, das heißt, wir wären alle heil an Land gekommen, und ich wäre nicht so elend ohne Trost und Gefährten allein geblieben wie jetzt. Das preßte mir von neuem Tränen aus den Augen; aber weil das auch nichts helfen konnte, entschloß ich mich, wenn möglich auf das Schiff zu gehen. Ich zog also meine Kleider aus, denn es war außerordentlich heiß, und begab mich ins Wasser. Als ich aber an das Schiff kam, erhob sich die noch größere Schwierigkeit, hinaufzukommen; denn da es fest auf Grund lag und hoch aus dem Wasser herausragte, fand ich nirgends einen Halt. Ich schwamm zweimal rundherum, und beim zweiten Male erspähte ich ein kurzes Ende Tau. Ich wunderte mich, daß ich es nicht gleich gesehen hatte. Es hing von den Bugketten so tief herab, daß ich es, obwohl mit großer Mühe, zu fassen bekam und daran auf die Vorderback hinaufkletterte. Hier fand ich, daß das Schiff geborsten war und eine Menge Wasser im Raum hatte und daß es an einer Bank von hartem Sand oder vielmehr Erdreich lag, das Heck hoch über die Bank ragend, der Bug aber fast im Wasser. Infolgedessen war sein ganzes Achterdeck frei und mit allem, was es enthielt, trocken. Man kann sich denken, daß ich zu allernächst daran ging, zu suchen und zu sehen, was verdorben und was noch gut war. Meine erste Entdeckung war, daß der gesamte Mundvorrat trocken und vom Wasser unberührt war; und da meine Eßlust nicht gering war, ging ich in die Brotkammer, stopfte mir die Taschen voll Zwieback und aß im Weiterstöbern; denn Zeit hatte ich nicht zu verlieren. Ich fand auch etwas Rum in der großen Kajüte und tat einen guten Zug, was mir auch sehr not tat zur Stärkung für das, was mir noch bevorstand. Nun fehlte mir nur noch ein Boot, um mich mit vielerlei Sachen zu versorgen, von denen ich voraussah, daß ich sie notwendig brauchen würde.

Bloßes Stillesitzen und Wünschen konnte nichts helfen. Aber die Not machte mich erfinderisch. Wir hatten verschiedene Rahen, zwei oder drei lange Holzsparren und ein oder zwei Toppmasten auf Vorrat im Schiff. Ich beschloß, mich an diese zu machen, warf davon, so viele ich schleppen konnte, über Bord und band sie mit Tauen fest, damit sie nicht abtrieben. Dies getan, kletterte ich an der Schiffswand hinunter, zog die Hölzer an mich, band vier davon an beiden Enden, so fest ich konnte, aneinander zu einem Floß und legte zwei oder drei kurze Planken quer darüber. Ich fand, daß ich zwar sehr wohl darauf gehen konnte, daß es aber zu leicht war, um größere Lasten zu tragen. So machte ich mich abermals ans Werk und sägte mit der Zimmermannssäge einen der vorrätigen Toppmasten in drei gleiche Längen und fügte sie mit großer Mühe und Arbeit auf mein Floß. Die Hoffnung, mich mit all den notwendigen Dingen versehen zu können, gab mir Kräfte, die ich sonst nicht gehabt hätte.

Mein Floß war nun stark genug, um jede einigermaßen vernünftige Last zu tragen. Meine nächste Sorge war, womit ich es beladen und wie ich die Fracht vor der überschlagenden See schützen sollte. Darüber zerbrach ich mir jedoch nicht lange den Kopf; zuerst legte ich alle Bretter und Planken darauf, deren ich habhaft werden konnte, sodann nahm ich drei Matrosenkisten, erbrach und leerte sie und ließ sie auf das Floß hinunter; die erste füllte ich mit Proviant, und zwar Brot, Reis, drei holländischen Käsen, fünf Stücken gedörrten Ziegenfleisches und einem Rest europäischen Kornes, das wir als Futter für einige inzwischen geschlachtete Hühner mit hatten. Es war Gerste und Weizen vermischt gewesen; aber zu meiner großen Enttäuschung entdeckte ich hernach, daß die Ratten alles gefressen oder verdorben hatten. An Getränk fand ich einige Flaschenkisten, die unserm Kapitän gehört hatten, mit etwas Kordialwasser und über fünf oder sechs Gallonen Wein, die ich abseits verstaute, weil sie wasserdicht waren und in der Kiste nicht Raum fanden. Inzwischen begann die Flut, wenn auch sehr ruhig, zu steigen, und ich mußte zu meinem großen Leidwesen mit ansehen, wie mein Rock, Wams und Hemd, die ich auf dem Ufersand gelassen, davonschwammen; ich war nur in meinen kurzen Leinenhosen und Strümpfen an Bord geschwommen. Dies brachte mich indessen darauf, nach Kleidern zu suchen. Ich fand eine Menge, nahm aber nur soviel mit, wie ich für diesmal brauchte; denn ich hatte noch andere Dinge im Auge: vor allem Werkzeug zur Arbeit am Land. Nach langem Suchen geriet ich an die Kiste des Schiffszimmermanns: eine kostbare Beute! Viel wertvoller für mich, als eine Schiffsladung voll Gold mir in diesem Augenblick gewesen wäre! Ich verlud sie, wie sie war, auf mein Floß, ohne Zeit mit Öffnen zu verlieren; denn ich wußte ohnedies ungefähr, was sie enthielt.

Demnächst war mir's um Waffen und Munition zu tun. In der Kajüte befanden sich zwei sehr gute Vogelflinten und zwei Pistolen; diese nahm ich sogleich an mich samt einigen Pulver-hörnern und einem kleinen Sack mit Kugeln sowie zwei kleinen alten, rostigen Schwertern. Ich wußte, daß drei Pulverfässer im Schiff waren, aber nicht, wo sie der Stückmeister verstaute hatte; nach vielem Suchen fand ich sie jedoch; zwei davon waren trocken und gut, das dritte aber war naß geworden; diese zwei schleppte ich samt den Waffen auf mein Floß. Jetzt glaubte ich, genug geladen zu haben, und begann zu überlegen, wie ich mit meiner Fracht an Land kommen könnte, da ich weder Segel noch Ruder noch Steuer hatte und jede Mütze voll Wind meine ganze Schiffferei umblasen mußte.

Dreierlei machte mir Mut: erstlich die glatte, stille See, zweitens die auflaufende Flut und drittens ein schwacher Wind, der mich landwärts trieb. Ich hatte noch zwei oder drei zerbrochene Ruder gefunden, die zu dem Boot gehörten, und noch zwei Sägen, eine Axt und einen Hammer, und mit dieser Ladung stieß ich ab. Etwa eine Meile weit fuhr mein Floß vortrefflich, nur merkte ich, daß es ein wenig von meinem vorigen Landungsplatz abtrieb, woran ich erkannte, daß eine Strömung in dem Wasser lief. Das ließ mich hoffen, daß ich einen Bach oder Fluß in der Nähe finden würde, den ich als Hafen benutzen könnte.

Und so war es auch wirklich; eine kleine Öffnung des Landes erschien vor mir, und ich merkte, daß eine starke Strömung mit der Flut hineindrang. Ich steuerte also mein Floß so, daß es möglichst die Mitte dieser Strömung hielt. Hierbei aber hätte ich um ein Haar zum zweiten mal Schiffbruch erlitten, was mir sicherlich das Herz gebrochen hätte; denn da ich die Küste gar nicht kannte, lief mein Floß mit einem Ende auf seichten Grund, und da es mit dem anderen Ende nicht festsatz, so fehlte nur wenig, daß meine ganze Ladung auf das Ende, das noch flott war, hinabgerutscht und so ins Wasser gefallen wäre. Ich tat mein äußerstes, die Kisten festzuhalten, indem ich mich mit dem Rücken gegen sie stemmte. Es gelang mir mit aller meiner Kraft nicht, das Floß flott zubringen, und ich durfte auch nicht aus meiner Stellung weichen und stand so, die Kisten mit aller Macht haltend, fast eine halbe Stunde lang. Währenddessen stieg das Wasser immer höher, hob mein Floß wieder in gleiche Lage und machte es schließlich vollends wieder flott. Ich stieß es mit dem Ruder in die rechte Fahrt, trieb höher aufwärts und befand mich endlich in der Mündung eines kleinen Flusses mit Land an beiden Seiten. Ich schaute nach rechts und links, um einen bequemen Platz zum Landen zu finden; denn ich wollte nicht allzuweit den Fluß hinauffahren, sondern möglichst nahe an der Küste bleiben, weil ich früher oder später ein Schiff



auf See zu sichten hoffte. Ich erspähte schließlich eine kleine Bucht an dem rechten Ufer des Flusses, zu der ich mein Floß mit großer Mühe und Beschwerlichkeit hinsteuerte und der ich endlich so nahe kam, daß ich mit meinem Ruder Grund fühlte und das Floß hineinlenken konnte. Aber hier bestand abermals Gefahr für meine Fracht; denn da das Ufer sehr abschüssig war, so wäre mein Floß beim Auflaufen an einem Ende hochgehoben worden und mit dem anderen unter Wasser geraten und meine Fracht wäre hinuntergerutscht. Ich konnte nichts tun als abwarten, bis die Flut am höchsten war, und mittlerweile das Floß mit meinem Ruder als Anker seitlich am Ufer festhalten, nahe bei einer flachen Stelle, von der ich annahm, daß das Wasser sie überfluten werde. Das tat es auch; und sobald genug Wasser da war - denn mein Floß hatte etwa einen Fuß Tiefgang -, trieb ich es auf diese flache Stelle und machte es dort fest, indem ich meine beiden gebrochenen Ruder in den Grund bohrte, das eine an einem Ende, das zweite am andern Ende; und so lag ich, bis das Wasser wieder ablief und mein Floß samt der ganzen Ladung wohlbehalten auf Grund setzte.

Meine nächste Aufgabe war nun, das Land auszukundschaften und einen geeigneten Platz für meine Wohnung zu suchen, wo ich auch all mein Gut verstauen und es vor jeder Gefahr in Sicherheit bringen konnte. Wo ich war, wußte ich noch nicht: ob auf dem Festland oder auf einer Insel, ob in bewohnter oder unbewohnter Gegend, ob in Gefahr vor wilden Tieren oder nicht. Etwa eine Meile von mir entfernt, erhob sich ein sehr steiler und hoher Hügel, der einige andere Hügel noch zu überragen schien, die nördlich von ihm in einer Reihe lagen. Ich nahm eine von den Vogelflinten, eine Pistole und ein Pulverhorn, und, so bewaffnet, machte ich mich auf die Entdeckungsreise zum Gipfel dieses Hügels. Nachdem ich ihn mit vieler Mühe und Beschwerde erklommen hatte, sah ich zu meiner großen Betrübnis mein Schicksal vor mir, nämlich, daß ich mich auf einer Insel befand, die rings von der See umgeben war. Nirgends war Land zu sehen, außer ein paar Klippen, die in weiter Ferne lagen, und zwei noch kleineren Inseln etwa drei Meilen weit westlich.

Ich sah auch, daß die Insel, auf der ich stand, öde und allem Anschein nach nicht bewohnt war, außer von wilden Tieren, von denen mir jedoch keines zu Gesicht kam. Ich sah nur eine Menge Federvieh, ohne aber zu wissen, welcher Art und ob es eßbar wäre oder nicht, wenn ich es schösse. Auf dem Rückweg schoß ich einen großen Vogel, den ich am Rande eines großen Waldes auf einem Baum sitzen sah. Ich glaube, das war der erste Schuß, der hier fiel seit Erschaffung der Welt; ich hatte kaum losgebrannt, als von allen Seiten aus dem Walde zahllose Scharen von Geflügel aller Art aufstoben und einen wirren Lärm vollführten, jedes auf seine Weise krähen und schreiend, keines aber von irgendeiner Gattung, die ich kannte. Das von mir geschossene Tier nahm ich für eine Art Habicht, seiner Farbe und seinem Schnabel nach, obwohl es keine besonders großen Fänge und Klauen hatte; sein Fleisch schmeckte nach Aas und war nicht zu gebrauchen.

Mit dieser Entdeckung ließ ich's genug sein, ging zu meinem Floß zurück und machte mich daran, meine Ladung an Land zu schaffen, womit ich den ganzen übrigen Tag zubachte. Was ich in der Nacht mit mir anfangen und wo ich schlafen sollte, wußte ich nicht; denn mir graute davor, mich auf den Boden zu legen, aus Furcht, von wilden Tieren zerrissen zu werden, obwohl ich hernach fand, daß diese Furcht unnötig gewesen wäre.

Nichtsdestoweniger verbarrikadierte ich mich, so gut ich konnte, ringsherum mit den Kisten und Brettern, die ich mitgebracht hatte, und baute mir eine Art Hütte als Nachtlager. Wie ich mich mit Nahrung versehen würde, war mir noch nicht klar; denn ich hatte bisher nur zwei oder drei hasenähnliche Geschöpfe aus dem Walde herausrennen sehen, wo ich den Vogel schoß.

Ich begann nun zu bedenken, daß ich noch vielerlei Dinge aus dem Schiff holen könnte, die mir von Nutzen wären, besonders einiges von dem Tauwerk und den Segeln und anderes mehr. Ich beschloß daher, wenn möglich, eine zweite Fahrt zu dem Schiff zu machen; und da ich wußte, daß der nächste beste Sturm es sicherlich gänzlich zerschlagen würde, so beschloß ich, alles andere beiseite zu lassen, bis ich alles aus dem Schiff geholt hätte, was ich nur holen konnte. Ich rief nun meine Gedanken zu Rate, ob ich das Floß wieder mitnehmen sollte. Doch dies schien nicht tunlich. Ich entschloß mich vielmehr, ebenso wie das erstemal bei Ebbe hineinzuschwimmen, nur zog ich, ehe ich meine Hütte verließ, meine Kleider aus und behielt nichts am Leibe als ein buntes Hemd, eine leinene Hose und ein Paar Halbschuhe.

Ich gelangte an Bord wie zuvor und baute ein neues Floß. Da ich aber nun Erfahrung hatte, machte ich es nicht so unbehilflich wie das erste und belud es auch nicht so schwer. Dennoch brachte ich eine Menge sehr nützlicher Dinge an Land. Zunächst fand ich im Zimmermannsraum zwei oder drei Säcke voll kurzer und langer Nägel, einen großen Schraubenzieher, ein oder zwei Dutzend Beile und vor allem jenes höchst nützliche Ding, das man Schleifstein nennt. All das verstaute ich zusammen mit einigen Dingen, die dem Stückmeister gehörten, besonders zwei oder drei eisernen Brechstangen, zwei Fässern mit Musketenkugeln, sieben Musketen und noch einer Vogelflinte nebst einem weiteren kleinen Vorrat von Pulver. Ein großer Sack voll Schrot und eine dicke Rolle gewalzten Bleis waren so schwer, daß ich sie nicht über Bord heben konnte.

Zu alledem nahm ich noch sämtliche Kleider, deren ich habhaft werden konnte, sowie ein vorrätiges Toppsegel, eine Hängematte und einiges Bettzeug; und damit belud ich mein zweites Floß und brachte alles zu meiner großen Befriedigung wohlbehalten an Land.

Die ganze Zeit über war ich einigermaßen in Sorge, daß meine Vorräte am Lande während meiner Abwesenheit von wilden Tieren aufgefressen werden könnten. Als ich aber zurückkam, fand ich keine Spur von irgendeinem Besucher; nur saß auf einer der Kisten ein Geschöpf, ähnlich einer Wildkatze, die bei meinem Nahen ein kleines



Stück hinwegsprang und dann wiederum still stand. Sie saß ganz ruhig und ohne Furcht und sah mir voll ins Gesicht, als ob sie Lust hätte, meine Bekanntschaft zu machen; ich richtete meine Flinte auf sie; aber da sie das nicht verstand, ließ sie es sich nicht anfechten und machte nicht die geringste Miene, davonzulaufen. Hierauf warf ich ihr ein Stückchen Zwieback zu, obwohl ich selbst keinen Überfluß daran hatte, da mein Vorrat nicht groß war. Indessen, wie gesagt, opferte ich ihr ein Stückchen, und sie kam darauf zu, schnupperte daran, fraß es, und es schien ihr zu schmecken; denn sie schaute nach mehr aus; allein ich bedankte mich, ich konnte selber nichts mehr entbehren, und so marschierte sie ab.

Als ich meine zweite Fracht an Land hatte, machte ich mich daran, aus dem Segel und einigen Pfählen, die ich zu diesem Zwecke mir zurechthieb, ein kleines Zelt zu bauen, und dahinein brachte ich alles, was von Regen oder Sonne Schaden nehmen konnte. Alle leeren Kisten und Fässer türmte ich rund um das Zelt, um es gegen jeden plötzlichen Angriff von Mensch oder Tier zu befestigen. Dies getan, verschloß ich die Zelttür von innen mit einigen Brettern, stellte eine leere Kiste von außen davor, breitete eines der Betten auf den Boden, legte meine beiden Pistolen mir nahe zu Häupten und meine Flinte der Länge nach neben mich und ging so zum ersten Male zu Bett. Ich schlief die ganze Nacht sehr ruhig; denn ich war müde und schläfrig, da ich die Nacht zuvor nur wenig geschlafen und den ganzen Tag schwer gearbeitet hatte.

Ich hatte nun das größte Lager von Dingen aller Art, das wohl jemals für einen Menschen zusammengebracht wurde, und doch war mir's noch nicht genug; denn solange das Schiff aufrecht in seiner Lage verblieb, glaubte ich, alles herausholen zu müssen, was ich nur konnte. So ging ich täglich bei Ebbe an Bord und schaffte noch dies und jenes fort, vor allem soviel Tauwerk, Stricke und Segelgarn wie möglich, nebst einem Stück grober Leinwand, das zum Flickern der Segel bestimmt war, und das Faß mit dem nassen Pulver. Die Segel schnitt ich alle in Stücke, um so viele als möglich auf einmal wegzubringen; denn sie sollten ja nicht mehr als Segel dienen, sondern nur noch als Leinwand.

Was mich aber noch mehr freute, war, daß ich zu guter Letzt, nachdem ich fünf oder sechs solche Fahrten gemacht hatte und nichts mehr auf dem Schiff vermutete, was der Mühe wert gewesen wäre - ich sage, daß ich zu guter Letzt ein großes Oxhoft mit Zwieback, drei ansehnliche Fäßchen mit Rum und Weingeist, eine Büchse mit Zucker und ein Faß mit feinem Mehl entdeckte. Sofort leerte ich das Oxhoft mit Zwieback aus und wickelte Stück für Stück in Segellappen. Kurz, ich brachte auch das alles wohlbehalten an Land.

Am nächsten Tage machte ich noch eine Fahrt, und da ich bereits alles, was trag- und greifbar war, aus dem Schiff fortgeschleppt hatte, machte ich mich nun an die Ankertaue. Ich hieb das große Tau in Stücke, die ich tragen konnte, und schleppte noch zwei andere Taue und eine Trosse herbei samt allem Eisenwerk, dessen ich habhaft wurde.

Dann hieb ich das Bugspriet und die Besanrah herunter und machte aus ihnen und anderem Holzwerk ein großes Floß, belud es mit all diesen gewichtigen Dingen und stieß ab. Aber mein guter Stern begann mich nun zu verlassen; denn dieses Floß war so unbehilflich und so überladen, daß ich es in der kleinen Bucht, wo ich meine anderen Schätze gelandet hatte, nicht so leicht lenken konnte. Es schlug um und warf mich und meine ganze Ladung ins Wasser. Mir schadete das nicht viel; denn ich war dem Ufer nahe; aber von meiner Ladung ging ein gut Teil zugrunde, insbesondere das Eisen, von dem ich mir großen Nutzen erhofft hatte. Als indessen die Flut abgelaufen war, zog ich die meisten der Tauenden sowie auch einiges Eisen an Land, obwohl mit unendlicher Mühe; denn ich mußte danach tauchen, was mich sehr erschöpfte. Danach begab ich mich noch täglich an Bord und holte weg, was ich konnte. Ich war nun seit dreizehn Tagen auf dem Lande und war elfmal auf dem Schiffe gewesen, und in dieser Zeit hatte ich alles weggeschleppt, was zwei Hände nur immer schleppen konnten.

Dennoch glaube ich wahrlich, wenn das ruhige Wetter angehalten hätte, so hätte ich das ganze Schiff Stück für Stück herübergeholt; aber als ich mich zur zwölften Fahrt rüstete, merkte ich, daß Wind aufkam. Dennoch schwamm ich bei Niedrigwasser an Bord, und obwohl ich die Kajüte bereits so gründlich durchstöbert hatte, daß ich dort nichts mehr zu finden erwartete, entdeckte ich doch noch ein Kästchen mit Schubladen, in deren einer ich zwei oder drei Schermesser und eine große Schere nebst zehn oder zwölf guten Messern und Gabeln entdeckte; in einer anderen fand ich bei 36 Pfund Sterling bares Geld, teils europäische, teils brasilianische

Münze, einige Stücke in Nickel, einige in Gold, einige in Silber. Ich lachte beim Anblick dieses Geldes in mich hinein. - «Du Quark», sagte ich laut, «wozu bist du nütze? Für mich bist du nichts wert, nicht einmal daß ich dich vom Boden aufhebe. Ein einziges von den Messern hier ist mehr wert als dieser ganze Haufen; ich kann dich nicht brauchen, bleib, wo du bist, und gehe unter, es lohnt sich nicht, dir das Leben zu retten!» Doch als ich mich besser bedachte, nahm ich es weg und wickelte es mit allem ändern in ein Stück Segeltuch. Nunmehr dachte ich daran, ein neues Floß zu bauen; aber als ich mich eben daran machen wollte, bemerkte ich, daß der Himmel sich bedeckt hatte. Der Wind hatte sich erhoben, und in einer Viertelstunde blies er schon kräftig vom Lande her. Sogleich fiel mir ein, daß es vergebliche Mühe sein würde, ein Floß zu bauen, wenn der Wind vom Lande wehte, und daß ich mich fortmachen müsse, ehe noch die Flut käme, weil ich sonst nicht mehr imstande sein würde, die Küste überhaupt zu erreichen. Ich ließ mich also hinunter und schwamm durch das Wasser, das zwischen dem Schiff und den Sandbänken lag, und auch das ging nur schwierig vonstatten, teils wegen der Schwere der Sachen, die ich bei mir trug, teils wegen der Unruhe des Wassers; denn der Wind kam sehr schnell auf, und ehe noch die Flut aufgelaufen war, tobte ein Sturm.

Aber ich lag schon daheim in meinem kleinen Zelt, mit all meinem Reichtum wohlgeborgen um mich her. Die ganze Nacht stürmte es heftig, und am Morgen, als ich hinausguckte, schau, da war kein Schiff mehr zu sehen. Ich war ein wenig erschrocken, erholte mich aber durch den beruhigenden Gedanken, daß ich weder Zeit noch Fleiß gespart hatte, um alles, was mir nützlich sein konnte, herauszuschaffen, und daß wirklich nicht mehr viel zu holen gewesen wäre, selbst wenn ich noch mehr Zeit gehabt hätte.

Ich ließ also nun alle Gedanken an das Schiff fahren und an alles, was darin war, außer dem, was vielleicht von dem Wrack noch an Land treiben mochte, wie es in der Tat hernach mit einigen Gegenständen geschah, die jedoch von geringem Nutzen für mich waren.

Meine Gedanken waren jetzt nur noch darauf gerichtet, wie ich mich gegen Wilde, die sich etwa zeigen möchten, oder gegen Raubtiere, wenn deren auf der Insel vorhanden wären, verschanzen könnte. Mir ging allerhand durch den Kopf, wie ich das machen und welche Art Wohnung ich mir bauen sollte: ob ich mir eine Höhle in der Erde oder ein Zelt über der Erde machen sollte. Kurz, ich entschloß mich zu allem beiden. Und es mag nun der Ort sein, zu beschreiben, wie ich es anfang.

Ich merkte bald, daß der Platz, an dem ich mich befand, nicht zum Wohnen taugte, vor allem, weil der Grund hier in der Nähe des Meeres morastig war und mir daher ungesund erschien, noch mehr aber, weil kein frisches Wasser in der Nähe war. Ich beschloß also, mich nach einem gesünderen und passenderen Stück Land umzuschauen.

Viererei Dinge schienen mir in meiner Lage die wichtigsten für mich zu sein: erstens gesunde Luft und frisches Wasser, wie eben erwähnt; zweitens Schutz vor der Glut der Sonne; drittens Sicherheit vor räuberischen Kreaturen, gleichviel ob Mensch oder Tier; viertens freie Aussicht nach der See, damit ich, wenn Gott mir ein Schiff in Sicht schickte, keine Gelegenheit zu meiner Befreiung verlieren möchte; denn von dieser Hoffnung wollte ich noch nicht lassen.

Auf der Suche nach einem solchen Platz fand ich eine kleine Ebene neben einem Hügel, dessen Vorderseite gegen diese Ebene hin steil wie eine Hauswand abfiel, so daß vom Gipfel nichts zu mir herabkommen konnte. In der Wandung dieses felsigen Hügels befand sich eine Vertiefung, ähnlich dem Eingang oder der Tür zu einer Höhle, die aber nicht tiefer in den Felsen hineinführte.

Auf der grünen Fläche just vor dieser Höhlung beschloß ich nun, mein Zelt aufzuschlagen. Diese Fläche war nicht über hundert Schritt breit und ungefähr zweimal so lang und lag wie ein Gärtchen vor meiner Tür. Am Rande fiel sie überall unregelmäßig zu den Niederungen des Ufers ab. Sie lag an der Nordnordwestseite des Hügels, so daß ich den ganzen Tag über vor der Hitze geschützt war, bis die Sonne etwa in Südwest und also schon im Untergang stand.

Bevor ich mein Zelt aufschlug, zog ich vor der Höhlung einen Halbkreis, dessen Halbmesser vom Felsen aus etwa zehn Schritt und dessen Durchmesser von einem Ende bis zum ändern etwa zwanzig Schritt betrug. In diesen Halbkreis steckte ich zwei Reihen starker Stangen, die ich in den Boden trieb, bis sie ganz fest standen wie Pfähle. Das längste Ende stand etwa fünfeinhalb Fuß über dem Boden, und alle waren oben zugespitzt.

Beide Reihen hatten einen Abstand von etwa sechs Zoll.

Dann legte ich die Tauenden reihenweise übereinander zwischen diese beiden Pfahlzäune bis oben hin und spreizte andere Pfähle von innen dagegen in zweieinhalb Fuß Höhe wie Streben, und dieses Gehege war nun so stark, daß weder Mensch noch Tier hindurch oder darüber hinweg konnte. Das kostete mich viel Zeit und Mühe, besonders die Pfähle im Walde zu hauen, sie an Ort und Stelle zu bringen und in die Erde zu treiben. Als Eingang zu diesem Platz machte ich keine Tür, sondern eine kurze Leiter, auf der man hinübersteigen konnte. War ich drinnen, so zog ich diese Leiter hinter mir hoch und war auf diese Weise nun meiner Meinung nach gegen alle Welt völlig umzäunt und verschanzt. Ich schlief nun die ganze Nacht in aller Ruhe, was sonst nicht möglich gewesen wäre, obwohl sich hernach herausstellte, daß alle diese Vorsorge gegen befürchtete Feinde nicht nötig gewesen wäre.

In diesen Zaun oder diese Schanze schleppte ich mit unendlicher Mühe meinen ganzen Reichtum, all meinen Proviant, Munition und Werkzeug und baute ein großes Zelt, und zwar ein doppeltes, ein kleineres inwendig und ein größeres darüber zum Schutz gegen die Regenfälle, die in einem Teil des Jahres dort sehr heftig sind. Das äußere deckte ich mit einer großen Persenning, die ich bei den Segeln gefunden hatte.



Und nun schlief ich eine Zeitlang nicht mehr in dem Bett, das ich an Land gebracht hatte, sondern in einer Hängematte, die wirklich sehr gut war und dem Steuermann des Schiffes gehört hatte.

In dieses Zelt brachte ich all meinen Proviant und alles, was durch die Nässe verderben konnte. Und als ich so all mein Hab und Gut beisammen hatte, schloß ich den Eingang, den ich bis dahin offen gelassen hatte, und stieg, wie gesagt, mittels einer kurzen Leiter ein und aus. Dies getan, begann ich mich in den Felsen hineinzuarbeiten; alle Erde und Steine, die ich ausgrub, schüttete ich innerhalb meines Zaunes auf, so daß der innere Grund um etwa eineinhalb Fuß höher wurde. Auf diese Weise schuf ich mir eine Höhlung unmittelbar hinter meinem Zelt, die mir als Keller zu meinem Hause diente.

Es kostete mich viele Arbeit und manchen Tag, bis ich all das zuwege gebracht hatte; und ich muß nun auf einige andere Dinge zurückkommen, die mir zu schaffen machten. Während ich nämlich den Plan zu dem Bau von Zelt und Keller entwarf, geschah es, daß aus einer dicken, schwarzen Wolke eine wahre Flut von Regen sich ergoß und ein jäher Blitz niederfiel, dem ein starker Donnerschlag folgte. Ich erschrak nicht so sehr über den Blitz wie über einen Gedanken, der mich ebenso grell wie der Blitz selber durchfuhr: Ach, mein Pulver! Das Herz sank mir in die Brust, als ich daran dachte, daß mit einem Schlage all mein Pulver draufgehen könnte, von dem doch nicht nur meine Verteidigung, sondern auch meine Ernährung völlig abhing. An meine eigene Gefahr dachte ich dabei nicht so sehr, obwohl ich, wenn das Pulver in die Luft geflogen wäre, aller weiteren Sorgen für immer ledig gewesen wäre.

Dies ging mir so zu Herzen, daß ich, als das Gewitter vorbei war, all meine Arbeit, mein Bauen und Schanzen liegen ließ und daran ging, Beutel und Kästen zu machen, in die ich das Pulver in kleinen Portionen und in möglichst großen Abständen verteilte, damit, wenn ja ein Unglück geschähe, nicht alles zugleich aufflöge und nicht eines am ändern Feuer finge. Ich wurde damit in etwa vierzehn Tagen fertig und teilte mein Pulver, das insgesamt etwa 240 Pfund wog, in nicht weniger als hundert Päckchen. Was das Faß betrifft, das naß geworden war, so befürchtete ich keine Gefahr davon; ich stellte es daher in meine neue Höhle, die ich in Gedanken meine Küche nannte, und das übrige versteckte ich in höher oder tiefer gelegenen Felslöchern, so daß keine Nässe daran kommen konnte, und kennzeichnete sorgfältig die Stellen, wo es lag.

Zwischen dieser Arbeit ging ich mindestens einmal am Tage mit meiner Flinte aus, teils zu meinem Vergnügen, teils um zu sehen, ob ich irgend etwas Eßbares schießen könnte, und um nach und nach zu erkundigen, was wohl auf der Insel wüchse. Gleich beim ersten Mal entdeckte ich zu meiner großen Genugtuung, daß Ziegen auf der Insel lebten; es stellte sich aber bald heraus, daß sie so scheu, so listig und so schnellfüßig waren, daß es ungeheuer schwierig war, ihnen beizukommen. Ich ließ mich aber nicht entmutigen und lauerte ihnen, nachdem ich ihre Schlupfwinkel aufgespürt hatte, in folgender Weise auf: Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß sie, wenn sie mich in den Tälern erblickten, in schrecklicher Angst davonsprangen, selbst wenn sie oben auf den Felsen waren; ästen sie aber in den Tälern und war ich oben auf den Felsen, so beachteten sie mich nicht, woraus ich schloß, daß infolge des Baues ihrer Augen ihr Gesicht so nach unten gerichtet war, daß sie Dinge, die über ihnen waren, nur schwer wahrnehmen konnten. Ich kletterte demnach immer zuvor auf den Felsen, um über sie zu kommen, und hatte dann häufig gute Beute. Beim ersten Schuß tötete ich zu meinem Leidwesen eine Geiß, die ein Junges bei sich hatte, das sie säugte. Aber als die Alte fiel, blieb das Kitz stockstill daneben stehen, bis ich kam und die Beute aufnahm; ja, als ich sie auf meinen Schultern davontrug, trabte das Kitz hinter mir drein bis zu meinem Zaun, worauf ich die Geiß niederlegte und das Kitz in meine Arme nahm und über das Pfahlwerk hinübertrug, in der Hoffnung, es mir zahm aufzuziehen; aber es wollte nicht fressen, und so war ich gezwungen, es selbst aufzuessen. Diese beiden versorgten mich für eine Weile mit Fleisch; denn ich aß sparsam

und schonte meine Vorräte (besonders mein Brot) soviel wie möglich.

Nachdem ich so meine Wohnung eingerichtet, schien mir das Wichtigste, für einen Feuerplatz und Brennholz zu sorgen; wie ich das anfang und wie ich auch meinen Keller erweiterte und sonst noch allerhand Annehmlichkeiten mir schuf, davon will ich an seinem Ort ausführlich reden. Zunächst aber muß ich ein wenig von mir selber sprechen und was ich mir für Gedanken über mein Leben machte; es waren ihrer, wie man sich denken kann, nicht wenige.

Meine Aussichten waren düster; denn angesichts dessen, daß ich auf dieses Eiland verschlagen worden war, indem, wie geschildert, ein heftiger Sturm mich völlig aus dem Kurs unserer beabsichtigten Reise geworfen hatte, Hunderte von Meilen weit von den übrigen Verkehrswegen der Menschheit, so hatte ich allen Grund, anzunehmen, der Himmel habe beschlossen, daß ich an diesem verlassenem Ort und in diesem verlassenem Zustand mein Leben endigen solle. Wenn ich daran dachte, liefen mir die heißen Tränen übers Gesicht, und



zuweilen haderte ich mit mir selbst darüber, warum denn die Vorsehung ihre Geschöpfe so ganz verderbe und ins Elend stoße, so völlig hilflos, so tiefgebeugt, daß es kaum noch einen Sinn haben kann, ihr für so ein Leben zu danken.

Immer jedoch regte sich sogleich etwas in mir, das diesen Gedanken Einhalt gebot und mich zurechtwies; und besonders eines Tages, als ich, mit meinem Gewehr in der Hand und in Gedanken über meine Lage versunken, am Meere hinging, schalt mich meine Vernunft und hielt mir die Dinge von einer anderen Seite vor. «Gut», sagte sie, «es ist wahr, du bist verlassen; aber denke bitte einmal daran, wo deine Gefährten sind! Stiegen euer nicht elf ins Boot? Wo sind die zehn? Warum wurden sie nicht gerettet und du ertrankst? Warum wurdest du ausgesondert? Ist es besser, hier zu sein oder dort?» - Und dabei deutete ich auf die See. Bei allen Übeln muß man auch das Gute bedenken, das sie an sich haben, und das noch Schlimmere, das hätte kommen können. Und weiter dachte ich, wie gut ich mit allem Nötigen versorgt sei und wie es wohl um mich stünde, wenn es nicht so gekommen wäre (wofür die Chancen hunderttausend zu eins standen), daß das Schiff von der Stelle, wo es zuerst festsaß, weggeschwemmt und so nahe an die Küste herangedriven wurde, daß ich Zeit hatte, mir all diese Dinge herauszuholen, und wenn ich in dem Zustand hätte weiterleben müssen, in dem ich zuerst an Land kam, ohne alle Lebensnotdurft und ohne Mittel, sie mir zu verschaffen. - «Besonders», so sagte ich laut zu mir selber, «was hätte ich getan ohne eine Büchse, ohne Munition, ohne Werkzeug, ohne Kleider, Bett, Zelt oder sonst eine Bedachung?» An alledem hatte ich nun reichlichen Vorrat und konnte zuversichtlich hoffen, mich so zu versorgen, daß ich auch ohne meine Büchse leben könnte, wenn einmal meine Munition verschossen wäre. Denn ich dachte von Anfang an daran, mich gegen alle nur möglichen Zufälle und für alle Zukunft zu verwahren, nicht allein für den Fall, daß mir die Munition ausginge, sondern auch für den Fall von Krankheit und Schwäche. Nur an das eine hatte ich, wie ich gestehen muß, nicht gedacht, daß meine Munition auf einen Schlag vernichtet werden könnte, ich meine, daß mein Pulver durch einen Blitz in die Luft gesprengt werden könnte, weshalb ich denn auch, wie ich soeben erzählte, so bestürzt war, als es blitzte und donnerte und mir dabei diese Möglichkeit einfiel.

Indem ich nun mit der schwermütigen Schilderung eines Lebens in Schweigen, dergleichen die Welt wohl nie zuvor vernommen, beginnen soll, will ich ganz von vorne anfangen und dann eines nach dem ändern berichten. Es war nach meiner Rechnung der 30. September, als ich, wie oben erzählt, zuerst den Fuß auf diese furchtbare Insel setzte. Die Sonne, für uns in der Herbst-Tagundnachtgleiche, stand just über meinem Scheitel; denn ich befand mich, wie ich berechnete, unter 9° 221' nördlicher Breite.

Als ich etwa zehn oder zwölf Tage dort war, fiel mir ein, daß ich aus Mangel an Papier, Feder und Tinte die Zeitrechnung verlieren und wohl gar die Sonntage nicht mehr von den Werktagen unterscheiden würde. Um das zu verhüten, schnitt ich mit meinem Messer in großen Buchstaben in einen dicken Pfahl: «Ich kam hier an Land am 30. September 1659», machte ein großes Kreuz daraus und richtete es am Ufer auf, wo ich gelandet. In die Seiten dieses vierkantigen Pfahles schnitt ich jeden Tag eine Kerbe, und jede siebente Kerbe war doppelt so lang wie die ändern und jeder erste Tag des Monats wiederum doppelt so lang wie die Sonntagskerbe. So führte ich meinen Kalender oder meine wöchentliche, monatliche und jährliche Zeitrechnung.

Ferner ist zu bemerken, daß sich unter all den Dingen, die ich nach und nach aus dem Schiff holte, schließlich auch Federn, Tinte und Papier fanden sowie einige Bündel Schriften, die dem Kapitän, dem Steuermann, dem Stückmeister und dem Zimmermann gehört hatten, drei oder vier Kompassse, einige mathematische Instrumente, Sonnenuhren, Ferngläser, Karten, Schiffsjournale, die ich alle zusammenpackte, ob ich sie brauchen konnte oder nicht. Auch fand ich drei sehr gute Bibeln, die mir mit meinen Sachen aus England geschickt worden waren, ferner einige portugiesische Bücher, darunter zwei oder drei katholische



Gebetbücher und etliche andere, die ich alle sorgfältig aufhob. Ich darf auch nicht vergessen, daß wir einen Hund und zwei Katzen im Schiff hatten, von deren bemerkenswerter Geschichte ich am rechten Ort Gelegenheit nehmen werde, einiges zu vermelden; denn ich nahm beide Katzen mit mir; der Hund aber sprang tags, nachdem ich meine erste Fracht gelandet, selber über Bord, schwamm zu mir ans Ufer und wurde mir ein treuer Diener für viele Jahre. Er brachte mir alles herbei, was er nur konnte, und war immer eifrig um mich her. Nur eines fehlte mir: daß er mit mir redete; aber das konnte er nicht.

Mit Papier, Federn und Tinte ging ich äußerst sparsam um, und man wird sehen, daß ich, solange meine Tinte reichte, alles sehr genau aufschrieb. Als sie aber verbraucht war, war es damit aus; denn ich war auf keine erdenkliche Weise imstande, Tinte zu machen.

Ungeachtet alles dessen, was ich zusammengeschleppt hatte, fehlte mir eben doch vielerlei; so die Tinte, so auch vor allem Spaten. Haue und Schaufel, um die Erde zu graben und aufzuwerfen, Stecknadeln, Nähadeln und Zwirn. Was Leinwand angeht, so lernte ich sie bald ohne Schwierigkeit entbehren.

Dieser Mangel an Gerät machte jede Arbeit, an die ich ging, schwer und langwierig. Es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis ich meine kleine Pfahlburg oder umzäunte Wohnung ganz fertig hatte: die Pfähle oder Stangen, die so schwer waren, daß ich sie eben noch tragen konnte, nahmen viel Zeit weg, bis ich sie im Walde ab- und zurechtgehauen, und noch mehr, bis ich sie nach Hause geschleppt. Ich brauchte daher manchmal zwei Tage zum Abhauen und Heimbringen eines einzigen solchen Pfahles und einen dritten Tag, um ihn in die Erde einzuschlagen. Dazu benützte ich anfangs ein schweres Stück Holz, später aber verfiel ich auf eine der Brechstangen, mit der es aber immer noch ein mühseliges, langwieriges Arbeiten war. Doch was brauchte ich mich über die Mühseligkeit der Arbeit zu grämen, da ich ja Zeit genug dazu hatte und auch, wenn dies getan war, keine andere Tätigkeit meiner harrte (wenigstens soweit ich voraussehen konnte), als auf der Insel umherzustreifen und nach Nahrung zu suchen, was ich denn auch mehr oder weniger täglich tat. Nunmehr begann ich ernstlich über meine Lage nachzudenken und den Stand der Dinge niederzuschreiben, nicht so sehr, um es jemandem zu hinterlassen, denn es sah nicht so aus, als ob ich viele Erben haben würde, sondern vielmehr, um meine eigenen Gedanken, die sich täglich damit abquälten und mein Gemüt verdüsterten, zu befreien. Ich setzte Gut gegen Böse, um daran meinen Zustand von einem noch schlimmeren zu unterscheiden, und stellte ganz unparteiisch die Wohltaten, die ich genoß, dem Unglück, gleichsam wie Debet und Kredit, folgendermaßen

gegenüber:

*Ich hin auf eine einsame Insel verschlagen, ohne alle Hoffnung, wieder fortzukommen.
Ich bin zu lauter Unglück ausgesucht und von aller Welt abgesondert.*

*Aber ich lebe und bin nicht ertrunken wie alle meine Schiffsgefährten.
Aber ich bin auch aus der ganzen Schiffsbesatzung ausgesucht, um vor dem Tode errettet zu werden; und er, da mich wunderbar vom Tode errettete, kann mich auch aus dieser Lage befreien.*

*Ich bin von allen Menschen getrennt, ein Einsiedler und aus aller menschlichen Gesellschaft Verbannter.
Ich habe keine Kleider, um mich zu bedecken.*

*Aber ich hin nicht verhungert und verdorben an einem unfruchtbaren Ort, der keine Nahrung bietet.
Aber ich bin in einem heißen» Klima, wo ich keine Kleider tragen könnte, selbst wenn ich welche hätte.*

Ich bin ohne Schutz und Waffen gegen Angriffe von Mensch oder Tier.

Aber ich bin auf eine Insel verschlagen, wo ich keine wilden Tiere erblicke, die mir schaden könnten, wie ich sie an der afrikanischen Küste gesehen; und wie, wenn ich dort gescheitert wäre?

Ich habe keine Menschenseele, zu der ich reden und bei der ich Trost finden könnte.

Aber Gott schickte das Schiff wie durch ein Wunder so nah an die Küste, daß ich mir so viele nötige Dinge daraus holen konnte, durch die ich versorgt bin oder mit deren Hilfe ich mich werde selber versorgen können, solange ich lebe.

Alles in allem war hier ein unzweifelhaftes Zeugnis dafür, daß es kaum eine, wenn auch noch so jämmerliche Lage in der Welt gibt, die nicht neben dem Negativen auch etwas Positives hat, für das man dankbar sein muß; und möge dies als eine Mahnung gelten von seiten eines, der selber die elendeste Lage durchgemacht hat, in die ein Mensch auf dieser Welt geraten kann, daß sich dabei doch immer noch etwas finden läßt, womit wir uns trösten können und was wir bei der Gegenüberstellung von Gut und Schlecht auf die Habenseile der Rechnung setzen können.

Nachdem ich solcherart mein Gemüt ein wenig mit meinem Zustand ausgesöhnt und auch das viele Hinausspähen ins Meer nach einem Schiff aufgegeben hatte, begann ich mir mein neues Leben einzurichten und mir alles so behaglich wie möglich zu machen.

Meine Wohnung habe ich bereits beschrieben, nämlich, daß es ein Zelt an einer Felswand war, umgeben von einem starken Zaun aus Pfählen und Tauwerk, den ich aber nun eigentlich eine Mauer nennen sollte; denn ich baute an die Außenseite eine zwei Fuß dicke Torfschicht an; und etwa anderthalb Jahre später lehnte ich von dieser Mauer aus Sparren gegen die Felsen und deckte sie mit Zweigen und anderen Dingen, die den Regen abhielten, der zu gewissen Jahreszeiten mit großer Gewalt niederfiel.

Ich habe schon erwähnt, wie ich all meine Habe in diese Umzäunung brachte und in den Keller, den ich hinter mir gegraben. Aber ich muß nun hinzufügen, daß es zuerst nur ein wirrer Haufen von Sachen war, der so viel Platz einnahm, daß ich mich kaum umdrehen konnte. So ging ich daran, meinen Keller noch tiefer in den Felsen hineinzuhöhlen; denn es war ein lockeres, sandiges Gestein, das leicht nachgab. Als ich so weit war, daß ich mich leidlich sicher vor Raubtieren glaubte, arbeitete ich mich seitwärts nach rechts in den Felsen, wandte mich dann nochmals nach rechts und stieß bis ins Freie durch und schuf mir auf diese Weise einen Ausgang außerhalb meiner Verschanzung und zugleich Raum genug, um meine Sachen zu verstauen.

Und nun begann ich mich darauf zu verlegen, mir die Dinge anzufertigen, die ich am nötigsten brauchte, vor allem einen Stuhl und einen Tisch; denn ohne diese konnte ich die wenigen Bequemlichkeiten, die ich in der Welt hatte, nicht genießen. Ich konnte ohne Tisch weder mit Behagen schreiben noch essen, noch verschiedene andere Dinge tun.

So ging ich ans Werk; und hier muß ich anmerken, daß, wie verstandesmäßige Überlegung das Wesen und der Ursprung der Mathematik ist, so auch jedermann imstande ist, durch Betrachtung und Berechnung aller Dinge und durch gesunden Menschenverstand mit der Zeit jegliches Handwerk zu meistern. Ich hatte niemals im Leben ein Werkzeug gehandhabt; aber jetzt merkte ich nach und nach durch Arbeit, Fleiß und Übung, daß ich alles hätte herstellen können, was ich brauchte, besonders wenn ich Werkzeug gehabt hätte; immerhin, ich brachte unzählige Dinge auch ohne Werkzeug zustande, und andere nur mit Beil und Axt, die vielleicht noch nie auf diese Art gemacht worden waren. Und das gab unendliche Mühe. Wenn ich zum Beispiel ein Brett brauchte, blieb mir kein anderer Weg, als einen Baum zu fällen und ihn auf beiden Seiten mit der Axt zu behauen, bis er so dünn und platt wie eine Planke war. Ich konnte auf diese Art zwar nur ein Brett aus einem ganzen Baum machen; aber meine Zeit und Arbeit waren nur wenig wert und auf diese Art ebensogut angewandt wie auf jede

andere.

Ich machte mir also zuerst einen Tisch und einen Stuhl, wie schon gesagt, und zwar aus den kurzen Brettern, die ich auf meinem Floß vom Schiff gebracht hatte, und nachdem ich dann selbst einige Bretter in der beschriebenen Art zugehauen hatte, machte ich lange, anderthalb Fuß breite Borde, die ich längs der einen Wandung meiner Höhle befestigte, um all mein Werkzeuge, Nägel und Eisen darauf zulegen, mit einem Wort, um alles möglichst weitläufig so zu verwahren, daß ich es leicht erreichen konnte. Ich schlug Pflöcke in die Wand, um mein Gewehr und alles, was hängen wollte, daran aufzuhängen.

Wer jetzt meine Höhle gesehen hätte, hätte sie für einen Laden für alles, was ein Mensch braucht, ansehen können; jede Sache war mir so zur Hand, daß es mich herzlich freute, all mein Hab und Gut so ordentlich beieinander zu sehen und einen so großen Vorrat an allem Notwendigen zu haben.

Und nun begann ich ein Tagebuch über meine tägliche Beschäftigung zu führen; denn vorher war ich in zu großer Hast gewesen und nicht allein in Hast und Arbeit, sondern auch in zu großer Verwirrung meines Gemüts, so daß mein Tagebuch voll unerquicklicher Dinge gewesen wäre. Zum Beispiel hätte ich sagen müssen:

30. September. Nachdem ich die Küste erreicht hatte und dem Ertrinken entgangen war und mich von all dem Salzwasser, das ich geschluckt und wieder ausgebrochen, etwas erholt hatte, lief ich, anstatt Gott für meine Rettung zu danken, an der Küste auf und ab, die Hände ringend, mir Kopf und Gesicht zerschlagend, und klagte über mein Elend und schrie: «Verloren! Verloren!» Bis ich mich müde und schwach auf den Boden legen mußte, um auszuruhen, aber nicht einzuschlafen wagte, aus Furcht, von wilden Tieren verschlungen zu werden.

Einige Tage später, nachdem ich an Bord des Schiffes gewesen war und alles, was ich nur konnte, herausgeschleppt hatte, trieb es mich, auf den Gipfel eines kleinen Berges zu steigen, um in die See zu lugen, in der Hoffnung, ein Schiff zu sichten. Dann bildete ich mir ein, in großer Entfernung ein Segel zu sehen, und schwelgte in Hoffnung, bis ich es, nachdem ich mich fast blind geschaut, wieder völlig verlor und mich hinsetzte und wie ein Kind weinte und so mein Elend durch meine Torheit noch vergrößerte.

Erst als ich über diese Dinge leidlich hinweggekommen war, mir Haushalt und Wohnung eingerichtet, mir einen Tisch und Stuhl gemacht und alles so hübsch, wie ich irgend konnte, hergerichtet hatte, begann ich mein Tagebuch zu führen, von dem ich hier eine Abschrift geben

will (obwohl darin alle diese Einzelheiten nochmals erzählt werden), soweit ich es führen konnte; denn als ich keine Tinte mehr hatte, mußte ich damit aufhören.

DAS TAGEBUCH

30. September 1659. Ich armer, elender Robinson Crusoe wurde, nachdem ich in einem schrecklichen Sturm auf offener See Schiffbruch erlitten, an die Küste dieser trostlosen, unglückseligen Insel verschlagen, die ich die «Insel der Verzweiflung» nannte, als einziger Geretteter der ganzen ertrunkenen Besatzung, selbst auch halb tot. Den ganzen Rest dieses Tages verbrachte ich damit, mich über die trostlose Lage zu grämen, in die ich geraten war; denn ich hatte weder Nahrung, Haus, Kleider, Waffen noch Zuflucht und sah in meiner Hoffnungslosigkeit nichts ab den Tod vor mir, nämlich entweder, daß ich von Raubtieren verschlungen oder von Wilden ermordet werden würde oder aus Mangel an Nahrung verhungern müßte. Bei Anbruch der Nacht schlief ich in einem Baum, aus Furcht vor wilden Tieren, und schlief fest, obwohl es die ganze Nacht regnete.

1. Oktober. Am Morgen sah ich zu meiner großen Überraschung, daß das Schiff mit der Flut getrieben war, und zwar viel näher an die Insel heran, so daß ich einerseits, da es aufrecht lag und nicht geborsten war, hoffen konnte, bei nachlassendem Wind an Bord zu gelangen, um mir einige Nahrung und notwendigste Dinge zu meiner Hilfe zu holen; andererseits packte mich der Schmerz über den Verlust meiner Kameraden aufs neue bei dem Gedanken, daß wir vielleicht das Schiff hätten retten können, wenn wir alle an Bord geblieben wären, oder wenigstens, daß sie nicht alle ertrunken wären und daß wir uns, wenn die Mannschaft gerettet worden wäre, aus den Trümmern des Schiffes ein neues hätten bauen können, das uns an einen anderen Ort der Erde gebracht hätte. Ich verbrachte ein gut Teil des Tages mit derlei erschütternden Gedanken; aber schließlich ging ich, da das Schiff fast trocken lag, so weit ich konnte, auf den Strand hinaus und schwamm dann an Bord. Auch heute hat es den ganzen Tag geregnet, obwohl nicht der leiseste Wind ging.

Vom 2. bis 24. Oktober. Alle diese Tage verbrachte ich mit den Fahrten zu dem Wrack, um alles, was ich konnte, mit jeder Flut auf Flößen an Land zu bringen. Auch in diesen Tagen viel Regen, ein paarmal von schönem Wetter unterbrochen; aber es scheint, es war gerade Regenzeit.

20. Oktober. Ich kenterte mit meinem Floß samt der ganzen Ladung; aber da ich mich in seichtem Wasser befand und die meisten Dinge schwer waren, konnte ich ein gut Teil davon bei Ebbe zurückholen.

25. Oktober. Es regnete Tag und Nacht mit einigen Windböen, von denen das Schiff zerbrach, als sie stärker wurden. Es war nichts mehr von ihm zu sehen als das Wrack, und auch dies nur bei Ebbe. Ich benutzte diesen Tag zum Verstauen aller Dinge, die ich gerettet hatte, damit der Regen sie nicht verdürbe.

26. Oktober. Ich wanderte fast den ganzen Tag an der Küste entlang, um einen Platz zu finden, wo ich meine Wohnung einrichten könnte, und war hauptsächlich darauf bedacht, mich für die Nacht vor Angriffen von Mensch oder Tier zu sichern. Gegen Nacht entschied ich mich für einen freien Platz unter einem Felsen und

steckte einen Halbkreis für meine Lagerstätte ab, den ich mit einer Schanze aus doppelten Pfählen zu umgeben beschloß, die innen mit Tauen ausgefüllt und außen mit Rasen belegt waren.

Vom 26. bis 30. arbeitete ich sehr hart, um alle meine Sachen in meine neue Wohnstatt zu bringen, obwohl es zeitweise sehr stark regnete.

Am 31. morgens ging ich mit meinem Gewehr aus, tiefer in die Insel hinein, um mir Nahrung zu verschaffen und das Land zu erkunden. Ich tötete eine Geiß, und ihr Junges folgte mir nach Hause, wo ich es hernach auch schlachten mußte, da es nicht fressen wollte.

1. November. Ich errichtete mein Zelt unter einem Felsen, machte es so groß als möglich und schlief dort die erste Nacht, nachdem ich Pflöcke zum Aufhängen meiner Hängematte eingeschlagen hatte.

2. November. Ich türmte alle Kisten und Breiter aufeinander, samt den Hölzern, aus denen ich mein Floß gemacht hatte, und errichtete eine Schulzwehr aus ihnen, etwas innerhalb des Platzes, den ich für meine Schanze bestimmt hatte.

3. November. Ich ging mit meinem Gewehr aus und tötete zwei entenähnliche Vögel, die sich gut essen ließen. Am Nachmittag ging ich daran, einen Tisch zu machen.

4. November. Diesen Morgen begann ich mir eine Tageseinteilung zu machen, eine Zeit zum Schlafen, zur Erholung und zum Ausgehen mit dem Gewehr; nämlich jeden Morgen ging ich mit meinem Gewehr zwei oder drei Stunden fort, wenn es nicht regnete; dann arbeitete ich bis um elf Uhr, aß, was ich zu essen hatte, legte mich von zwölf bis zwei Uhr schlafen, da es übermäßig heiß war, und arbeitete dann wieder abends. Die ganze Arbeitszeit dieses und des nächsten Tages verwandte ich darauf, meinen Tisch zu machen, da ich nur ein armseliger Stümper war, obgleich Zeit und Not mich bald auf natürlichste Weise zu einem vollkommenen Handwerker machten, wie es wohl jedem in meiner Lage geschehen würde.

5. November. An diesem Tage ging ich mit meinem Gewehr und Hund aus und erlegte eine Wildkatze mit einem hübschen weichen Fell, aber völlig ungenießbarem Fleisch. Jedem Tier, das ich schoß, zog ich das Fell ab und hob es auf. Als ich an die Küste zurückkam, sah ich viele Seevögel, die ich nicht kannte, verwunderte mich aber, ja erschrak fast über zwei Seehunde, die, während ich sie noch anstarrte und nicht wußte, was das für Wesen seien, wieder ins Meer schlüpfen und mir so für diesmal entwischten.

6. November. Nach meinem Morgenspaziergang begab ich mich wieder an die Arbeit und machte meinen Tisch fertig, obwohl nicht nach meinem Sinn. Doch lernte ich bald, ihn zu verbessern.

7. November. Jetzt begann es, beständig gut Wetter zu werden.

Den 7., 8., 9., 10. und einen Teil des 12. (denn der 11. war Sonntag) gebrauchte ich ganz, um meinen Stuhl zu machen, der zwar halbwegs eine Form hatte, aber mir nie so recht gefiel; beim Machen selber riß ich ihn mehrmals wieder auseinander. NB. Ich vernachlässigte meinen Sonntag bald; denn da ich oft vergaß, die Kerbe in meinen Pfahl zu schneiden, kannte ich mich schließlich nicht mehr aus.



13. November. Heute fiel Regen, der mich außerordentlich erfrischte und die Erde abkühlte; aber er wurde von einem schrecklichen Gewitter begleitet, das mir große Angst um mein Pulver machte. Sobald es vorüber war, beschloß ich, das Pulver in so viele Päckchen wie möglich zu verteilen, um die Gefahr zu verringern.

14., 15., 16. November. Diese drei Tage verbrachte ich damit, kleine viereckige Kisten und Kästen, die höchstens etwa ein oder zwei Pfund enthielten, für das Pulver zu machen. Und nachdem ich es hineinverteilt hatte, brachte ich sie an so sichere und voneinander entfernte Plätze wie nur möglich. An einem dieser drei Tage schoß ich einen großen Vogel, der sehr gut zu essen war, den ich aber nicht zu nennen weiß.

17. November. Heute begann ich hinter meinem Zelt in den Felsen hineinzugraben, um Raum für mehr

Bequemlichkeit zu haben. NB. Drei Sachen fehlten mir vor allem zu dieser Arbeit, nämlich eine Spitzhacke, ein Spaten und ein Schubkarren oder Korb. Also ließ ich von meinem Vorhaben ab und begann zu überlegen, wie ich dem Mangel abhelfen und mir einiges Werkzeug verfertigen könnte. Als Spitzhacke nahm ich die eiserne Brechstange, die sich dazu eignete, wenn sie auch schwer war. Aber nun einen Spaten! Den brauchte ich so nötig, daß ich ohne ihn in der Tat nichts schaffen konnte; aber woraus ich ihn machen sollte, wußte ich nicht. 18. November. Als ich am nächsten Tage im Walde suchte, fand ich einen Baum ähnlich der Art, die sie in Brasilien «Eisenbaum» nennen wegen seiner besonderen Härte. Von diesem hieb ich mit großer Mühe ein Stück ab, wobei ich fast meine Axt verdarb, und schleppte es unter großen Schwierigkeiten heim, da es sehr schwer war.

Wegen der außerordentlichen Härte des Holzes kostete mich dieser Klotz viel Zeit; denn ich konnte ihn nur sehr langsam in die Form eines Spatens bringen; der Griff wurde genau so wie bei unseren Spaten in England, nur hatte das Blatt keinen eisernen Beschlag, so daß es nicht halten konnte. Indessen tat mir das Ding gute Dienste bei der Arbeit, für die ich es verwendete. Aber ich glaube, noch nie wurde ein Spaten auf diese Art gemacht oder so lange daran gearbeitet.

Immer noch fehlte mir etwas: nämlich ein Korb oder Schubkarren. Einen Korb konnte ich auf keine Weise herstellen, da ich keine Zweige hatte, die sich zu einem Geflecht hätten biegen lassen; wenigstens halte ich noch keine solchen gefunden. Und zu einem Schubkarren glaubte ich alles beschaffen zu können außer den Rädern; aber davon verstand ich nichts und wußte nicht, wie ich's anfangen sollte. Ich sah auch keine Möglichkeit, die eisernen Bolzen für die Achse zu machen, auf denen die Räder laufen sollten. So gab ich es auf und machte mir, um die Erde, die ich aus der Höhle grub, wegzuschaffen, eine Art Trog, wie ihn die Arbeiter zum Tragen des Mörtels benutzen, den sie den Maurern bringen.

Dies fiel mir nicht so schwer wie der Spaten; doch nahm mir das alles, der Spaten und der Versuch zu einem Schubkarren, vier Tage, da ich den ganzen Tag arbeitete außer dem Morgen, wo ich meinen Spaziergang mit dem Gewehr machte, den ich nur selten aufgab und von dem ich auch nur selten heimkam, ohne mir etwas zu essen mitzubringen.

23. November. Nun begab ich mich wieder an meine andere Arbeit, die derweil still gelegen hatte, und arbeitete jeden Tag, solange es meine Kräfte und meine Zeit erlaubten. Ich brauchte im ganzen 18 Tage, um die Höhle so zu erweitern und zu vertiefen, daß sie alle meine Habe bequem aufnehmen konnte. NB. Während dieser ganzen Zeit blieb ich in dem Zelte wohnen; nur manchmal in der nassen Jahreszeit regnete es so stark, daß ich nicht trocken bleiben konnte, was mich veranlaßte, den ganzen Raum innerhalb des Pfahlwerks durch Stangen, die ich gegen den Felsen lehnte und mit Tüchern und großen Blättern belegte, wie mit einem Strohdach zu überdecken.

10. Dezember. Jetzt meinte ich meine Höhle oder meinen Keller fertig zu haben, als plötzlich (anscheinend hatte ich ihn zu weitläufig gemacht) eine große Menge Erde von oben und von der einen Seite herabfiel, und zwar in kurzer Zeit so viel, daß ich erschrak, und zwar mit gutem Grund; denn wäre ich darunter geraten, hätte ich keinen Totengräber mehr gebraucht. Dieses Unglück machte mir wieder viel Arbeit; denn ich mußte die ganze lose Erde hinausschaffen und, was noch wichtiger war, die Decke stützen, um sicher zu sein, daß nicht noch mehr herabfielen.

11. Dezember. Heute ging ich also gleich an die Arbeit, und es gelang mir, zwei Stützen oder Pfosten aufzurichten mit zwei Brettern quer über jedem. Hiermit wurde ich am nächsten Tage fertig. Ich errichtete nun noch mehr solche Pfähle mit Brettern und hatte die Decke im Laufe einer Woche gesichert, und da die Pfosten in Reihe standen, dienten sie mir dazu, meine Behausung in verschiedene Räume einzuteilen.

17. Dezember. Von diesem Tage bis zum 20. brachte ich Borde an, schlug Nägel in die Pfähle, um alles aufzuhängen, was sich aufhängen ließ, und war nun drinnen einigermaßen in Ordnung.

20. Dezember. Ich brachte all meine Habe in die Höhle und begann, meine Behausung zu möblieren. Ich setzte einige Bretter zu einer Art Anrichte zusammen, um meine Lebensmittel darauf zulegen; aber ich wurde allmählich knapp an Brettern; trotzdem machte ich mir noch einen zweiten Tisch.

24. Dezember. Viel Regen die ganze Nacht und den ganzen Tag; konnte nicht ausgehen.

26. Dezember. Kein Regen und die Erde viel kühler als vorher und angenehmer.

27. Dezember. Ich erlegte eine junge Ziege und schoß eine andere an, so daß ich sie fangen konnte und sie an einem Stricke heimführte. Daheim verband ich sie und schiente das Bein, das gebrochen war. NB. Ich pflegte das Zicklein so sorglich, daß es leben blieb; das Bein heilte gut und wurde so kräftig wie zuvor; aber durch meine lange Wartung wurde es zahm, lag auf dem Grase vor meiner Türe und wollte nicht weggehen. Hierdurch kam ich zuerst auf den Gedanken, mir einige zahme Tiere zu ziehen, damit ich Nahrung hätte, wenn mein Pulver und Blei verschossen wäre.

28., 29., 30. Dezember. Große Hitze und kein Lüftchen, so daß ich nicht ausging, nur abends, um für die Küche zu sorgen. Diese Zeit benutzte ich, um alle meine Sachen im Hause in Ordnung zu bringen.

1. Januar. Noch sehr heiß, aber ich ging früh und abends mit meinem Gewehr aus und legte mich mittags nieder. Als ich am Abend tiefer in die Wälder geriet, die mehr im Innern der Insel liegen, fand ich eine Menge Ziegen, die aber so scheu waren, daß ich schwer an sie herankommen konnte; indessen beschloß ich zu versuchen, ob mein Hund sie nicht würde herabtreiben können. Folglich ging ich am nächsten Tage mit meinem Hunde und hetzte ihn auf die Ziegen. Aber ich hatte mich getäuscht; denn sie wandten sich alle gegen den Hund, und er merkte die Gefahr zu gut, als daß er ihnen nahe gekommen wäre.

3. Januar. Ich begann mit meinem Zaun oder Wall, den ich, da mir noch immer vor irgendeinem Überfalle bange war, sehr dick und stark zu machen beschloß. NB. Da ich diesen Wall schon beschrieben habe, lasse ich vorsätzlich aus, was darüber im Tagebuch steht. Es genügt, zu bemerken, daß ich nicht weniger als vom 3. Januar bis 14. April brauchte, um diese Schanze fertig zu bauen und zu vervollkommen, obschon er nur etwa vierundzwanzig Ellen lang war. Er lief im Halbkreis von einer Stelle im Felsen zu einer etwa acht Ellen entfernten anderen. Der Eingang zur Höhle lag in der Mitte hinter ihm.

Diese ganze Zeit über arbeitete ich sehr hart. Der Regen hinderte mich manchen Tag, ja ganze Wochen lang; aber ich hielt mich nicht eher für ganz gesichert, bevor nicht die Mauer fertig wäre; und es ist kaum glaublich, wie unsagbar viel Arbeit ich mit allem hatte, vor allem, um die Pfähle aus dem Walde herbeizuschleppen und einzuschlagen, da ich sie viel größer machte, als es nötig gewesen wäre.

Als die Mauer fertig und von außen noch mit einem Rasenwall umgeben war, war ich überzeugt, wenn wirklich jemand hier an die Küste käme, so würde er nichts Wohnungsähnliches entdecken. Und das war sehr gut so, wie man später bei einer sehr wichtigen Gelegenheit sehen wird.

Während dieser Zeit machte ich jeden Tag, wenn der Regen es zuließ, meinen Rundgang durch die Wälder nach Wildbret und machte während dieser Spaziergänge mannigfache Entdeckungen, die mir in der einen oder anderen Weise Vorteil brachten. Besonders fand ich eine Art wilder Tauben, die nicht wie Holztuben in Bäumen nisteten, sondern, ähnlich den Haustauben, in den Löchern der Felsen. Ich nahm einige Junge mit und bemühte mich, sie zahm aufzuziehen; aber als sie größer wurden, flogen sie davon, hauptsächlich wohl aus Mangel an Nahrung, da ich ihnen nichts zu geben hatte. Jedoch fand ich oft ihre Nester und nahm ihre Jungen, deren Fleisch sehr lecker war.



Während ich nun so haushielt, merkte ich, daß mir doch noch viele Dinge fehlten, von denen ich zuerst glaubte, daß ich sie niemals würde herstellen können. Bei vielen war es auch wirklich so; zum Beispiel gelang es mir nie, ein Faß zu binden. Ich hatte ein oder zwei Tönnchen, wie schon gesagt; aber es wollte mir durchaus nicht glücken, eines danach zu verfertigen, obgleich ich viele Wochen damit zubachte. Ich konnte weder die Böden einsetzen noch die Dauben so dicht fügen, daß sie Wasser gehalten hätten. So gab ich auch das auf.

Ferner litt ich große Not an Kerzen, so daß ich gezwungen war, zu Bett zu gehen, sobald es dunkel wurde, und das war gewöhnlich gegen sieben Uhr der Fall. Ich erinnerte mich des Klumpens Bienenwachs, aus dem ich während meines Afrikaabenteuers Kerzen gemacht hatte; aber ich halte jetzt keines. Das einzige Mittel war, daß ich den Talg der Ziegen, die ich getötet hatte, verwahrte und mir aus Ton eine Schale machte, die ich in der Sonne trocknen ließ, worauf ich einiges Werg als Docht hineintat und sie so als Lampe benutzte. Und dies gab mir Licht, wenn auch nicht so hell und stetig wie eine Kerze.

Mitten in aller Arbeit geschah es, daß ich beim Durchstöbern meiner Sachen einen kleinen Beutel fand, der, wie ich schon zuvor erwähnte, mit Hühnerfutter gefüllt gewesen war. Aber der kleine Rest Korn, der sich noch in dem Beutel befunden, war von den Ratten aufgefressen worden, und ich fand nur Hülsen und Staub darin, und da ich den Beutel für andere Dinge benötigte, ich glaube, um das Pulver darin zu verwahren, so schüttelte ich die Kornhülsen an einer Seile meiner Festung unter dem Felsen aus.

Es war kurz vor dem eben erwähnten großen Regen, als ich das Zeug wegwarf; ich kümmerte mich nicht weiter darum. Ungefähr einen Monat später sah ich einige wenige Sprossen von irgend etwas Grünem aus dem Boden hervorschießen, das ich für irgendeine Pflanze hielt, die ich vorher nicht gesehen hatte. Aber ich war überrascht und tief betroffen, als ich nach kurzer Zeit zehn oder zwölf Ähren hervorkommen sah, die nichts anderes waren als grüne Gerste, von derselben Art wie unsere europäische, nein, wie unsere englische Gerste.



Es ist unmöglich, das Erstaunen und die Verwirrung meiner Gedanken bei diesem Anblick zu beschreiben. Ich hatte bisher ohne irgendwelche fromme Empfindung gehandelt; ich hatte in der Tat nur sehr wenig Begriff von Religion im Kopf, und alles, was ich bisher getan und was mir geschehen war, hatte ich nur als Zufall hingenommen oder, wie man so leichthin sagt, «wie es Gott gefällt». Aber als ich hier in einem Klima, in dem, wie ich wußte, kein Getreide gedieh, Gerste wachsen sah, ohne daß ich mir erklären konnte, wie sie hierhergekommen sei, fühlte ich mich seltsam erschüttert und begann mir einzureden, Gott habe dieses Korn durch ein Wunder ohne ausgesäten Samen wachsen lassen und es lediglich für meinen Unterhalt an diesen wilden, unseligen Ort versetzt.

Dies rührte mein Herz und lockte Tränen aus meinen Augen, und ich begann mich glücklich zu preisen, daß ein solches Wunder der Natur um meinetwillen geschehen sei. Und noch seltsamer wurde mir zumute, als ich an der ganzen Felswand entlang noch andere vereinzelt Halme stehen sah, die sich als Reishalme erwiesen, wie ich sie in Afrika hatte wachsen sehen.

Ich glaubte nicht allein, daß diese Gewächse wunderbare Erzeugnisse der Vorsehung für meinen Lebensunterhalt seien, sondern zweifelte auch nicht, noch mehr davon zu finden. Ich ging durch das ganze mir bekannte Gebiet der Insel und spähte in jeder Ecke und unter jedem Felsen nach mehr. Aber ich konnte nichts finden. Schließlich fuhr es mir wieder durch den Kopf, daß ich einen Beutel mit Hühnerfutter an dieser Stelle ausgeleert hatte, und nun war es mit dem Wunder vorbei, und ich muß gestehen, daß meine religiöse Dankbarkeit gegen Gottes Vorsehung sehr abgekühlt wurde, als ich entdeckte, daß das Ganze etwas sehr Gewöhnliches war, obgleich ich doch für diese seltsame und unvorhergesehene Fügung ebenso dankbar hätte sein müssen wie für ein Wunder; denn es war wirklich ein Werk der Vorsehung, daß sie es so anordnete oder fügte, daß zehn bis zwölf Körner unversehrt blieben (wo doch die Ratten alles übrige vernichtet haben), als wären sie vom Himmel gefallen; und ebenso auch, daß ich sie gerade an einer Stelle wegwarf, die im Schatten eines hohen Felsens lag, so daß sie sogleich aufgehen konnten, während sie, wenn ich sie zu dieser Jahreszeit anderswohin geworfen hätte, verdorrt und zugrunde gegangen wären.

Der Leser mag versichert sein, daß ich jede Kornähre zur Reifezeit, also ungefähr Ende Juni, sorgfältig abschnitt und jedes Körnchen verwahrte, um es wieder neu zu säen, in der Hoffnung, dann mit der Zeit so viel zu ernten, daß ich mit Brot versorgt wäre. Aber erst im vierten Jahr konnte ich mir erlauben, einiges von diesen Körnern zum Essen zu verwenden, und auch dann mußte ich noch sparsam sein, wie ich in der Folge erzählen werde; denn ich verlor von der ersten Saat fast alles, weil ich nicht zur rechten Zeit gesät hatte, sondern gerade vor der trockenen Jahreszeit, so daß nichts gehörig wachsen konnte; doch davon später.

Neben dieser Gerste fand ich, wie oben erwähnt, zwanzig oder dreißig Halme Reis, die ich mit derselben Sorgfalt verwahrte und auf dieselbe Weise oder zum selben Zweck benutzte, nämlich, um mir Brot oder vielmehr Nahrung zu schaffen; denn zuerst gelang mir das Backen noch nicht, obwohl ich auch dies nach einiger Zeit lernte. Aber nun zurück zu meinem Tagebuch.

Ich arbeitete während dieser drei oder vier Monate außerordentlich angestrengt, um meine Mauer fertig zu machen. Am 14. April vollendete ich sie. Ich hatte keine Tür gemacht, sondern kletterte mittels einer Leiter über die Mauer, damit von außen nichts meine Wohnung verriet.

16. April. Ich machte die Leiter fertig, stieg hinauf, zog sie hinter mir hoch und ließ sie nach innen herunter; auf diese Weise war ich vollkommen eingeschlossen. Ich hatte innen Raum genug, und niemand konnte zu mir gelangen, ohne vorher die Mauer erklettert zu haben.

Am Tage, nachdem ich die Mauer fertiggestellt hatte, wäre um ein Haar meine ganze Arbeit zuschanden

gemacht und ich selber getötet worden, und das kam so: Als ich mir gerade hinter meinem Zelt am Eingang der Höhle zu schaffen machte, wurde ich durch etwas wirklich Furchtbares und Überraschendes erschreckt. Denn jählings sah ich die Erde vom Dach meiner Höhle und vom Rande des Hügels über mir herabstürzen, und zwei der Pfosten, mit denen ich die Wölbung gestützt hatte, krachten fürchterlich. Ich war zu Tode erschrocken, dachte aber zunächst gar nicht an die Ursache, sondern nur, daß das Dach meiner Höhle einstürzte, wie mit einem Teil bereits früher geschehen war, und aus Furcht, ich könnte in ihr begraben werden, stürzte ich zu meiner Leiter hinaus, und da ich mich auch dort noch nicht sicher glaubte, aus Furcht, Stücke vom Hügel möchten auf mich herabstürzen, kletterte ich über die Mauer. Kaum hatte ich festen Boden unter den Füßen, so erkannte ich klar, daß es ein schreckliches Erdbeben war; denn der Boden, auf dem ich stand, bebte dreimal in ungefähr achtminütigen Zwischenräumen, und zwar mit drei solchen Stößen, daß das stärkste Gebäude der Welt davon übern Haufen gestürzt worden wäre. Und ein großer Block kann vom Gipfel eines Felsens, der nahe an der See ungefähr eine halbe Meile von mir entfernt lag, mit so schrecklichem Donnern herabgeschossen, wie ich wohl mein Lebtag nicht gehört. Ich sah, daß auch die See in heftige Wallung versetzt war, und ich glaube, daß die Stöße unter Wasser stärker waren als auf der Insel selber.

Ich war, da ich selber noch nie etwas Ähnliches erlebt und auch mit niemanden, der es erlebt, davon gesprochen hatte, so bestürzt, daß ich wie tot oder betäubt war. Von der Bewegung der Erde wurde mir übel wie einem, der von der See geschaukelt wird. Aber der Lärm des stürzenden Felsens weckte mich gleichsam wieder auf, riß mich aus meiner Betäubung und erfüllte mich mit Schrecken; denn ich dachte nicht anders, als daß der Hügel auf mein Zelt stürzen und all mein Hab und Gut unter sich begraben würde. Und darüber sank mir zum zweiten Male das Herz in der Brust.

Als der dritte Stoß vorüber war und ich für eine ganze Weile nichts mehr fühlte, begann ich wieder Mut zu fassen. Trotzdem hatte ich noch nicht wieder das Herz, über meine Mauer zu klettern, aus Furcht, lebendig begraben zu werden, so daß ich noch immer auf dem Boden sitzen blieb, vollkommen niedergebrochen und untröstlich, und nicht wußte, was tun. Die ganze Zeit über hatte ich nicht den geringsten wahrhaft frommen Gedanken, nichts als das übliche Herr sei mir gnädig!», und als alles vorüber war, war es auch damit aus.

Wie ich so dasaß, verdunkelte sich die Luft und wurde wolkig, als wenn es regnen wollte; gleich darauf erhob sich der Wind immer mehr und mehr, so daß er innerhalb einer halben Stunde zu einem schrecklichen Orkan anwuchs. Die See war im Nu mit Schaum bedeckt, das Ufer von Brandung überflutet, die Bäume wurden mit den Wurzeln ausgerissen; kurz, es war ein schrecklicher Sturm. Und dies hielt ungefähr drei Stunden lang an,



dann begann es nachzulassen, und zwei Stunden später war es ganz ruhig und begann sehr stark zu regnen. Die ganze Zeit über saß ich am Boden, sehr geängstigt und mutlos, bis ich plötzlich auf den Gedanken kam, daß dieser Sturm und Regen eine Folge des Erdbebens und dieses selber also vorüber sei, und daß ich mich jetzt wieder in meine Höhle getrauen dürfte. Bei diesem Gedanken fing ich wieder an aufzuleben, und da der Regen nachhief, ging ich hinein und setzte mich in mein Zelt; aber der Regen war so stark, daß mein Zelt drauf und dran war, nieder zubrechen. So war ich gezwungen, in meine Höhle zu gehen, obwohl mir noch immer angst und bange war, sie könnte mir über dem Kopf zusammenstürzen.

Diese Regenflut nötigte mich zu einer neuen Arbeit: nämlich, ein Loch in meine Verschanzung zu hauen, um das Wasser ablaufen zu lassen, das sonst meinen Keller ersäuft hätte. Als ich eine Weile in der Höhle gelauert hatte und keine Erdstöße mehr fühlte, begann ich mich zu beruhigen. Und jetzt ging ich, um meine Geister, die es sehr nötig hatten, etwas aufzufrischen, zu meiner kleinen Speisekammer und nahm einen mäßigen Schluck Rum,

sparsam wie immer; denn ich wußte, war er zu Ende, so bekam ich keinen wieder.

Es regnete die ganze Nacht fort und einen großen Teil des nächsten Tages, so daß ich gar nicht ausgehen konnte; aber da mein Gemüt wieder ruhig war, begann ich nachzudenken, was am besten zu tun sei, und kam zu dem Schluß, daß ich, wenn dergleichen Erdbeben diese Insel öfter heimsuchten, nicht in meiner Höhle leben könnte; und so mußte ich darauf denken, mir eine Hütte an einem freien Platz zu bauen und auch diese wieder mit einer Mauer wie hier zu umgeben, zum Schütze gegen wilde Tiere und Menschen; denn wenn ich hier bliebe, würde ich sicherlich eines Tages lebendig begraben werden.

Mit solchen Gedanken entschloß ich mich, mein Zelt von seinem jetzigen Ort zu entfernen, da es gerade unter dem überhängenden Vorsprung des Hügels stand, der sicherlich bei den nächsten Stößen auf mein Zelt stürzen würde; und so verbrachte ich die nächsten beiden Tage, den 19. und 20. April, mit Nachdenken darüber, wie und wohin ich meine Wohnung verlegen sollte.

Die Angst, lebendig verschlungen zu werden, ließ mich niemals ruhig schlafen; aber die Furcht, draußen ohne irgendeine Umzäunung zu liegen, war fast ebenso groß; und wiederum, wenn ich umherschaute und sah, wie alles in schönster Ordnung und wie herrlich versteckt und sicher vor Gefahr ich hier war, so war es mir sehr zuwider, umzuziehen.

Mittlerweile wurde mir klar, daß das Umziehen sehr lange Zeit in Anspruch nehmen würde und daß ich mich bescheiden mußte, zu bleiben, wo ich war, bis ich mir ein Lager geschaffen hätte, das sicher genug wäre. Mit diesem Entschluß vertröstete ich mich einige Zeit und nahm mir vor, mich in aller Eile an die Arbeit zu machen, mir eine Mauer in einem Kreis aus Pfählen und Stricken usw. zu bauen, gleich der jetzigen, und mein Zelt, wenn sie fertig wäre, dort aufzustellen, bis dahin aber auf gut Glück zu bleiben, wo ich war, bis alles fertig und bereit zum Umzug wäre. Dies war am 21. April.

22. April. Am nächsten Morgen überlegte ich, wie ich meinen Entschluß zur Ausführung bringen sollte; aber viele meiner Werkzeuge hatte ich verloren. Ich besaß drei große Äxte und Überfluß an Beilen (denn wir hatten Beile für den Handel mit den Indern geladen); doch beim Fällen und Bebauen des knorrigen Holzes waren sie stumpf und schartig geworden, und obgleich ich einen Schleifstein hatte, konnte ich ihn nicht drehen und daher auch meine Werkzeuge nicht schleifen. Dies kostete mich soviel Nachdenken, wie ein Staatsmann für einen großen politischen Streich oder ein Richter für ein Urteil über Leben oder Tod eines Menschen gebraucht haben würde. Schließlich erfand ich ein Rad, das ich durch einen Strick mit dem Fuße in Bewegung setzte, um beide Hände frei zu haben. NB. Ich hatte niemals dergleichen in England gesehen oder mich jedenfalls nie darum gekümmert, obwohl es, wie ich seither beobachtete, dort etwas ganz Alltägliches ist. Überdies war mein Schleifstein sehr groß und schwer. Diese Vorrichtung kostete mich die Arbeit einer ganzen Woche, bis ich sie zustande gebracht hatte.

28., 29. April. Während dieser beiden Tage schärfte ich meine Werkzeuge; meine Vorrichtung zum Drehen des Schleifsteines bewährte sich recht gut.

30. April. Da ich merkte, daß mein Brot sehr auf die Neige ging, machte ich mir einen Überschlag und



beschränkte mich auf einen Zwieback den Tag; aber mir war sehr bange ums Herz dabei.

1. Mai. Als ich am Morgen bei Ebbe nach der See ausschaute, sah ich etwas ungewöhnlich Großes am Strande liegen. Es sah wie ein Faß aus, und als ich näher kam, fand ich eine kleine Tonne und zwei oder drei Stücke vom

Wrack des Schiffes, die bei dem letzten Orkan an die Küste getrieben waren; und als ich nach dem Wrack selbst hinüberschaute, schien es mir höher aus dem Wasser zu ragen als zuvor. Ich untersuchte das Faß, das an die Küste getrieben war, und fand bald, daß es ein Faß mit Schießpulver war, das aber Wasser gezogen hatte, wodurch das Pulver hart wie Stein geworden war. Indessen rollte ich es vorerst höher ans Ufer hinauf und ging dann über den Strand, so nahe ich konnte, an das Wrack des Schiffes, um nach mehr zu suchen.

Als ich zum Schiff hinabkam, lag es ganz anders. Das Vorderteil, das früher im Sande gelegen hatte, war mindestens um sechs Fuß gehoben, das Heck war geborsten und durch die Gewalt der See vom Rumpfe losgerissen und auf eine Seite geworfen. Der Sand war hier so hoch angeschwemmt, daß ich jetzt, ohne zu schwimmen, bis dicht herangehen konnte, wenn Ebbe war. Zuerst war ich erstaunt darüber; aber bald schloß ich, daß es beim Erdbeben passiert sein mußte; und da durch diese Erschütterung das Schiff noch mehr zerbrochen war als vorher, wurden täglich vielerlei Dinge ans Land geschwemmt, die die See losgerissen hatte und die Wind und Wasser allmählich ans Ufer trieben. Dies alles lenkte meine Gedanken von dem geplanten Wohnungswechsel ab, und besonders an diesem Tage war ich gewaltig damit beschäftigt, wie ich wohl in das Schiff eindringen könnte. Aber ich sah meine Erwartungen getäuscht; denn das ganze Innere des Schiffes war mit Sand gefüllt. Da ich aber gelernt hatte, nicht zu verzweifeln, entschloß ich mich trotzdem, alles in Stücke zu brechen, was ich nur konnte, in dem Gedanken, daß mir jegliches Ding auf irgendeine Weise nützlich sein könnte.

3. Mai. Ich begann mit meiner Säge und schnitt einen Balken durch, von dem ich glaubte, daß er das Achterdeck zusammenhielt. Ich räumte den Sand, so gut ich konnte, von der Seite weg, wo er am höchsten lag; doch dann kam die Flut, und ich mußte es für diesmal lassen.

4. Mai. Ich ging fischen, fing aber keinen Fisch, den ich mich zu essen traute. Als ich endlich dieses Sports überdrüssig wurde und eben aufhören wollte, fing ich einen jungen Delphin. Ich hatte mir eine lange Schnur aus Segelgarn gemacht; aber ich hatte keine Haken; trotzdem fing ich oft genug Fische, sogar mehr, als ich wollte, die ich dann in der Sonne trocknete, um sie gedörrt zu verspeisen.



5. Mai. Arbeitete auf dem Wrack, sägte einen ändern Balken auseinander und nahm drei große Fichtenplanken vom Deck, die ich zusammenband und mit der Flut an Land schwimmen ließ.

6. Mai. Arbeitete auf dem Schiff, brachte mehrere eiserne Bolzen und andere eiserne Gegenstände heraus, arbeitete sehr angestrengt und kam sehr ermüdet heim und dachte daran, es wieder aufzugeben.

7. Mai. Ging wieder aufs Wrack, aber mit der Absicht, nicht zu arbeiten, fand jedoch das Wrack durch seine eigene Schwere zusammengebrochen, da die Balken durchsägt waren, so daß mehrere Teile des Schiffes lose zu liegen schienen; das Innere des Raumes lag so offen, daß ich hineinsehen konnte; aber es war größtenteils mit Wasser und Sand gefüllt.

8. Mai. Ging zum Wrack mit einer eisernen Brechstange, um das Deck aufzubrechen, das jetzt ganz frei von Wasser und Sand lag. Ich brach zwei Planken auf und brachte sie wieder mit der Flut an Land. Die Brechstange ließ ich für den nächsten Tag auf dem Wrack.

9. Mai. Ging zum Wrack, bahnte mir mit der Brechstange einen Weg ins Innere und fühlte einige Fässer, löste sie mit der Brechstange, konnte sie aber nicht losbringen. Ich fühlte auch die Rolle englisches Blei und konnte sie bewegen; aber sie war zu schwer, um sie fortzuschaffen.

10., 11., 12., 13., 14. Mai. Ging jeden Tag aufs Wrack und holte eine Menge Bauholz, Bretter und Planken und zwei bis drei Zentner Eisen.

15. Mai. Ich nahm zwei Beile mit, um zu versuchen, ein Stück von der Bleirolle abzuheben, indem ich ein Beil mit der Schneide aufsetzte und es mit dem anderen hineintrieb. Aber es lag ungefähr anderthalb Fuß unter Wasser, und so konnte ich keinen rechten Schlag tun.

16. Mai. Es hatte in der Nacht stark geweht, und das Wrack schien durch die Wucht des Wassers noch mehr zertrümmert. Aber ich blieb so lange im Wald, um Tauben für meine Küche zu schießen, daß die Flut mich davon abhielt, diesen Tag aufs Wrack zu gehen.

17. Mai. Ich sah einige Teile des Wracks in einer großen Entfernung, ungefähr zwei Meilen von mir, an Land getrieben und beschloß zu sehen, was es war; ich fand, daß es ein Stück vom Bug war, aber zu schwer für mich, um es fortzuschaffen.

24. Mai. Ich arbeitete täglich bis heute auf dem Wrack und lockerte mit großer Mühe einige Dinge so weit mit der Brechstange, daß die nächste starke Flut einige Fässer und zwei Matrosenkisten herauspülte. Da aber der Wind vom Land stand, so wurde für heute nichts an die Küste getrieben außer einigem Bauholz und einem Oxhoft mit brasilianischem Schweinefleisch, das aber durch das Salzwasser und den Sand verdorben war. Ich setzte diese Arbeit täglich bis zum 15. Juni fort, abgesehen von der Zeit, die ich brauchte, um mir Nahrung zu suchen; aber ich verlegte diesen Teil meiner Beschäftigung in die Flutzeit, um bei Ebbe bereit zu sein, und so schaffte ich nach und nach so viel Holz, Planken und Eisen heraus, daß ich ein gutes Boot hätte bauen können, wenn ich nur gewußt hätte wie; auch brachte ich wiederholt einzelne Stücke von dem Blei mit, ungefähr 100 Pfund.

16. Juni. Als ich zum Strande hinabging, fand ich eine große Schildkröte. Es war die erste, die ich hier sah, woran aber nur mein Mißgeschick schuld war; denn wäre ich zufällig auf die andere Seite der Insel verschlagen worden, so hätte ich täglich Hunderte haben können, wie ich später entdeckte; aber vielleicht hätte ich sie auch teuer genug bezahlen müssen.

17. Juni. Ich kochte die Schildkröte und fand in ihr drei Schock Eier; ihr Fleisch erschien mir damals als das saftigste und leckerste, das ich je in meinem Leben geschmeckt, da ich kein Fleisch außer Ziegen und Vögeln gehabt hatte, seit ich an diesem schrecklichen Ort gelandet war.

18. Juni. Es regnete den ganzen Tag, und ich blieb zu Hause. Der Regen kam mir kalt vor, und ich fröstelte, was, wie ich wußte, unter dieser Breite etwas Ungewöhnliches war.

19. Juni. Sehr krank, mit Schüttelfrost, als ob kaltes Wetter gewesen wäre.

20. Juni. Keine Ruhe die ganze Nacht, heftige Kopfschmerzen und fiebrig.

21. Juni. Sehr krank. Halbtot vor Angst über meine traurige Lage, krank zu sein und ohne Hilfe. Betete zum ersten Male zu Gott seit dem Sturm bei Hull, aber wußte kaum, was ich sagte oder warum, da alle meine Gedanken verwirrt waren.

22. Juni. Etwas besser, aber furchtbare Angst vor Krankheit.

23. Juni. Wieder sehr schlecht, Kälte und Schüttelfrost und dann heftige Kopfschmerzen.

24. Juni. Viel besser.

25. Juni. Sehr heftiges Fieber. Der Anfall hielt mich etwa sieben Stunden gepackt. Hitze und Kälte mit mattem Schweiß hinterher.

26. Juni. Besser; und da ich nichts zu essen hatte, nahm ich mein Gewehr, fühlte mich aber sehr schwach. Trotzdem schoß ich eine Geiß, brachte sie unter vielen Schwierigkeiten heim, briet ein Stück und aß es. Ich würde es gern gekocht haben, um etwas Fleischbrühe zu haben; aber ich hatte keinen Topf.

27. Juni. Das Fieber war wieder so heftig, daß ich den ganzen Tag zu Bett lag und weder aß noch trank. Ich wäre fast vor Durst umgekommen, war aber so schwach, daß ich nicht die Kraft hatte, aufzustehen und mir Trinkwasser zu holen. Betete wieder zu Gott, war aber ganz wirr im Kopf und außerdem so unwissend, daß ich nichts zu sagen wußte. Ich lag nur und rief: «Herr, schau auf mich! Herr, hab Erbarmen mit mir! Herr, sei mir gnädig!» - Ich glaube, ich tat zwei oder drei Stunden lang nichts anderes, bis der Anfall vorüberging und ich einschlief. Ich wachte erst spät in der Nacht auf. Als ich erwachte, fühlte ich mich sehr erholt, aber schwach und furchtbar durstig. Trotzdem war ich gezwungen, da ich kein Wasser innerhalb meiner Wohnung hatte, bis zum Morgen zu liegen, und schlief wieder ein. Während dieses zweiten Schlafes hatte ich folgenden schrecklichen Traum: Mich deuchte, ich säße außerhalb meiner Mauer am Boden, wo ich während des schrecklichen Sturmes nach dem Erdbeben gesessen, und sah einen Mann von einer großen schwarzen Wolke herabsteigen in einer hellen Feuerflamme und den Widerschein am Boden. Er war selbst so strahlend wie eine Flamme, daß ich es kaum ertragen konnte, ihn anzuschauen. Sein Gesicht war unaussprechlich furchtbar, in Worten nicht zu beschreiben. Als er mit seinen Füßen über den Boden schritt, schien die Erde zu zittern, gerade wie beim Erdbeben, und die ganze Luft schien mir mit flammenden Blitzen erfüllt zu sein. Kaum war er auf der Erde gelandet, so ging er auf mich zu. mit einem langen Speer oder einer ähnlichen Waffe in der Hand, um mich zu töten. Und als er auf eine Erhöhung in meiner Nähe gelangt war, sprach er zu mir, und ich hörte eine so schreckliche Stimme, daß ich ihre Furchtbarkeit unmöglich beschreiben kann. Alles, was ich verstand, war dieses: «Da ich sehe, daß alle diese Dinge dich nicht zur Reue gebracht haben, sollst du nun sterben.» Bei diesen Worten war mir, als erhöbe er den Speer, den er in der Hand hielt, um mich zu töten.

Keiner, der je diesen Bericht lesen wird, wird erwarten, daß ich imstande wäre, das Entsetzen meiner Seele bei diesem schrecklichen Gesicht zu beschreiben; ich meine das Entsetzen, das ich im Traum empfand; und ebensowenig ist es möglich, den Eindruck zu beschreiben, der mir im Gemüte blieb, als ich erwachte und merkte, daß es nur ein Traum war.

Ich hatte keinerlei Erkenntnis von Gott. Alles, was ich durch den guten Unterricht meines Vaters mitbekommen hatte, war längst verblaßt in den acht Jahren ununterbrochenen ruchlosen Seemannslebens und durch den ständigen Umgang mit lauter Menschen, die so waren wie ich, schlecht und gottvergessen im höchsten Maße. Ich erinnere mich nicht, daß ich in all den Jahren auch nur mit einem Gedanken daran gedacht hätte, zu Gott emporzuschauen oder in mich selber hinein auf mein eigenes Tun. Vielmehr hatte mich eine gewisse Stumpfheit

der Seele, ohne Willen zum Guten und ohne Bewußtsein vom Bösen, völlig gefangen gehalten, und ich war der hartgesottenste, gedankenloseste, schlechteste Bube gewesen, den man sich unter den Seeleuten gewöhnlichen Schlages nur denken kann, ohne den geringsten Sinn für Gottesfurcht in Gefahr, noch für Dankbarkeit gegen Gott bei der Errettung. Das wird man mir noch leichter glauben, wenn ich zu dem bereits geschilderten Teil meiner Geschichte hinzufüge, daß mir bei all dem mannigfachen Unglück, das mich bis zu diesem Tage betroffen hatte, nie auch nur im mindesten in den Sinn kam, daß es die Hand Gottes sei oder die gerechte Strafe für meine Sünde, für mein rebellisches Betragen gegen meinen Vater oder für meine gegenwärtigen Sünden, die groß waren, oder auch eine Strafe für den ganzen Verlauf meines gottlosen Lebens. Als ich auf der verzweifelten Fahrt an der afrikanischen Küste war, dachte ich mit keinem Gedanken daran, Gott zu bitten, mir einzugeben, wohin ich gehen solle, oder mich vor den Gefahren zu behüten, die mir von allen Seiten drohten, sei es durch reißende Tiere oder grausame Wilde. Nein, ich dachte überhaupt nicht an Gott oder eine Vorsehung und handelte nur nach dem Naturtrieb wie ein Tier und nach den Eingebungen des bloßen Verstandes, und auch das nicht mal immer. Als ich auf See von dem portugiesischen Kapitän errettet und an Bord genommen und so gerecht, ehrenvoll und edelmütig von ihm behandelt wurde, dachte ich nicht im mindesten an Dankbarkeit gegen Gott. Und wiederum, als ich schiffbrüchig, zugrunde gerichtet, dem Ertrinken nahe auf diese Insel kam, war ich weit davon entfernt, Reue zu empfinden oder es als ein Gericht des Himmels anzusehen, sondern sagte mir nur immer, ich sei einmal ein unseliger armer Hund und zu nichts als Unglück geboren.

Als ich zuerst hier an die Küste kam und sah, daß meine ganze Schiffsmannschaft ertrunken und nur ich verschont geblieben war, da überkam mich zwar eine Art von Entzückung und Begeisterung der Seele, die mit Hilfe der Gnade Gottes sich zu wahrer Dankbarkeit hätte erheben können; aber es endete, wo es begann, in einem bloßen gewöhnlichen Freudenrausch — «Gottlob, daß ich noch lebe!» - ohne das geringste wirkliche Nachdenken über die Güte der Hand, die mich bewahrt und mich vor allem auserwählt hatte, gerettet zu werden, wo alle anderen vernichtet wurden, und ohne die geringste Frage danach, weshalb die Vorsehung so gnädig gegen mich gewesen war. Nein, es war dieselbe, ganz gewöhnliche Art von Freude, wie alle Seeleule sie empfinden, wenn sie aus einem Schiffbruch heil an Land gekommen sind: schon in der nächsten Punschbowle wird sie ersäuft, und alles in vergessen, sobald es vorüber ist. Und dieser An war auch mein ganzes weiteres Leben. Selbst als mir hernach in gehöriger Bestimmung mein Zustand so recht zu Bewußtsein kam: wie ich an diesen schrecklichen Ort verschlagen sei, unerreichbar weit von allen Menschen, ohne alle Hoffnung auf Befreiung oder Aussicht auf Erlösung - selbst da verlor sich das Gefühl von meiner Not, sobald sich die Aussicht eröffnete, daß ich am Leben bleiben könnte und nicht Hungers zu sterben brauchte, und ich begann mich ganz beruhigt zu fühlen, machte mich an die Arbeiten, die zu meiner Sicherheit und Ernährung nötig waren, und war weit davon entfernt, meine Lage als eine Strafe des Himmels und als ein Walten Gottes wider mich zu betrachten; solche Gedanken kamen mir nur sehr selten in den Sinn.

Das Aufsprießen der Gerstenkörner machte anfangs, wie in meinem Tagebuch erwähnt, einigen Eindruck auf mich und begann ernste Gedanken in mir zu erwecken, solange ich glaubte, ein Wunder darin erkennen zu müssen; aber kaum hatte sich das vermeintliche Wunder aufgeklärt, so schwand auch, wie bereits erzählt, diese seine Wirkung auf mich.

Selbst das Erdbeben, obschon doch nichts schrecklicher sein oder unmittelbarer hindeuten konnte auf die unsichtbare Macht, die allein solche Dinge lenkt - selbst der Eindruck, den das Erdbeben auf mich gemacht hatte, verging, sobald der erste Schrecken vorüber war. Der Gedanke an Gott und sein Gericht und daran, daß meine gegenwärtige Not aus seiner Hand kommen könnte, kann mir ebensowenig, als wenn ich in der glücklichsten Lage von der Welt gewesen wäre.

Aber jetzt, als ich anfang, krank zu werden, und untätig in die Trübsal des Todes schaute, die sich vor mir auftat, da meine Lebensgeister unter der Last der schweren Krankheit sanken und die Natur durch die Gewalt des Fiebers ermattet war, jetzt begann mein Gewissen, das» lange geschlafen hatte, zu erwachen, und ich begann mir Vorwürfe über mein vergangenes Leben zu machen, indem ich durch meine ungemeine Schlechtigkeit die göttliche Gerechtigkeit herausgefordert hatte, mich mit so ungewöhnlich schweren Schlägen zu treffen und rächend heimzusuchen.

Diese Gedanken quälten mich seit dem zweiten oder dritten Tag meiner Krankheit, und die Gewalt des Fiebers und diese schrecklichen Vorwürfe meines Gewissens entzogen mir Worte, eine Art Gebet zu Gott, obwohl ich es nicht eigentlich ein Beten voll Wunsch und Hoffnung nennen kann; vielmehr war es die Stimme bloßer Furcht und Verzweiflung. Meine Gedanken waren verwirrt, die Schuld lag schwer auf meiner Seele, und das Grauen, in so schrecklicher Lage sterben zu müssen, trieb mir das Blut bei der bloßen Vorstellung zu Kopf. Und in diesem Aufruhr meiner Seele wußte ich nicht, was meine Zunge lallte. Aber es waren etwa Ausrufe wie: «Herr, was für ein elendes Geschöpf bin ich! Wenn ich krank werde, werde ich sicher ohne Hilfe sterben; was soll aus mir werden?» — Dann brachen mir die Tränen aus den Augen, und ich konnte für lange Zeit nichts mehr sagen. Mittlerweile fiel mir der gute Rat meines Vaters ein und seine Prophezeiung, die ich am Anfang dieser Geschichte erwähnte, nämlich, daß Gott mich nicht segnen würde, wenn ich diesen tollen Schritt täte, und daß ich noch einmal Muße genug haben würde, über meine Verstocktheit nachzudenken, wenn ich keine Menschenseele haben würde, die mir beistünde. «Jetzt», sagte ich laut, «erfüllen sich meines lieben Vaters Worte an mir: Gottes Gerechtigkeit hat mich ergriffen, und ich habe niemanden, mir zu helfen oder mich zu hören; ich war taub für die Stimme der Vorsehung, die mich in ihrer Güte in einen Stand oder eine Lebenslage versetzt hatte,

worin ich mich hätte glücklich und behaglich fühlen können; aber ich wollte weder selbst einsehen noch von meinen Eltern lernen, welcher Segen das war; ich ließ sie in Gram über meine Torheit zurück, und nun liege ich selber hier in Gram über die Folgen; ich wies ihre Hilfe und ihren Beistand von mir, der mich in der Welt emporgebracht und mir alles leicht gemacht hätte, und nun habe ich mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die über Menschenkraft gehen, und keinen Beistand, keinen Trost, keinen Rat.» Und nun schrie ich laut: «Herr, hilf mir, denn ich bin in großer Not!»

Dies war seit Jahren mein erstes Gebet, wenn ich es so nennen darf. Aber ich kehre zu meinem Tagebuch zurück. 28. Juni. Da ich durch den Schlaf etwas erfrischt und der Anfall vorüber war, stand ich auf, und obwohl die Angst und der Schrecken über meinen Traum sehr groß waren, bedachte ich doch, daß der Fieberanfall sich morgen wiederholen könnte und daß ich meine Zeit nützen müßte, um zusammenzutragen, was mich erfrischen und stärken könnte, wenn ich krank läge. Als erstes füllte ich eine große viereckige Flasche mit Wasser und setzte sie auf meinen Tisch, in erreichbarer Nähe von meinem Bett, und um dem Wasser die Kälte zu nehmen, goß ich ein Quart Rum dazu und schüttelte beides durcheinander. Dann schnitt ich mir ein Stück Fleisch von der Geiß ab und briet es über Kohlen, konnte aber nur sehr wenig davon essen. Ich ging aus, war aber sehr schwach und vor allem sehr traurig und schwermütig durch das Bewußtsein meiner elenden Lage und immer voll Furcht vor der Wiederkehr meiner Krankheit am nächsten Tage. Abends machte ich mir Abendbrot von drei Schildkröteneiern, die ich in der Asche briet und aus der Schale aß. Und dies war in meinem ganzen Leben, soweit ich mich erinnere, die erste Mahlzeit, bei der ich Gott um seinen Segen bat. Nachdem ich gegessen hatte, versuchte ich noch einmal auszugehen; aber ich war so schwach, daß ich kaum das Gewehr tragen konnte; denn das nahm ich immer mit. So ging ich nur ein kleines Stück und setzte mich auf den Boden, auf die See hinausschauend, die just vor mir lag und sehr still und glatt war. Als ich so saß, kamen mir folgende Gedanken: Was sind Erde und Meer, von denen ich so viel gesehen habe? Woher sind sie erschaffen? Und was bin ich und all die anderen Geschöpfe, wilde und zahme, Menschen und Tiere? Woher sind wir? Sicherlich sind wir alle durch eine geheime Macht, die auch Erde und Meer geschaffen hat, entstanden. Und welche ist das?



Darauf folgte ganz natürlich: Es ist Gott, der alles geschaffen hat; nun, und wenn Gott alle Dinge geschaffen hat, so führt und regiert er sie auch alle; denn das Wesen, das alle Dinge schaffen kann, muß sicherlich auch die Macht haben, sie zu führen und zu leiten.

Wenn dem so ist, kann nichts im großen Umkreis seiner Werke geschehen ohne sein Wissen oder seinen Willen. Und wenn nichts ohne sein Wissen geschehen kann, so weiß er auch, daß ich hier bin und in einer schrecklichen Lage. Und wenn nichts ohne seinen Willen geschieht, hat er gewollt, daß es mir so ergehen soll.

Nichts fiel mir ein, was diesen Schlußfolgerungen zu widersprechen vermocht hätte, und so weit durchdrang mich die Überzeugung mit immer größerer Kraft, es könne nicht anders sein, als daß Gott dies alles über mich verhängt hatte; daß ich durch seine Fügung in diese jammervolle Lage gebracht worden sei, da er ja allein die Macht hatte, nicht nur über mich, sondern über alles, was in der Welt geschah.

Und sogleich kam die Frage: Warum hat mir Gott das angetan? Was habe ich getan, um so gestraft zu werden? Da unterbrach mich aber gleich mein Gewissen in meinen Fragen, als wenn ich gelästert hätte, und sprach zu mir wie eine Stimme: «Du Bösewicht! Du fragst noch, was du getan hast? Sieh zurück auf dein schrecklich vergeudetetes Leben und frage dich lieber, was du nicht getan hast, frage, warum du nicht schon längst vernichtet bist! Warum bist du nicht in Yarmouth Roads ertrunken, warum nicht im Kampfe gelötet worden, als euer Schiff von dem Piraten aus Salee genommen wurde? Warum nicht von wilden Tieren an der afrikanischen Küste verschlungen? Oder, warum nicht hier ertrunken, als die ganze Mannschaft umkam, nur du nicht? Kannst du noch fragen, was habe ich getan?»

Ich war durch diese Gedanken wie gelähmt und konnte nichts sagen, mir selbst keine Antwort geben. Ich stand nachdenklich und traurig auf, ging zu meiner Behausung zurück, stieg über meine Mauer, als wenn ich zu Bett gehen wollte; aber ich hatte keine Lust zu schlafen, sondern setzte mich auf meinen Stuhl und zündete meine Lampe an, weil es dunkel wurde. Nun fiel mir in meiner Angst vor der Wiederkehr meiner Krankheit ein, daß die Brasilianer gegen fast alle Krankheiten keine andere Medizin nehmen als ihren Tabak. Und ich hatte ein Stück gedörrter Tabaksrolle in einer meiner Kisten und etwas grünen Tabak.

Zweifellos war es eine Eingebung des Himmels; denn in dieser Kiste fand ich ein Heilmittel für beides, Seele und Leib. Ich öffnete die Lade und fand, was ich suchte, nämlich den Tabak, und da die wenigen Bücher, die ich gerettet hatte, auch darin lagen, so nahm ich eine der Bibeln, die ich vorher erwähnte und in die hineinzuschauen ich bisher weder Muße noch Lust gehabt hatte. Ich nahm beides heraus und brachte Bibel und Tabak an meinen Tisch.

Ich wußte nicht, wie ich den Tabak gebrauchen sollte und ob er gut oder schlecht für meinen Zustand wäre; aber ich machte verschiedene Versuche damit, entschlossen, die Wirkung so oder so zu erproben. Zuerst nahm ich ein Stück Blatt in den Mund und kaute es, wovon mir anfangs das Gehirn ganz dumm wurde, weil der Tabak grün und streng und ich nicht daran gewöhnt war; dann nahm ich mehrere Blätter, tränkte sie ein oder zwei Stunden lang in etwas Rum und beschloß, abends, wenn ich mich hinlegte, eine Dosis davon zu nehmen; und zu guter Letzt verbrannte ich einige in einer Kohlenpfanne und hielt meine Nase dicht darüber, solange ich die Hitze und den scharfen Rauch nur aushallen konnte; und ich hielt es fast bis zum Ersticken aus.

Während der Pausen bei diesen Operationen nahm ich die Bibel und begann zu lesen. Aber mein Kopf war zu verwirrt durch den Tabak, um lesen zu können. Nur als ich das Buch eben aufschlug, waren die ersten Worte, auf die meine Augen fielen, die folgenden: «Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.»

Die Worte waren sehr zutreffend auf meinen Fall und machten großen Eindruck auf mich, als ich sie las, obwohl noch nicht so sehr wie später; denn was das Erretten betraf, so hatte das Wort sozusagen keinen Klang für mich; eine Errettung war so fern, so unmöglich nach meiner Beurteilung der Dinge, daß ich, gleich wie die Kinder Israels, als ihnen Fleisch zur Speisung versprochen wurde, fragten: «Vermag Gott in der Wüste einen Tisch zu decken?», nun ebenso fragte: «Vermag Gott selber mich von hier zu erretten?» Und da es noch viele Jahre dauerte, ehe irgendwelche Hoffnung sich zeigte, so blieb dieser Zweifel lange Zeit vorherrschend in mir. Dennoch machten die Worte tiefen Eindruck auf mich, und ich dachte sehr oft darüber nach.

So wurde es spät, und der Tabak hatte mich so benebelt, daß ich schlafen wollte. Ich ließ meine Lampe in der Höhle brennen, falls ich des Nachts etwas brauchte, und ging zu Bett. Aber bevor ich mich niederlegte, tat ich, was ich noch nie in meinem ganzen Leben getan hatte: Ich kniete nieder und betete zu Gott um Erfüllung seines Versprechens, daß er mich erlösen wolle, wenn ich ihn in der Not anriefe. Nachdem ich mein gebrochenes und verstümmeltes Gebet vollendet, trank ich den Rum, in den ich den Tabak getaucht hatte, wovon er so streng und stark war, daß ich ihn kaum hinunterwürgen konnte. Ich ging dann gleich zu Bett und fühlte augenblicklich, daß der Rum mir gewaltig zu Kopf stieg; aber ich fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte erst gegen drei Uhr nachmittag am nächsten Tage; nein, heute bin ich sogar der Ansicht, daß ich auch den ganzen nächsten Tag und die Nacht bis drei Uhr am übernächsten Tag schlief; denn sonst wüßte ich nicht, wie ich einen Tag in der Woche verloren haben sollte, was sich in der Tat nach Jahren herausstellte.

Denn wenn ich ihn infolge der Hin- und Herfahrt durch den Äquator verloren hätte, so hätte ich ja mehr als einen Tag verloren. Aber jedenfalls verlor ich einen Tag bei meiner Rechnung und weiß bis heute nicht wie.

Sei es nun so oder so, als ich erwachte, fühlte ich mich außerordentlich erfrischt und mein Gemüt lebhaft und freudig. Als ich aufstand, war ich wohlher als tags zuvor und mein Magen besser; denn ich spürte Hunger. Kurz, ich hatte am nächsten Tage kein Fieber mehr und fühlte, daß es weiter der Besserung zugeht. Dies war der 29. Juni.

Der 30. Juni war ein guter Jagdtag für mich; ich ging mit dem Gewehr, und zwar nur in die Nähe. Ich tötete ein paar Seevögel, eine Art Wildgänse. Ich brachte sie heim; aber es lockte mich nicht sehr, sie zu essen. So verspeiste ich wieder einige Schildkröteneier, die sehr gut waren. Am Abend erneuerte ich die Arznei, der ich die gute Wirkung von gestern zuschrieb, nämlich Tabak, in Rum getränkt; nur nahm ich nicht soviel wie zuvor, kaute kein Blatt und hielt meinen Kopf nicht über den Rauch. Indessen fühlte ich mich am folgenden Tage, der der 1. Juli war, nicht so gut, wie ich gehofft hatte; denn ich hatte einen kurzen Schüttelfrost; aber es war nicht schlimm.

2. Juli. Ich erneuerte die Medizin auf alle drei Arten, betäubte mich erst damit und trank dann die doppelte Menge.

3. Juli. Die Anfälle verloren sich ganz, obgleich ich meine vollen Kräfte erst nach einigen Wochen wiedererlangte. Während ich neue Kräfte sammelte, bewegten meine Gedanken sich hauptsächlich um die Bibelstelle «Ich will dich erretten!», und es lag mir schwer auf der Seele, daß ich mir gar nicht vorstellen konnte, auf welche Weise ich jemals errettet werden sollte. Aber während ich mich noch mit solchen mutlosen Gedanken quälte, fiel mir plötzlich ein, daß ich ja immerfort nur den Blick auf die Errettung aus meiner Hauptnot gerichtet hielt und darüber ganz die Errettung vergaß, die mir soeben zuteil geworden war, und ich fühlte mich nun gleichsam dazu hingestoßen, mich selber zu fragen: «Bin ich nicht eben erst, und zwar wie durch ein Wunder, aus meiner Krankheit errettet worden, aus der trostlosesten Lage, die sich denken läßt und die mich so sehr ängstigte? Und hatte ich dessen geachtet? Hatte ich mein Teil getan? Gott halle mich errettet; aber ich halte ihn nicht gepriesen; nämlich, ich hatte das nicht als eine Errettung anerkannt und nicht dafür gedankt, und wie konnte ich denn da eine noch größere Errettung erwarten?» Dies berührte mein Herz so sehr, daß ich niederkniete und Gott laut dankte für die Genesung von meiner Krankheit.

4. Juli. Am Morgen griff ich wieder nach der Bibel und begann mit dem Neuen Testament. Ich machte mich ernstlich daran, es zu lesen, und zwar nahm ich mir vor, jeden Morgen und jeden Abend eine Weile zu lesen,

ohne mich an die Kapitelzahlen zu binden, just so lange, wie meine Gedanken dabeibleiben wollten. Nicht lange, nachdem ich mich ernstlich an dieses fromme Werk gemacht hatte, fühlte ich mein Herz tief und ernstlich erschüttert von der Schlechtigkeit meines vergangenen Lebens. Mein Traum stand mir wieder vor Augen, und die Worte «Alle diese Dinge haben dich nicht zur Reue gebracht» brannten mir auf der Seele. Ich flehte Gott inbrünstig an, mir Reue zu geben, und die Vorsehung fügte es, daß ich noch am selbigen Tage, als ich in der Heiligen Schrift las, auf die Worte stieß: «Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden.» Ich warf das Buch hin, hob Herz und Hände gen



Himmel und rief laut in freudiger Verzückung: «Jesus, du Sohn Davids, du erhöhter Fürst und Heiland, gib du mir Buße!»

Dies war das erstmal in meinem Leben, daß ich im wahren Sinne des Wortes sagen konnte, ich betete; denn jetzt betete ich mit dem Bewußtsein meiner Lage, mit einer bibelsicheren Aussicht auf Hoffnung, gegründet auf die Verheißung des Wortes Gottes; und seit dieser Zeit, darf ich sagen, begann ich zu hoffen, daß Gott mich erhören würde.

Jetzt begann ich, die Worte «Rufe mich an, so will ich dich erretten» in einem anderen Sinne zu begreifen, als ich vorher getan. Damals dachte ich bei Errettung immer nur an meine Erlösung aus der Gefangenschaft; denn obgleich ich Raum genug hatte, war die Insel ein Gefängnis für mich, und zwar im schlimmsten Sinne der Welt. Aber jetzt lernte ich, es in anderem Sinne zu nehmen. Jetzt sah ich auf mein vergangenes Leben mit solchem Grauen, meine Sünden erschienen mir so schrecklich, daß meine Seele nichts anderes bei Gott suchte als Erlösung von der Last meiner Schuld, die mich so erdrückte. Mein einsames Leben war mir ein Nichts; ich bat nicht, von ihm befreit zu werden; ja, ich dachte nicht einmal daran; es war von keiner Bedeutung im Vergleich mit dem anderen. Und ich habe dieses Stück meiner Geschichte hierhergesetzt, um jeden, der es lesen wird, daran zu mahnen, daß, wenn er je auf den wahren Grund der Dinge kommt, er Erlösung von den Sünden als einen viel größeren Segen empfinden wird als Erlösung aus Trübsal. Aber ich schließe diesen Abschnitt, um zum Tagebuch zurückzukehren.

Meine Lage wurde nun, obwohl sie noch jammervoll genug blieb für meinen Leib, dennoch viel leichter für mein Gemüt. Meine Gedanken waren durch das Lesen der Schrift und das Beten zu Gott auf höhere Dinge gerichtet. Ich fand einen Trost in mir selber, von dem ich bisher nichts gewußt. Und als meine Gesundheit und meine Kräfte wiederkehrten, ging ich drauf und dran, mir alles, was ich noch brauchte, zu besorgen und meine Lebensweise so ordentlich wie möglich zu regeln.

Vom 4. bis 14. Juli war ich hauptsächlich damit beschäftigt, mit meinem Gewehr auszugehen, täglich etwas weiter, wie Menschen es nach einer Krankheit zu tun pflegen, um wieder Kräfte zu sammeln. Denn man kann sich kaum vorstellen, wie ich heruntergekommen und wie schwach ich geworden war. Die Kur, die ich gebraucht hatte, war völlig neu und hat vielleicht auch nie vorher eine Krankheit geheilt, noch kann ich jemand empfehlen, den Versuch zu wiederholen; und obwohl sie den Anfall vertrieb, hatte sie doch beigetragen, mich zu schwächen; denn ich hatte noch lange Zeit unter häufigen Nerven- und Gliederkrämpfen zu leiden. Ich zog daraus noch die Lehre, daß es nichts Schädlicheres für meine Gesundheit geben konnte, als während der Regenzeit auszugehen, besonders während der Regen, die von Stürmen und Orkanen begleitet waren; denn da der Regen, der in der trockenen Jahreszeit kam, immer von solchen Stürmen begleitet war, so fand ich, daß dieser Regen viel gefährlicher war als der Regen, der im September und Oktober fiel.

Ich war nun über zehn Monate auf dieser unseligen Insel. Jede Möglichkeit der Befreiung aus meiner Lage schien mir genommen; und ich wurde immer mehr davon überzeugt, daß noch nie ein menschliches Wesen je seinen Fuß auf diesen Ort gesetzt hätte.

Nachdem ich nun meine Wohnung meiner Meinung nach völlig gesichert hatte, fühlte ich den lebhaften Wunsch,

die Insel weiter zu erforschen, um zu sehen, was noch alles darauf wüchse, wovon ich noch nichts wüßte. Es war am 15. Juli, als ich mich zu einer genaueren Besichtigung der Insel aufmachte. Ich ging zuerst an dem Bache hinauf, wo ich, wie ich erzählte, meine Flöße an Land brachte. Als ich ungefähr zwei Meilen daran entlang gewandert war, fand ich, daß die Flut nicht weiter hinaufreichte und daß er nur noch ein kleines Rinnsal sehr frischen und guten Wassers bildete. Aber da es in der trockenen Jahreszeit war, hatte er an einigen Stellen kaum noch Wasser.

Am Ufer dieses Baches fand ich viele liebliche Weiden oder Wiesen, voll, weich und mit Gras bedeckt; und höher hinauf, wo das Wasser wohl nie über die Ufer trat, fand ich eine große Menge grünen Tabaks, der zu großen, starken Stengeln aufwuchs. Ferner waren da noch verschiedene andere Pflanzen, die ich nicht kannte und die vielleicht ihre besonderen, mir aber verborgenen nützlichen Eigenschaften hatten.

Ich suchte nach der Kassawawurzel, aus der die Inder unter diesem ganzen Himmelsstrich ihr Brot machen; aber ich konnte keine finden. Ich sah große Aloe-Pflanzen; aber damals verstand ich mich noch nicht auf sie; ich sah etliches Zuckerrohr, aber wild und ungepflegt und daher wertlos. Ich gab mich für dieses Mal mit meinen Entdeckungen zufrieden. Auf dem Heimwege sann ich darüber nach, wie ich es wohl anstellen könnte, um den Wert und die Güte der Früchte und Pflanzen, die ich noch entdecken würde, ausfindig zu machen. Aber ich kam zu keinem Beschluß; denn während meiner brasilianischen Zeit hatte ich so spärliche Erfahrungen gemacht, daß ich nur wenig von den Gewächsen des Feldes wußte, jedenfalls zuwenig, um mir jetzt in meiner Not irgendwie zu helfen.

Am nächsten Tage, dem 16. Juli, ging ich wieder denselben Weg hinauf. Und als ich etwas weiter als tags zuvor gelangt war, fand ich, daß der Bach und die Wiesen aufhörten und die Gegend waldiger wurde. Hier fand ich verschiedene Früchte, besonders Melonen am Boden in großem Überfluß und Trauben an den Bäumen; denn die Reben waren tatsächlich über die Bäume gewuchert, und die Trauben waren jetzt gerade in der Reife, süß und voll. Dies war eine überraschende Entdeckung, und ich war darüber herzensfroh; aber meine Erfahrung mahnte mich, nur sparsam davon zu essen; denn ich erinnerte mich von meiner Zeit in der Barbarei her, daß einige meiner Landsleute, die dort Sklaven waren, vom Traubenessen Fieber und Durchfall bekamen und starben. Aber ich fand eine herrliche Verwendung für sie, indem ich sie an der Sonne dörnte und als getrocknete Trauben oder Rosinen verwahrte, die alsdann sehr bekömmlich und angenehm zu essen waren, wenn es keine Trauben mehr gab.

Ich verbrachte dort den ganzen Abend und ging nicht zu meiner Wohnung zurück; beiläufig das erstemal, daß ich, sozusagen, außer dem Hause schlief. Bei Nacht tat ich, wie ich zu Anfang getan: Ich stieg in einen Baum, wo ich wohl schlief. Am nächsten Morgen setzte ich meine Forschungsreise fort und wanderte ungefähr vier Meilen weiter, nach der Länge des Tales zu schätzen immer genau nach Norden, von Hügelketten im Norden und Süden umgeben.

Am Ende dieser Wanderung öffnete sich mir ein Ausblick. Hier schien das Land nach Westen



abzufallen, und eine kleine Quelle frischen Wassers, die aus dem Hügel neben mir entsprang, lief nach der anderen Seite, nach Osten. Und das Land lag da, so frisch, so grün, so blühend, alles in unverwelktem Frühlingsglanz, daß es mir wie ein angepflanzter Garten erschien.

Ich stieg ein wenig in dieses herrliche Tal hinab und überschaute es mit einer Art heimlicher Lust, durch die zwar andere trübselige Gedanken glitten, indem ich dachte, daß das alles mir gehöre, daß ich unstreitig König und Herr über dieses Land sei und Besitzrecht daran hätte. Und wenn ich es hätte mitnehmen können, würde ich es ebensogut zu Erbe erhalten haben wie nur irgendein Lord sein Rittergut in England. Ich sah hier einen Überfluß an Kakaosträuchern, Orangen- und Zitronenbäumen, aber alle wild und nur wenige fruchttragend; indessen, die grünen Limonen, die ich sammelte, waren nicht nur angenehm zu essen, sondern auch gesund, und ich mischte ihren Saft später mit Wasser, das sie sehr heilsam, kühl und erfrischend machten.

Ich fand nun, daß ich genügend zu sammeln und heim zuschaffen hätte, und beschloß, mir ein Lager von Trauben und Zitronen beizulegen, um mich für die nasse Jahreszeit zu versorgen, die, wie ich wußte, nahe war. Zu diesem Ende sammelte ich einen großen Haufen Trauben an einem Ort und einen kleineren Haufen an einem anderen Ort, und ein großes Bündel Zitronen wieder woanders. Ich nahm von allem etwas mit und begab mich auf den Heimweg, mit der Absicht, mit einem Beutel oder Sack wiederzukommen, um den Rest nachzuholen. Ich kam also nach drei Reisetagen wieder nach Hause; denn so muß ich jetzt mein Zelt oder meine Höhle nennen. Aber noch ehe ich ankam, waren die Trauben verdorben; ihre eigene Fülle und das Gewicht des Saftes hatte sie zerdrückt und zerquetscht; sie waren nur noch wenig oder gar nicht zu gebrauchen. Die Zitronen waren gut; aber ich konnte nur wenige tragen.

Am nächsten Tag, dem 19. Juli, ging ich zurück, nachdem ich mir zwei kleine Beutel gemacht hatte, um meine Ernte heimzubringen. Aber zu meiner Überraschung fand ich meine Trauben, die so voll und schön gewesen waren, als ich sie pflückte, überallhin zerstreut, zertreten und verschleppt und eine Menge davon aufgezehrt. Daraus schloß ich, es müsse hier wilde Tiere geben, die das getan hätten; aber was für welche, wußte ich nicht. Es hatte also keinen Zweck, sie in Haufen zu sammeln oder sie in einem Sack wegzutragen; auf die eine Weise wurden sie geraubt und auf die andere durch ihr eigenes Gewicht erdrückt. Ich beschloß daher etwas anderes. Ich pflückte eine Menge Trauben und hing sie an die Enden der Baumzweige in die Sonne zum Trocknen, und von den Zitronen nahm ich soviel wie möglich mit.

Als ich wieder daheim war, kam mir die Fruchtbarkeit dieses Tales, die Lieblichkeit seiner vor Stürmen geschützten Lage und sein Wald nicht aus dem Sinn, und ich kam zu dem Schluß, daß ich meine Wohnung gerade in dem ungünstigsten Teil der Insel aufgeschlagen hatte. Das alles bedenkend, begann ich zu erwägen, ob ich nicht meine Behausung verlegen und mich nach einem Ort umschaun sollte, der ebenso sicher wäre wie mein jetziger, aber möglichst in jenem herrlichen, fruchtbaren Teil der Insel gelegen.

Dieser Gedanke lag mir lange im Sinn, und ich war einige Zeit ganz vernarrt in ihn, da mich die Anmut dieser Gegend verführerisch lockte. Aber als ich den Plan näher besah und bedachte, daß ich jetzt an der See wohnte, wo es doch immerhin möglich war, daß ein Glücksfall sich ereignete und daß dasselbe Schicksal, das mich hierher verschlagen, einen anderen Unglücksraben an denselben Ort brächte, entschloß ich mich doch, zu bleiben, wo ich war, und mich nicht in dem Inneren der Insel zwischen Hügel und Wald freiwillig noch tiefer einzukerkern.

Indessen war ich so verliebt in jene Gegend, daß ich fast den ganzen Rest des Monats Juli dort verbrachte. Und wenn ich mich auch nach nochmaliger Überlegung nicht entschloß, dorthin zu ziehen, baute ich mir doch wenigstens dort eine kleine Laube und umgab sie in einiger Entfernung mit einem starken Zaun aus einer doppelten Hecke, die so hoch war, wie ich reichen konnte, sorgfältig mit Pfählen gestützt und mit Gestrüpp abgedichtet. Hier schlief ich manchmal zwei oder drei Nächte hintereinander wohlgeborgen. Ich stieg auch hier mittels einer Leiter hinein, so daß ich mir nun einbilden konnte ein Landhaus zu besitzen und eins am Meeresufer. Diese Arbeit beschäftigte mich bis Anfang August.

Ich hatte eben meine Einzäunung beendet und begann, die Früchte meiner Arbeit zu genießen, als die Regenzeit einsetzte und mich zwang, in der Nähe meiner alten Behausung zu bleiben; denn obgleich ich mir auch ein neues Zelt gebaut und mit einem Stück Segel gut überzogen hatte, so hatte ich hier doch nicht den Schutz des Hügels und nicht die Höhle, in die ich mich bei besonders starkem Regen verkriechen konnte.

Ungefähr Anfang August, wie ich sagte, war meine Laube fertig, und ich begann, es mir darin wohl sein zu lassen. Am 3. August waren die Trauben, die ich aufgehängt hatte, völlig getrocknet und durch die Sonne in vorzügliche Rosinen verwandelt. So nahm ich sie vom Baum ab, und es war sehr gut, daß ich es tat; denn der Regen, der nun folgte, würde sie verdorben haben, und ich hätte den besten Teil meines Wintervorrats, ungefähr dreihundert große Bündel, verloren. Kaum hatte ich sie alle abgenommen und die meisten heimgebracht, so fing es an zu regnen. Und von da ab, es war der 14. August, regnete es mehr oder weniger jeden Tag bis Mitte Oktober, und manchmal so heftig, daß ich tagelang nicht aus meiner Höhle konnte.

Um diese Zeit wurde ich durch einen Zuwachs meiner Familie sehr überrascht. Ich halte mit Leidwesen eine meiner Katzen vermißt, die mir fortgelaufen war und die ich für tot hielt. Ich hörte und sah nichts mehr von ihr, bis sie Ende August zu meinem großen Erstaunen mit drei Jungen zurückkehrte. Dies verwunderte mich sehr; denn ich hatte zwar einmal eine An Wildkatze geschossen, die aber ganz verschieden von unserer europäischen Katze war. Die jungen Katzen waren jedoch, ebenso wie die alten, Hauskatzen. Meine beiden Katzen aber waren weiblich. Von diesen drei Katzen wurde ich freilich nachmals so mit Katzen gesegnet, daß ich gezwungen war, sie wie Ungeziefer oder Raubtiere zu töten und nach Kräften von meinem Hause zu verjagen.



Vom 14. bis 24. August unaufhörlicher Regen, so daß ich mich nicht hinausbegeben konnte, da ich mich jetzt sehr hütete, naß zu werden. Infolge dieser Haft war ich gezwungen, meine Nahrung zu strecken. Zweimal wagte ich es jedoch, auszugehen; an dem einen Tag schoß ich eine Ziege, und am andern, dem 25., fand ich eine große Schildkröte, die ein Hochgenuß für mich war. Meine Mahlzeiten waren so eingeteilt: zum Frühstück eine Traube Rosinen, zum Mittagessen ein Stück Ziegenfleisch oder Schildkröte, geröstet, denn zu meinem großen Unglück hatte ich keinen Kessel, um etwas zu kochen oder zu schmoren, und zwei bis drei Schildkröteneier zum Abendbrot.

Solange mich der Regen im Hause hielt, arbeitete ich täglich zwei oder drei Stunden an der Erweiterung meiner Höhle. Nach und nach drang ich nach einer Seite immer tiefer vor, bis ich schließlich an die Außenseite des Hügels kam. Hier machte ich eine Tür, die außerhalb meiner Einzäunung lag, und ging nun hier aus und ein. Aber es war mir nicht ganz behaglich dabei zumute, daß die Höhle nun nach dieser Seile hin so offen lag; denn bisher war ich ringsum geschützt gewesen, während jetzt durch diese Öffnung hereinkommen konnte, wer oder was wollte, obwohl ja, soviel ich wußte, gar kein lebendes Wesen vorhanden war, das ich halte fürchten müssen, da das größte Geschöpf, das ich bis jetzt auf der Insel gesehen hatte, eine Ziege war.

30. September. Heute jährte sich der Unglückstag meiner Landung. Ich zählte die Kerben an meinem Pfosten zusammen und fand, daß ich 365 Tage auf der Insel war. Ich hielt an diesem Tag ein feierliches Fasten und verbrachte ihn mit frommen Übungen. Ich warf mich in tiefster Demut zu Boden, beichtete Gott meine Sünden, erkannte sein gerechtes Gericht über mich und flehte ihn an, mir Gnade zu geben durch Jesum Christum. Ich aß zwölf Stunden lang keinen Bissen bis Sonnenuntergang, wo ich einen Zwieback und eine Traube Rosinen genoß und zu Bett ging, den Tag beschließend, wie ich ihn begonnen hatte.

Ich hatte die ganze Zeit über keinen Sonntag eingehalten; denn da ich anfangs keine Gottesfurcht im Herzen hegte, so hatte ich es nach einiger Zeit unterlassen, die Wochen zu kennzeichnen und eine längere Kerbe für den Sonntag zu schneiden. Als ich jetzt aber, wie gesagt, die Tage zusammenzählte, fand ich, daß ich ein Jahr hier war. Nun teilte ich es in Wochen ein und setzte jeden siebenten Tag einen Sonntag; trotzdem fand ich am Ende meiner Rechnung, daß ich um ein oder zwei Tage zu kurz kam. Bald danach begann meine Tinte zur Neige zu gehen, und so beschied ich mich, sie sparsam zu gebrauchen und nur die wichtigsten Ereignisse meines Lebens niederzuschreiben, ohne ein Tagebuch über andere Dinge zu führen.

Allmählich lernte ich, die regelmäßige Wiederkehr der nassen und trockenen Jahreszeiten zu unterscheiden und mich demgemäß auf sie vorzubereiten. Aber ich mußte Lehrgeld dafür zahlen, und davon will ich jetzt erzählen; denn es war wohl einer der entmutigendsten Versuche, die ich machte. Ich habe erwähnt, daß ich die wenigen Ähren Gerste und Reis aufbewahrt hatte, die ich so überraschend von selbst, wie ich zuerst meinte, hatte sprießen sehen. Ich glaube, es waren ungefähr dreißig Reishalme und zwanzig Gerstenähren, und nun dachte ich, daß nach dem Regen die richtige Zeit zum Säen gekommen wäre, da die Sonne sich nach Süden von mir entfernte. Demgemäß grub ich ein Stück Boden um, so gut ich es mit meinem hölzernen Spaten konnte, teilte es in zwei Teile und säte meine Saat. Aber im Säen kam mir der Gedanke, lieber nicht alles auf einmal zu säen, weil ich nicht wußte, ob « die rechte Zeit sei. So warf ich etwa zwei Drittel des Samens aus und behielt eine Handvoll von jedem zurück.

Es war später ein großer Trost für mich, daß ich so tat; denn nicht ein einziges Korn ging auf, weil in den drei trockenen Monaten, die folgten, der Boden nicht genug Feuchtigkeit hatte. Erst als die Regenzeit begann, schoß es auf, als ob es frisch gesät wäre.

Da meine erste Saat nicht wuchs, suchte ich mir ein feuchteres Stück Boden, um einen neuen Versuch zu machen. Ich grub etwas Land nahe meiner neuen Laube um und säte den Rest meiner Saat im Februar, kurz vor der Frühlings-Tagundnachtgleiche; und da jetzt die regnerischen Monate März und April folgten, wuchsen sie sehr gut und trugen reiche Ernte. Aber da ich nur einen Teil der Saat übrig hatte und nicht alles auszusäen wagte, hatte ich schließlich nur eine kleine Menge, und meine ganze Ernte belief sich auf etwa einen Achtelscheffel von jeder Sorte.

Durch diesen Versuch wurde ich zum Meister in diesem Geschäft und wußte nun genau, welche Jahreszeit die geeignete zur Aussaat war und daß ich mit zwei Saatzeiten und zwei Ernten jährlich rechnen durfte.



Während das Korn wuchs, machte ich eine kleine Entdeckung, die mir später sehr nützlich war. Sobald der Regen vorüber und das Wetter beständig war, also etwa im Monat November, stattete ich meiner Laube einen Besuch ab, wo ich alles vorfand, wie ich es verlassen hatte. Die doppelte Hecke, die ich gemacht hatte, war nicht nur fest und unversehrt, sondern die Stecken, die ich von einigen nahen Bäumen geschnitten hatte, waren alle mit langen Zweigen ausgeschlagen wie die Weiden im ersten Jahr, nachdem sie beschnitten sind. Ich war überrascht und sehr froh, die jungen Bäume wachsen zu sehen. Ich beschnitt sie und tat alles, um sie hochzuziehen. Und es ist kaum glaublich, was für ein herrliches Ansehen sie in drei Jahren bekamen; denn obgleich die Hecke einen Kreis von ungefähr fünfundzwanzig Schritten im Durchmesser bildete, überlaubten sie ihn bald so, daß er vollkommen im Schatten lag, genügend, um während der ganzen trockenen Jahreszeit dort zu hausen. Dies bewog mich, noch einige Stecken mehr zu schneiden, um mir eine Hecke im Halbkreis um die Mauer meiner alten Wohnung anzulegen. Ich pflanzte sie in einer doppelten Reihe in ungefähr acht Schritten Abstand vom Zaun. Sie schlugen auch hier sogleich aus und bildeten zunächst eine gute Deckung für meine Wohnung und späterhin auch einen guten Schutz zur Verteidigung, wie ich seinerzeit berichten werde. Ich fand nun, daß die Jahreszeiten nicht wie in Europa in Sommer und Winter einzuteilen wären, sondern in regnerische und trockene Jahreszeiten, gewöhnlich in dieser Reihenfolge:

Halber Februar

März

Halber April

Regnerisch, da die Sonne dann in oder nahe der Tagundnachtgleiche stand.

Halber April

Mai

Juni

Juli

Halber August

Trocken, die Sonne dann nördlich des Äquators.

Halber August

September

Halber Oktober

Regen, die Sonne zurückkehrend.

Halber Oktober

November

Dezember

Januar

Halber Februar

Trocken, die Sonne dann südlich des Äquators.

Die Regenzeit dauerte bald länger, bald kürzer, je nach dem Wind, der gerade wehte; aber dies ist die durchschnittliche Beobachtung, die ich machte. Nachdem ich am eigenen Leibe erfahren hatte, welche üblen Folgen es hatte, sich bei Regen draußen aufzuhalten, trug ich Sorge, mich im voraus mit Mundvorrat zu

versehen, um nicht ausgehen zu müssen, und saß während der nassen Monate soviel wie möglich daheim. Während der Regenzeit hatte ich genug zu tun; zum Beispiel versuchte ich auf mancherlei Weise, mir einen Korb zu machen; aber alle Zweige, die ich für diesen Zweck nehmen konnte, erwiesen sich als so spröde, daß sie nichts taugten. Es zeigte sich jetzt, wie gut es gewesen, daß ich als Knabe große Freude daran gehabt hatte, einem Korbmacher in der Stadt, wo mein Vater lebte, zuzusehen, wie er sein Flechtwerk machte. Wie Knaben meistens sind, war ich eifrig bereit gewesen, ihm zu helfen, und hatte ihm scharf auf die Finger geschaut. Ich war ihm manchmal zur Hand gegangen und halte daher die Kunst so gut begriffen, daß ich jetzt nur das Material dazu nötig hatte. Es fiel mir ein, daß die Zweige der Bäume, von denen ich die Stecken geschnitten halte, die dann ausschlugen, möglicherweise ebenso zähe wie die verschiedenen Weidenarten in England sein könnten, und ich beschloß, es damit zu versuchen.

Ich ging also am nächsten Tage zu meinem Landhause, wie ich es nannte, schnitt einige von den dünnen Zweigen ab und fand sie für meinen Zweck so tauglich, wie ich nur wünschen konnte. Daraufhin kam ich das nächste Mal mit einer Axt, um eine Menge davon abzuschlagen. Ich stellte sie in meine Hecke zum Trocknen, und als sie dürr genug waren, trug ich sie zu meiner Höhle und flocht während der Regenzeit recht viel Körbe, so gut ich konnte, teils um Erde darin fortzuschaffen, teils um sonst allerhand darin zu tragen oder hineinzulegen; besonders machte ich starke, liebe Körbe, um mein Korn darin, anstatt in Säcken, zu verwahren, falls ich viel davon ernten sollte.

Nachdem ich diese Schwierigkeiten überwunden und eine Unmenge Zeit darauf verwendet hatte, dachte ich nach, wie ich zwei anderen Mängeln abhelfen könnte. Ich hatte keine Gefäße, um irgendwelche Flüssigkeiten zu verwahren, außer zwei Schüsseln, die noch fast alle mit Rum gefüllt waren und etlichen Glasflaschen, einige rund, einige viereckig, für Wasser, Branntwein und dergleichen. Ich hatte nicht einmal einen Topf, um irgend etwas darin zu kochen, außer einem großen Kessel, den ich aus dem Schiff gerettet hatte, der aber zu groß war, um Fleischbrühe darin zu kochen oder etwas Fleisch zu schmoren. Das zweite, was ich gern gehabt hätte, war eine Tabakspfeife, und schließlich fand ich auch hierfür Rat.

Ich brachte den ganzen Sommer oder die trockene Zeit damit zu, die zweite Reihe Stecken zu pflanzen und Körbe zu flechten, als eine andere Unternehmung mich davon abbrachte, die mir mehr Zeit nahm, als ich eigentlich übrig hatte. Ich erwähnte schon, daß ich große Lust hatte, die ganze Insel zu erforschen, und daß ich den Bach hinauf wanderte und weiter bis dahin, wo ich meine Laube baute und wo ich einen Ausblick aufs Meer hatte, auf der anderen Seite der Insel. Und nun beschloß ich, quer durch die Insel zu wandern bis an die Küste der anderen Seite. So nahm ich mein Gewehr, meine Axt, meinen Hund und ein größeres Quantum Pulver und Patronen als sonst, steckte zwei Schiffszwiebacke und ein großes Bündel Rosinen als Mundvorrat in meine Tasche und machte mich auf die Reise.

Als ich das Tal, wo meine Laube stand, durchwandert hatte, bekam ich Aussicht auf die See nach Westen, und da es ein sehr klarer Tag war, erspähte ich Land; ob Insel oder Festland, konnte ich nicht unterscheiden; aber es lag sehr hoch und erstreckte sich von West nach Westsüdwest in sehr großer Entfernung, nach meiner Schätzung mindestens fünfzehn bis zwanzig Seemeilen weit.

Ich konnte nicht sagen, welcher Teil der Welt dies sei, nur wußte ich, es müsse ein Stück von Amerika sein und könne all meinen Beobachtungen nach nicht weit von der spanischen Kolonie liegen. Vielleicht war es von Wilden bewohnt, so daß ich noch schlimmer daran gewesen wäre, wenn ich dort Schiffbruch erlitten hätte. Darum dankte ich der Vorsehung dafür, daß sie alles zu meinem Besten geordnet. Ich hielt mir das vor, um meine Gedanken zu beruhigen und mich nicht in fruchtlose Wünsche zu verlieren.

Nachdem ich eine Weile darüber nachgedacht hatte, sagte ich mir: Wenn es die spanische Küste ist, so muß ich doch einmal ein Schiff auf seinem Hin- oder Rückweg sehen; wo nicht, so kann es nur die wilde Küste zwischen dem spanischen Gebiet und Brasilien sein. Und das war in der Tat eine der gefürchtetsten. Denn dort hausten Kannibalen oder Menschenfresser, die unfehlbar jedes menschliche Wesen, das ihnen in die Hände fiel, totschlugen und auffraßen.

In solchen Gedanken spazierte ich sehr gemächlich weiter. Ich fand diese Seite der Insel viel lieblicher als die meine, die offenen Felder oder Savannen herrlich mit Blumen und Gräsern geziert und voll lichten Gehölzes. Ich sah eine Unmenge Papageien und würde gerne einen gefangen haben, um ihn, wenn möglich, zu zähmen und sprechen zu lehren. Ich fing mit vieler Mühe einen jungen; ich schlug ihn mit einem Stock herunter, und als er sich erholt hatte, nahm ich ihn mit nach Hause; es dauerte jedoch einige Jahre, bis ich ihm das Sprechen beibrachte; schließlich jedoch lernte er, mich ganz vertraulich bei meinem Namen nennen, und ein lustiges Stückchen von ihm dürfte, obwohl es nur eine Kleinigkeit war, doch den Leser an seinem Ort ergötzen.

Meine Reise machte mir ungemein viel Vergnügen. In den Tälern fand ich Hasen, wenigstens sah ich sie dafür an, und Füchse; aber sie unterschieden sich sehr von den Arten, die ich bisher getroffen hatte; auch konnte ich mich nicht entschließen, sie zu essen, obgleich ich mehrere schoß. Aber ich konnte es mir erlauben, wählerisch zu sein; denn ich halte Überfluß an Nahrung, und zwar an recht guten Bissen, besonders an Ziegen, Tauben und Schildkröten, so daß auch der Londoner Markt meinen Tisch nicht besser hätte versorgen können; und wenn meine Lage auch beklagenswert genug war, hatte ich doch allen Grund zur Dankbarkeit dafür, daß ich an Nahrung keine Not zu leiden brauchte, sondern alles recht reichlich hatte, und noch Leckerbissen obendrein.



Ich marschierte auf dieser Reise niemals mehr als ungefähr zwei Meilen am Tag; aber ich schlug so viele Neben- und Umwege ein, um zu sehen, was noch zu entdecken wäre, daß ich immer müde genug an dem Platz ankam, den ich jeweils für meine Nachtruhe ausgesucht hatte. Entweder schlief ich in einem Baum, oder ich umgab mich mit Stangen, die ich aufrecht in den Boden steckte oder von einem Baum zum andern legte, damit kein wildes Tier mir auf den Hals käme, ohne mich aufzuwecken.

Als ich an die Küste kam, war ich aufs neue betroffen davon, daß ich wirklich meine Wohnung auf der schlechtesten Seite der Insel aufgeschlagen hatte. Denn hier war der Strand von unzähligen Schildkröten bedeckt, während ich an der anderen Seite in anderthalb Jahren nur drei gefunden hatte. Hier gab es auch eine zahllose Menge von Seevögeln aller Art, deren einige ich nie zuvor gesehen hatte, und viele von ihnen waren gut zu essen. Aber ich kannte ihre Namen nicht, außer den Pinguinen.

Ich hätte so viele schießen können, wie ich Lust hatte; aber ich war sparsam mit meinem Pulver und zog es daher vor, mir eine Ziege zu schießen, die ausgiebiger war. Es gab hier viel mehr als auf der anderen Seite; aber es war viel schwieriger, ihnen beizukommen; denn da das Land flach und eben war, kam ich ihnen viel früher zu Gesicht als in den Hügeln.

Trotz allen Herrlichkeiten dieser Gegend spürte ich nicht die geringste Lust, aus der meinigen wegzuziehen; denn da ich dort meine feste Wohnung hatte, war ich ganz daran gewöhnt, und all die Zeit über, die ich hier verbrachte, schien es mir, als sei ich auf einer Reise und fort von zu Hause. Ich wanderte indessen weiter an der Küste hin nach Osten, meiner Rechnung nach ungefähr zwölf Meilen, setzte dann einen starken Pfahl als Zeichen an den Strand und beschloß, wieder heimzukehren und die nächste Reise andersherum um die Insel zu machen, von meiner Wohnung aus nach Osten, und so weiter, bis ich wieder an meinen Pfahl gelangen würde. Ich schlug einen anderen Rückweg ein; denn ich glaubte, die Insel so gut übersehen zu können, daß ich meine Wohnung nicht verfehlen würde. Aber ich hatte mich getäuscht; denn nachdem ich zwei oder drei Meilen gewandert war, fand ich mich in einem sehr großen Tal, das so von Hügeln umstellt war, daß ich die Richtung meines Weges nur nach der Sonne bestimmen konnte; und auch das wäre schwierig gewesen, wenn ich ihren Stand zu dieser Tageszeit nicht gekannt hätte.

Zum Unglück wurde das Wetter, während ich in diesem Tale war, für drei oder vier Tage neblig. Und da ich nun die Sonne nicht mehr sehen konnte, so wurde mir ziemlich unbehaglich zumute, und ich war schließlich gezwungen, weder zum Meere umzukehren und meinen Pfosten zu suchen und dann denselben Weg zurückzugehen, den ich gekommen war. Ich legte ihn nur in kleinen Strecken zurück, da es sehr heiß war und mein Gewehr, Munition, Axt und andere Dinge mich schwer drückten.

Auf dieser Reise jagte mein Hund ein Kitz auf und stellte es; ich rannte hinzu, um es zu greifen, fing es und rettete es lebendig vor dem Hunde. Ich hatte große Lust, es nach Hause mitzunehmen; denn ich hatte oft daran gedacht, ob ich mir nicht eine Ziegenzucht anlegen könnte, die mich später, wenn mein Pulver verschossen wäre, mit Fleisch versorgen sollte. Ich machte dem kleinen Ding ein Halsband und eine Leine und führte es nicht ohne Mühe hinter mir her bis zu meiner Laube; dort sperrte ich es ein, da ich darauf brannte, heimzukommen, nachdem ich schon über einen Monat unterwegs gewesen war.

Ich kann nicht sagen, wie es mich freute, wieder in meine alte Höhle zu kommen und in meiner Hängematte zu schlafen. Diese kleine Fußreise, ohne ständigen Unterkunftsor, war so unbehaglich für mich gewesen, daß mir mein Haus, wie ich es bei mir nannte, so recht als meine Heimat erschien, in der ich mich so wohl fühlte, daß ich beschloß, sie nie wieder für länger zu verlassen, solange es mein Los wäre, auf der Insel zu leben. Ich ruhte mich hier eine Woche aus, um mich von meiner Reise zu erholen, und benutzte die Zeit zu einer wichtigen Arbeit,

nämlich um einen Käfig für meinen Papagei zu machen, der mir bereits ein treuer Gefährte war und sich schon sehr gut an mich gewöhnt hatte. Nun gedachte ich des armen Zickleins, das ich in meiner kleinen Laube zurückgelassen hatte, und beschloß, es zu holen und ihm Futter zu geben. Ich machte mich also auf den Weg und fand es, wo ich es gelassen hatte; denn es konnte nicht heraus und war fast verhungert. Ich schnitt sogleich Zweige von Bäumen und Sträuchern ab und warf sie ihm vor, und nachdem es gefressen hatte, legte ich es wieder an die Leine, um es hinwegzuführen; aber es war durch den Hunger so zahm geworden, daß ich es nicht hätte anbinden brauchen, denn es folgte mir wie ein Hund. Ich fütterte es fleißig weiter, und das kleine Ding wurde so zutraulich, zahm und zärtlich, daß es mir von Stund an auch ein Hausgenoß wurde und mich nie wieder verlassen wollte.



Die Regenzeit der Herbst-Tagundnachtgleiche war nun gekommen, und ich beging den 30. September in derselben feierlichen Weise wie zuvor, da es der Jahrestag meiner Landung auf der Insel war, auf der ich nun zwei Jahre lebte, immer noch ohne jede Hoffnung auf Befreiung. Ich verbrachte den ganzen Tag in demütiger und dankbarer Betrachtung der vielen wunderbaren Wohltaten, die mir meine Einsamkeit linderten und ohne die ich noch hundertmal elender gewesen wäre. Ich dankte Gott demütig und von Herzen, daß er mich gelehrt hatte, in der Einsamkeit auf meine Art glücklicher zu sein als in Freiheit und inmitten aller Freuden der Welt, daß er mir alles, was ich in meiner Einsamkeit entbehrte, und den Mangel an Umgang mit Menschen durch seine Gegenwart und die Mitteilung seiner Gnade an meine Seele vollauf ersetzte, daß er mich stützte und tröstete und ermutigte, auf seine Fürsorge hier zu vertrauen und auf ein ewiges Leben dort bei ihm zu hoffen. Nun begannen mir die Augen dafür aufzugehen, um wie vieles glücklicher das Leben, das ich jetzt führte, trotz allem Elend war als das gottlose, fluchwürdige, abscheuliche Leben, das ich in meinen vergangenen Tagen geführt hatte. Und nun wandelten sich meine Kümmernisse sowohl wie meine Freuden, meine Wünsche wurden andere, meine Neigungen schlugen um, und es waren nun ganz andere Dinge, an denen ich Vergnügen fand, als zu der Zeit, da ich zuerst hierher kam, oder während der letzten zwei Jahre.

Früher, wenn ich herumstreifte, um zu jagen oder um das Land zu erforschen, konnte mich plötzlich die Seelenangst meines Zustandes so überwältigen, daß mir das Herz im Leibe erstarrte, wenn ich an die Wälder und Berge und meine Verlassenheit dachte und wie ich durch die unendlichen Schranken und Riegel des Weltmeeres in eine unbewohnte Wildnis hoffnungslos eingesperrt sei. Mitten in der größten Gemütsruhe konnte es mich überfallen, daß ich die Hände rang und weinte wie ein Kind. Manchmal packte es mich mitten in der Arbeit, daß ich jählings stille saß und seufzte und die Erde unier mir ein paar Stunden lang anstarrte. Und das war am allerschlimmsten. Denn wenn ich mir in Tränen oder Worten Luft machen konnte, ging es vorüber, und der Kummer ließ nach, weil er sich selber erschöpfte.

Nun begann ich mich in neuen Gedanken zu üben; ich las täglich in Gottes Wort und wandte alle seine Tröstungen auf meinen gegenwärtigen Zustand an. Eines Morgens, als ich sehr traurig war, schlug ich die Bibel bei den Worten auf: «Ich will dich niemals, niemals verlassen, noch mich von dir abwenden.» Sogleich hatte ich das Gefühl, daß diese Worte zu mir gesprochen seien. Warum sonst wären sie mir gerade in dem Augenblick vor Augen gekommen, als ich mich, als ein von Gott und den Menschen Verlassener, über meine Lage grämte? Nun wohl, sagte ich zu mir, wenn Gott mich nicht verläßt, was kann es mir anhaben oder was kümmert es mich, wenn mich auch die ganze Welt verläßt? Hingegen wenn ich die ganze Welt besäße und hätte die Gnade und den Segen Gottes nicht, wer oder was könnte mir diesen Verlust ersetzen?

Von diesem Augenblick an begann ich in meinem Sinn zu folgern, daß es für mich möglich sei, mich in meiner verlassenen einsamen Lage glücklicher zu fühlen, als es vermutlich in irgendeinem anderen Zustand auf Erden jemals der Fall gewesen wäre; und indem ich so dachte, schickte ich mich an, Gott dafür zu danken, daß er mich

hierhergebracht hatte.

Irgend etwas jedoch, ich weiß nicht, was es war, schien mir anstößig an diesem Vorhaben, und ich wagte die Worte nicht auszusprechen. «Wie kannst du so ein Heuchler sein», sagte ich zu mir, und sogar mit lauter Stimme, «zu behaupten, du seist dankbar für eine Lage, aus der du doch, magst du dich auch noch so sehr bemühen, zufrieden mit ihr zu sein, von Herzen gern befreit werden möchtest?» Also hielt ich inne. Aber obwohl ich Gott nicht für mein Hiersein zu danken vermochte, dankte ich ihm doch aufrichtig dafür, daß er mir, wenn auch durch noch so schmerzliche Fügungen, die Augen über den früheren Zustand meines Lebens geöffnet und mich dahin geführt hatte, meine Gottlosigkeit zu beklagen und zu bereuen. Ich öffnete oder schloß die Bibel niemals, ohne in innerster Seele Gott dafür zu preisen, daß er meinem Freund in England eingegeben hatte, sie ohne eine Anweisung von mir mit einzupacken, und auch dafür, daß er mir hernach beigestanden hatte, sie aus dem Wrack zu bergen.

In solcher Gemütsverfassung begann ich mein drittes Jahr, und obgleich ich dem Leser keinen so ausführlichen Bericht über die Arbeiten des zweiten Jahres gegeben habe wie über die des ersten, so wird man doch wohl bemerkt haben, daß ich seilen müßig gewesen bin. Ich halte meine Verrichtungen regelmäßig auf den Tag verteilt; zuerst meine Pflicht gegen Gott und das Lesen der Schrift, wofür ich stets dreimal täglich eine bestimmte Stunde ansetzte; zweitens die Jagd, die gewöhnlich drei Stunden jeden Morgen beanspruchte, wenn es nicht regnete; drittens das Einteilen, Zurichten, Verwahren und Kochen meiner Beute, womit ein großer Teil des Tages hinging. Dabei muß man bedenken, daß ich mich mittags, wenn die Sonne am höchsten stand, vor Hitze nicht rühren konnte, so daß ich nachmittags nur noch vier Stunden zur Arbeit halle. Ausnahmsweise vertauschte ich manchmal die Stunden der Jagd mit denen der Arbeit und ging morgens an die Arbeit und nachmittags auf die Jagd. Bei dieser kurzen Arbeitszeit muß man noch bedenken, wie schwer und mühselig meine Arbeit war. Der Mangel an Werkzeugen, an Hilfe und Erfahrung kostete mich viele Stunden. Zürn Beispiel brauchte ich volle zweiundvierzig Tage, um mir ein Brett für ein langes Bord zu machen, das ich in meiner Höhle anbringen wollte, während zwei Schreiner mit ihren Werkzeugen und Sägen aus ein und demselben Baum in einem halben Tag deren sechs hallen schneiden können. Die Sache war die: es mußte ein großer Baum sein, der gefällt werden sollte; denn mein Bord sollte breit werden. Um diesen Baum umzulegen, brauchte ich drei Tage, und dann wieder zwei, um die Äste abzuschlagen und ihn zu einem Balken oder Bauholz zurechtzustutzen. Mit endlosem Hacken und Hauen zerschlug ich die beiden Seiten in Späne, bis er leicht genug war, um sich bewegen zu lassen; dann drehte ich ihn um und machte die eine Seite glatt und flach wie ein Brett vom einen Ende zum andern, so lange, bis aus dem ganzen Baum ein etwa drei Zoll dickes und an beiden Seiten glattes Brett geworden war. Man kann sich vorstellen, was für Mühe ein solches Werk kostete; aber mit Fleiß und Geduld brachte ich es zustande, und noch vieles andere auch. Ich schildere das so im einzelnen, um zu zeigen, warum ich so viel Zeit an ein so geringes Werk verlor; denn was eine Kleinigkeit gewesen wäre, wenn ich Beistand und Werkzeuge gehabt hätte, wurde für mich, der ich alles allein und mit der Hand tun mußte, zu einer schweren Arbeit und kostete mich ungeheuer viel Zeit. Aber mit Geduld und Arbeit gelang mir vieles und schließlich alles, was die Umstände erforderten, wie man in der Folge sehen wird.

Jetzt kamen der November und Dezember, und ich erwartete nun meine Gersten- und Reisernte. Die Fläche, die ich dazu umgegraben hatte, war nicht groß; denn ich hatte nur je einen Achtelscheffel zur Aussaat, da ich eine ganze Ernte durch das Säen in der trockenen Jahreszeit eingebüßt hatte. Aber jetzt versprach meine Ernte sehr gut zu werden, als ich plötzlich aufs neue fürchten mußte, ganz um sie zu kommen, und zwar durch Feinde von mancherlei Art, vor denen ich sie kaum schützen konnte. Erstens durch die Ziegen und jene Wildlinge, die ich Hasen nannte und die, nachdem sie einmal die süßen Blättchen gekostet hatten, Tag und Nacht darin lagen und sie, sobald sie nur sproßten, dermaßen abfraßen, daß sie keine Zeit fanden, zu Halmen aufzuwachsen. Ich wußte keine andere Abhilfe, als ein Gehege darum zu bauen, was sehr mühselig war, um so mehr, als es in großer Eile geschehen mußte, weil die Tiere mein Getreide täglich ärger verdarben. Da mein Ackerland aber nur klein war, brachte ich die Umzäunung in drei Wochen zustande. Tagsüber schoß ich etliche der ungebetenen Gäste, und nachts band ich meinen Hund an einen Pfahl beim Eingang, wo er die ganze Nacht über wachte und bellte, so daß die Feinde in kurzer Zeit den Platz mieden und das Getreide stark und schön wuchs und zusehends zu reifen begann.

Wie jedoch die Vierfüßler mich schädigten, als das Korn im Halm war, so taten die Vögel desgleichen, als es in Ähren stand. Als ich eines Tages nach meinem Feld sah, war es von wer weiß wie vielen verschiedenen Vögeln umgeben, die darauf lauerten, wann ich wieder wegginge. Sofort pfefferte ich eine Ladung Schrot unter sie; denn ich hatte immer mein Gewehr bei mir. Kaum fiel der Schuß, so erhob sich eine Wolke von Vögeln, die ich noch gar nicht gesehen hatte, mitten aus dem Korn.

Dies gab mir einen Stich ins Herz; denn ich sah voraus, daß sie mich in wenigen Tagen um meine ganze Hoffnung bringen würden und ich nie wieder Korn ziehen könnte. Ich wußte nicht, was tun, beschloß jedoch, mein Getreide nicht preiszugeben, und wenn ich es Tag und Nacht bewachen mußte. Zuerst besah ich mir den schon angerichteten Schaden und fand, daß bereits ein großer Teil verdorben war; doch würde der Rest noch immer eine gute Ernte geben, wenn ich ihn retten könnte, da er jetzt den Vögeln noch zu grün war.

Ich hielt mit meinem geladenen Gewehr Wache und sah die Diebe auf allen Bäumen um mich herum sitzen, als wenn sie warteten, bis ich fort wäre; und so war es auch wirklich; denn als ich mich ein kleines Stück entfernte, fielen sie, sobald ich ihnen aus den Augen war. einer nach dem andern wieder über das Korn her. Ich war so

aufgebracht, daß ich nicht die Geduld hatte, abzuwarten, bis noch mehr kämen; denn ich wußte, daß jedes Korn,



das sie fraßen, für mich ein Laib Brot war. Ich eilte an das Gehege zurück, feuerte und tötete ihrer drei. Das war mir gerade recht; ich hob sie auf und tat mit ihnen, wie wir es in England mit öffentlichen Dieben tun: Ich hängte sie als Schrecken für die anderen auf. Man würde es kaum für möglich halten, wie das auf sie wirkte; denn sie mieden nicht nur das Kornfeld, sondern in dieser ganzen Gegend der Insel ließ sich kein Vogel mehr blicken, solange die Vogelscheuchen hingen. Ich war sehr froh darüber, das mag man mir glauben, und gegen Ende Dezember, zur zweiten Erntezeit des Jahres, konnte ich mein Korn schneiden. Doch dazu brauchte ich dringend eine Sense oder Sichel. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mir eine aus einem breiten Degen oder Hirschfänger zu machen, die ich unter ändern Waffen aus dem Schiff geborgen hatte. Da aber meine Ernte nur klein war, machte mir das Schneiden keine sonderliche Mühe. Kurz gesagt, ich mähte es auf meine Weise und schnitt nur die Ähren ab, die ich in großen Körben wegstug und mit den Händen ausrieb. Und so fand ich am Schluß meiner Ernte, daß ich nach meiner Schätzung aus meinem Viertelscheffel Aussaat fast zwei Scheffel Reis und über zweieinhalb Scheffel Gerste geerntet hatte.

Dies ermutigte mich sehr, und ich sah voraus, daß Gott mich mit der Zeit reichlich mit Brot versehen würde. Doch jetzt sah ich mich wieder vor neuer Not: denn ich wußte nicht, wie ich es zu Mehl mahlen, ja nicht einmal, wie ich es von der Spreu reinigen noch wie aus dem Mehl Brot backen sollte. Diese Schwierigkeiten sowie der Wunsch, mir einen ständigen Vorrat zu sichern, brachten mich zu dem Entschluß, nicht ein Korn zu essen, sondern alles bis zur nächsten Aussaat zu verwahren und in der Zwischenzeit all meinen Verstand und meine Arbeitsstunden darauf zu verwenden, um das große Werk des Brotmachens vorzubereiten.

Ich konnte nun in Wahrheit sagen, daß ich um mein Brot arbeitete. Es mag wunderlich erscheinen, und nur wenige Menschen werden darüber nachgedacht haben, was für eine Unmenge Kleinigkeiten zum Pflanzen, Ernten, Säubern, Kneten und Backen dieses einen Dinges Brot gehören.

Erstens hatte ich keinen Pflug, um die Erde zu ackern, keinen Spaten, sie umzugraben. Diese Not überwand ich, wie oben berichtet, indem ich mir einen hölzernen Spaten machte. Aber er war eben doch nur aus Holz, und obwohl es mich viele Tage gekostet hatte, ihn anzufertigen, nützte er sich, da er nicht aus Eisen war, viel schneller ab und machte die Arbeit beschwerlicher und unvollkommener. Indessen fand ich mich auch damit ab und war geduldig und zufrieden, überhaupt damit arbeiten zu können. Als das Getreide gesät war, hatte ich keine Egge, sondern mußte es selber niedertreten und einen großen, schweren Baumast darüber ziehen, um die Erde, anstatt sie zu harken oder zu eggen, wenigstens aufzukratzen.

Ich sagte bereits, wie viele Dinge mir fehlten, um es während des Wachsens zu schützen, a umzäunen und es dann zu mähen, heimzubringen, zu dreschen, von der Spreu zu sondern und zu verwahren. Ferner fehlte mir eine Mühle, um es zu mahlen, ein Sieb, um es zu säubern, Hefe und Salz, um Brot daraus zu kneten, und ein Ofen, um es zu backen. Auch ohne alles das wußte ich mir zu helfen, wie ich berichten werde, zwar mit sehr viel Mühe und Arbeit; aber ohne diese ging es nicht. Auch hatte ich nicht allzuviel Zeit dazu übrig; denn ich hatte sie eingeteilt. Ein bestimmter Teil jeden Tages war für diese Arbeiten vorgesehen, und da ich beschlossen hatte, das Korn nicht zum Brotbacken zu verwenden, bis ich einen größeren Vorrat hatte, benützte ich die nächsten sechs Monate zur Erfindung und Herstellung der Gegenstände, die ich brauchte, um mir das Korn nutzbar zu machen. Vor allen Dingen mußte ich noch mehr Boden vorbereiten; denn ich hatte jetzt Saat genug für ungefähr einen

Morgen Land. Ehe ich daranging, brauchte ich zum mindesten eine Woche, um mir einen Spaten zu machen, der aber m kümmerlich und so schwer ausfiel, daß ich doppelte Arbeit mit ihm hatte. Doch auch das überwand ich und säte meinen Samen auf zwei ebene Felder so nahe wie möglich bei meinem Hause und zäunte sie mit einer starken Hecke ein. Dazu benutzte ich wieder jene Stecklinge, von denen ich wußte, daß sie ausschlugen, so daß ich nach Jahresfrist eine lebende Hecke haben würde, der ich nur wenig nachzuhelfen brauchte. Mit dieser Arbeit brachte ich nicht weniger als drei Monate zu, da ein großer Teil davon in die nasse Jahreszeit fiel, in der ich nicht ausgehen konnte.

Während es regnete, hatte ich zu Hause genug zu tun mit einer Arbeit, von der ich sogleich erzählen werde. Bei der Arbeit hatte ich immer meinen Spaß daran, mit dem Papagei zu schwatzen und ihn das Sprechen zu lehren. Ich brachte ihm bald bei, auf seinen Namen zu hören und ihn schließlich selber ganz laut auszusprechen: «Poll!» Und das war das erste Wort, das ich aus einem anderen Munde als meinem eigenen vernahm, seit ich auf der



Insel war. Indes war dies nicht meine Arbeit, sondern nur ein Zeitvertreib dabei; denn, wie gesagt, ich hatte große Dinge vor. Seit langem hatte ich nämlich auf allerlei Art versucht, mir irdene Gefäße zu machen, die ich dringend brauchte. Ich zweifelte bei der Hitze dieses Klimas nicht, daß ich mir, wenn ich den rechten Lehm fände, einen Topf würde zurechtkneten und an der Sonne trocknen lassen können, so daß er fest und stark genug würde, um damit hantieren zu können und Dinge darin zu verwahren, die trocken gehalten werden mußten. Besonders für mein Korn, Mehl usw. brauchte ich derlei Krüge und beschloß, ein paar recht große zu diesem Zwecke zu verfertigen.

Der Leser würde mich bemitleiden oder auslachen, wenn ich erzählen würde, was ich all« mit diesem Töpferteig anstellte, was für seltsame, mißgestaltete, unförmige Dinge ich schuf, wie viele davon in sich zusammenfielen, da der Lehm nicht fest genug war, um sein eigenes Gewicht tragen zu können; wie viele durch die übermäßige Hitze der Sonne, der ich sie allzufrüh aussetzte, barsten und wie viele in Stücke gingen, wenn ich sie vor oder nach dem Trocknen von der Stelle bringen wollte. Kurz, nach vieler Mühe, den Lehm zu finden, zu graben, anzurühren, heimzubringen und zu kneten, brachte ich schließlich in zwei Monate langer Arbeit zwei große, unförmige irdene Dinger, die ich kaum Krüge nennen kann, zustande.

Nachdem die Sonne sie trocken- und hartgebacken hatte, hob ich sie vorsichtig auf und setzte sie in zwei große Weidenkörbe, die ich eigens für sie gemacht hatte, damit sie nicht zerbrechen sollten, und da zwischen dem Krüge und dem Korb einiger Raum geblieben war, stopfte ich ihn mit dem Reis- und Gerstenstroh aus. Diese zwei Krüge schienen mir tauglich, um mein Getreide und späterhin mein Mehl darin trocken aufzubewahren. Trotzdem mir die großen Töpfe so schlecht geraten waren, machte ich verschiedene kleinere Gefäße mit besserem Erfolg, kleine runde Töpfe, flache Schüsseln, Krüge und Kännchen und was mir sonst von der Hand ging, und die Sonne buk sie alle erstaunlich hart.

Aber all das befriedigte mich noch nicht ganz; denn ich brauchte einen Topf, der Flüssigkeit halten und Feuer vertragen könnte, wozu bis jetzt noch keiner taugte. Eines Tages, als ich ein gutes Feuer gemacht hatte, um mein Fleisch zu braten, fand ich hernach in der Asche eine Scherbe eines zerbrochenen irdenen Geschirres, hart wie Stein gebrannt und rot wie Ziegel. Ich war angenehm überrascht und sagte mir, wenn sich ein Stück brennen läßt, werden sie sich gewiß auch ganz brennen lassen.

Nun versuchte ich das Feuer so anzulegen, daß ich einige meiner Töpfe darin brennen könnte. Ich verstand mich nicht auf einen Brennofen, wie die Töpfer ihn benutzen, noch auf das Glasieren, obwohl ich Blei dazu gehabt hätte.

Aber ich setzte drei große Näpfe und zwei oder drei Töpfe aufeinander, legte mein Brennholz rundherum und viel heiße Asche darunter, versah das Feuer ständig mit neuer Nahrung von außen und oben, bis ich sah, daß die Töpfe drinnen feuerrot glühten und doch nicht zersprangen. So ließ ich sie fünf oder sechs Stunden lang in der Hitze stehen, bis ich merkte, daß einer zwar nicht zersprang, aber zerfloß und ablief; denn der Sand, mit dem der Lehm vermischt war, fing von der gewaltigen Hitze zu schmelzen an und würde zu Glas zerronnen sein, wenn ich noch weiter geheizt hätte. So trug ich mein Feuer nach und nach ab, bis die Töpfe die rote Farbe verloren, und wachte dabei die ganze Nacht, um das Feuer nicht zu schnell

verlöschen zu lassen, und am Morgen hatte ich zwei sehr gute, um nicht zu sagen schöne Schalen und zwei irdene Töpfe, so hart gebrannt, wie ich es nur wünschen konnte; noch dazu war einer von dem geschmolzenen Sand über und über glasiert.



Ich brauche nicht zu sagen, daß ich nach diesem Versuche keinen Mangel mehr an irdenem Geschirr hatte. An Gestalt freilich sah eines so ziemlich wie das andere aus, wie man sich denken kann, da ich mich dazu anstellte wie Kinder, die sich einen Kuchen aus Erde machen, oder wie eine Frau, die sich eine Pastete machen will und nie gelernt hat, einen Teig anzurühren.

Gewiß hat sich nie jemand über etwas derlei Geringfügiges so gefreut wie ich, als ich fand, daß ich Töpfe gemacht hatte, die das Feuer vertrugen, und ich konnte es kaum erwarten, bis sie abgekühlt waren, um dann in einen etwas Wasser zu tun und ihn wieder aufs Feuer zu setzen und mir Fleisch zu kochen. Es geriet vortrefflich. Von einem Stück Kitz bereitete ich mir eine ausgezeichnete Fleischbrühe, obwohl mir Hafermehl und andere Zutaten fehlten, um sie so gut zu machen, wie ich gewollt hätte.

Meine nächste Sorge war, mir einen steinernen Mörser herzustellen, um das Korn darin zu zerstampfen; denn ich konnte nicht daran denken, mit meinen zwei Händen eine Mühle zustande zu bringen. Um diesem Mangel abzuhelpen, fehlte mir die Hauptsache. Zu keinem Handwerk der Welt war ich so ungeschickt wie zu dem eines Steinmetzen, und ich hatte auch gar kein Werkzeug dazu. Ich verbrachte viele Tage, um einen Stein zu suchen, der groß genug war, um ihn auszuhöhlen und ihn für einen Mörser herzurichten; aber ich konnte keinen finden, außer im festen Gestein, aus dem ich ihn nicht herausgraben oder -schneiden konnte. Auch waren die Felsen der Insel nicht hart genug, sondern lockeres sandiges Gestein, das einem schweren Schlegel nicht standhielt und auf dem man das Korn nicht zerstoßen konnte, ohne es mit Sand zu vermengen. So gab ich es auf, nachdem ich viel Zeit auf der Suche nach einem Stein verloren hatte, und beschloß, mich nach einem großen Klotz harten Holzes umzuschauen, was viel leichter war. Ich fand einen, der gerade so groß war, daß ich ihn fortschaffen konnte. Ich rundete ihn ab, glättete ihn außen mit Axt und Hacke und höhlt ihn dann innen mit Hilfe von Feuer und mit unsäglicher Mühe aus, in der Art, wie die Indianer in Brasilien ihre Kanoes verfertigen. Hierauf machte ich mir einen großen, schweren Stößel aus dem sogenannten Eisenholz und hielt alles für meine nächste Ernte bereit.

Die nächste Schwierigkeit war, mir ein Sieb zu machen, um das Mehl von der Kleie und den Hülsen zu sondern; denn ohne das konnte ich kein Brot bereiten. Die Sache war so schwierig, daß ich kaum daran zu denken wagte; denn mir fehlte dazu das Allernötigste, nämlich feines, dünnes Leinen oder Tuch, um das Mehl durchzusieben. Und hier kam ich nun monatelang nicht weiter und wußte nicht, was tun; denn von Leinwand hatte ich nur noch Lumpen. Ziegenhaar war da; aber ich wußte es weder zu weben noch zu spinnen, und wenn ich es auch gewußt hätte, so hätte es mir doch am nötigen Werkzeug gefehlt. Die einzige Rettung war schließlich, daß mir einfiel, ich hätte unter den Matrosenkleidern, die ich aus dem Schiff geborgen, eine Anzahl Halstücher aus Kattun oder Nessel. Aus einigen von ihnen machte ich drei Siebe, zwar klein, aber brauchbar, mit denen ich mich einige Jahre lang behelf. Was ich später tat, werde ich an seinem Ort berichten.

Nun kam die Reihe ans Backen. Erstlich hatte ich keine Hefe; dem ließ sich jedoch nicht abhelfen, und so hielt ich mich nicht lange dabei auf. Aber um einen Ofen war ich in großer Sorge. Schließlich dachte ich mir auch dafür etwas aus. Ich machte einige sehr breite, aber nicht tiefe irdene Gefäße von etwa zwei Fuß Durchmesser und nicht über neun Zoll tief. Diese brannte ich wie die anderen im Feuer, und wenn ich backen wollte, machte ich ein großes Feuer auf dem Herd, den ich mit selbstgemachten und Selbstgebrannten viereckigen Ziegeln gepflastert hatte, die ich aber eigentlich nicht viereckig nennen dürfte.

War nun das Holz so ziemlich zu glühenden Kohlen verbrannt, so breitete ich sie über den ganzen Herd aus und ließ sie liegen, bis der Herd recht heiß war; dann fegte ich alle Asche weg, legte mein Brot oder meine Brote hin, stülpte den irdenen Topf darüber, scharfte alle Asche wieder von außen um ihn her, um die Hitze zu halten und zu erhöhen, und buk so meine Gerstenbrote wie in dem besten Backofen der Welt. Ich wurde sogar nach kurzer Zeit ein richtiger Kuchenbäcker; denn ich machte mir allerhand Reiskuchen und Puddings; nur von Pasteten ließ ich die Finger; ich hätte sie ohnedies mit nichts füllen können als mit Vogel- oder Ziegenfleisch.

Man darf sich nicht wundern, wenn alle diese Dinge fast das ganze dritte Jahr meines hiesigen Aufenthalts in

Anspruch nahmen; denn man muß bedenken, daß ich in der Zwischenzeit auch noch meine neue Ernte und meinen Haushalt besorgte; denn ich schnitt mein Korn zur rechten Zeit, brachte es, so gut ich konnte, heim und legte es in Ähren in meine großen Körbe, bis ich Zeit hatte, es auszureiben; denn ich hatte keine Tenne und auch keinen Flegel zum Dreschen.



Da jetzt mein Getreidevorrat zunahm, mußte ich mir wirklich eine größere Scheune bauen. Ich brauchte einen Platz, um es zu verwahren, da ich diesmal ungefähr zwanzig Scheffel Gerste und mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, Reis einheimste, weshalb ich denn auch beschloß, unbekümmert davon zu nehmen; denn mein Brot war schon lange zu Ende. Auch wollte ich sehen, wieviel ich im Jahr brauchte und ob ich mit einer Saat jährlich auskäme.

Es stellte sich heraus, daß ich die vierzig Scheffel Gerste und Reis gar nicht in einem Jahr verbrauchen konnte, und so nahm ich mir vor, immer nur soviel wie im letzten Jahr zu säen. Während all das vor sich ging, irrten meine Gedanken, das kann man mir glauben, oft zu dem Lande hinüber, das ich von der anderen Seite der Insel aus gesehen hatte. Und ich dachte in meinem Herzen, ach wäre ich dort drüben! Denn ich glaubte, was ich gesehen, sei das Festland und bewohntes Gebiet und ich würde dort leicht auf die eine oder andere Art mich weiter durchschlagen und endlich vielleicht ganz davonkommen. Aber ich bedachte nicht die Gefahren eines solchen Abenteuers: daß ich in die Hände von Wilden fallen könnte, die vielleicht noch ärger wären als die Löwen und Tiger Afrikas; daß ich, wenn sie mich erst einmal in der Gewalt hätten, mit eins zu tausend darauf rechnen mußte, totgeschlagen und vielleicht gefressen zu werden; denn ich hatte gehört, daß die Leute an der Karibischen Küste Kannibalen und Menschenfresser wären, und ich konnte nach meiner Berechnung nicht weit von dieser Küste sein. Aber selbst wenn sie keine Kannibalen waren, hätten sie mich doch töten können, wie sie es mit so vielen Europäern getan, selbst wenn es ihrer zehn oder zwanzig waren, wieviel mehr dann mich, der ich allein war und mich nur wenig oder gar nicht verteidigen konnte. Alle diese Gefahren, wie gesagt, die ich hätte wohl bedenken sollen und die mir hernach einfielen, kamen mir anfangs gar nicht in den Sinn, und nur die Frage, wie ich an die Küste hinüber gelangen könnte, ging mir gewaltig im Kopf herum.

Jetzt wünschte ich mir meinen Jungen Xury und die Schaluppe mit dem Gig-Segel herbei, mit der ich über tausend Meilen weit an der afrikanischen Küste gesegelt war. Aber das half mir nichts. Dann kam mir der Gedanke, nach dem Schiffsboot zu sehen, das bei unserm Schiffbruch weit auf den Strand hinauf getrieben worden war. Es lag noch dort, wo es gelegen hatte, aber nicht mehr ganz so wie vordem. Durch die Kraft der Wellen und Winde war es umgedreht worden und lag nun mit dem Boden nach oben gegen ein hohes Riff des felsigen Strandes; nur daß kein Wasser mehr darum her war.

Wenn ich Hilfe gehabt hätte, um es aufzurichten und wieder ins Wasser zurückzuschieben, würde das Boot noch gut genug gewesen sein, und ich hätte leicht mit ihm nach Brasilien zurückkehren können. Aber ich hätte voraussehen müssen, daß ich es ebensowenig umdrehen und wieder auf den Kiel setzen könnte, als ich die Insel von der Stelle zu bewegen vermochte. Trotzdem ging ich in den Wald, hieb mir Stangen und Walzen und brachte sie zum Boot, um zu versuchen, was ich damit ausrichten könnte.

Ich scheute keine Mühe bei dieser fruchtlosen Arbeit und brachte wohl drei oder vier Wochen damit zu.

Schließlich sah ich ein, daß ich mit meinen geringen Kräften unmöglich das Boot heben könne, und versuchte den Sand wegzugraben, um es zu unterhöhlen, damit es umfiele; auch spreizte ich Holzpflocke dagegen, um es beim Fallen zu stützen.

Aber auch nachdem dies vollbracht war, vermochte ich nicht, es umzudrehen oder darum zu gelangen, viel weniger es zum Wasser hinzuschieben. Also mußte ich's bleiben lassen. Trott alledem aber wuchs mein Wunsch, mich auf das Festland zu wagen, immer mehr, anstatt nachzulassen, so unmöglich es auch schien, ihn zu verwirklichen.

Schließlich kam ich auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, mir selber, auch ohne Werkzeug und fremde Hilfe, ein Kanoe oder eine Piroge zu machen, auf die Art, wie die Eingeborenen jener Gegenden es tun, nämlich aus dem Stamme eines großen Baumes. Dies erschien mir nicht nur möglich, sondern leicht, und ich schmeichelte mir recht mit diesem Gedanken, da ich vermeinte, viel mehr Hilfsmittel zu haben als die Neger oder Indianer, bedachte aber nicht, daß sie eines vor mir voraus hatten, was viel wichtiger war, nämlich, daß sie viel

mehr Hände hatten, um es ins Wasser zu bringen, wenn es fertig war. Was half es mir, wenn ich im Walde einen großen Baum fand, ihn mit großer Mühe fällte, mit meinen Werkzeugen die Außenseite in die rechte Form eines Bootes brachte, das Inwendige hohl ausbrannte und ausgrub und so wirklich ein Boot zustande brachte, das ich schließlich doch dort liegenlassen mußte, wo ich es gefunden hatte, weil ich es nicht ins Wasser zu ziehen vermochte?

Man sollte meinen, ich müßte entweder alle meine Sinne bei dieser Bootsbauerei verloren haben oder aber zu allernächst darauf bedacht gewesen sein, wie ich es ins Wasser bringen würde. Aber meine Gedanken waren so toll auf die Reise übers Meer erpicht, daß ich gar nicht daran dachte, wie ich es vom Lande fortschaffen sollte; und dabei wäre es ja wirklich leichter für mich gewesen, es fünfundvierzig Meilen weit über die See hinwegzusteuern, als es über die fünfundvierzig Faden Land von der Stelle, wo es lag, aufs Wasser zu schaffen. Ich ging an die Arbeit an diesem Boot wie ein rechter Narr und nicht wie ein Mann, der seine fünf Sinne beisammen hatte, und machte mir in meiner Freude über mein Vorhaben gar keine klaren Gedanken darüber, ob ich auch imstande sein würde, es durchzuführen. Manchmal fuhr mir wohl dieses Bedenken durch den Kopf; aber ich gab mir dann selber die närrische Antwort: Erst will ich es fertigmachen. Was gilt's, ich finde zu dem ändern dann schon Mittel und Wege! Das war höchst verkehrt gedacht; aber ich war ganz von meinem Wahn besessen und machte mich ans Werk.

Ich fällte also in meinem Eifer eine Zeder. Ich glaube kaum, daß Salomon eine solche hatte, als er den Tempel von Jerusalem baute. Sie war 22 Fuß lang und maß 5 Fuß 10 Zoll Durchmesser am dicken Ende und 4 Fuß 11 Zoll am oberen Ende, wo sie dann dünner wurde und sich in Äste teilte. Ich konnte diesen Baum nur mit größter Mühe fällen. Zwanzig Tage brauchte ich, um ihn umzuhauen, und vierzehn weitere, um die Krone, Zweige und Äste abzuschlagen, die ich alle mit meiner Axt und meinem Beil unter vielem Schweiß durchhacken mußte. Hierauf kostete es mich noch einen Monat, ihm einiges Geschick und Ebenmaß zu geben und so etwas wie den Kiel eines Bootes zustande zu bringen, damit es ordentlich aufrecht schwimmen könnte. Drei weitere Monate brauchte ich, um die Innenseite auszuarbeiten, und zwar tat ich das ohne Feuer, nur mit Schlegel und Meißel, bis ich denn endlich eine recht hübsche Piroge fertiggebracht hatte, die groß genug war, um sechsundzwanzig Menschen aufzunehmen, mithin auch mich und alle meine Habe zu tragen.

Als ich dieses Werk vollbracht hatte, freute ich mich von Herzen darüber. Das Boot war wirklich viel größer als



alle Kanoes oder Pirogen, die ich je gesehen hatte. Es hatte mich manchen sauren Schlag gekostet, und nun blieb nur noch übrig, es ins Wasser zu bringen. Hätte ich das vermocht, so hätte ich mich ohne Zweifel auf die verrückteste, unseligste Reise begeben, die je unternommen worden.

Aber all meine Versuche schlugen fehl, obwohl ich unsägliche Mühe darauf verwandte. Es lag zwar nur ungefähr hundert Schritte vom Wasser ab; aber das erste Ungemach war, daß es hinter einem kleinen Hügel an dem Bache lag. Um dem abzuweichen, grub ich die Erde weg, um auf diese Weise einen Abhang zu schaffen. Dies kostete mich wieder schreckliche Arbeit; aber wer scheut Mühe, wenn ihm die Freiheit winkt? Als ich damit fertig war, war alles umsonst. Ich konnte das Kanoë ebensowenig von der Stelle bewegen wie vorher das Schiffsboot. Hierauf maß ich die Entfernung und beschloß, ein Dock oder einen Kanal zu bauen, um das Wasser bis zu dem Kanoë heranzuleiten, da ich einsah, daß ich das Kanoë nicht zum Wasser bringen konnte.

Als ich aber daranging und berechnete, wie tief und breit ich graben mußte, stellte sich heraus, daß ich mit meinen zwei bloßen Händen zehn oder zwölf Jahre dazu gebraucht haben würde, da die Küste hoch lag, so daß das obere Ende des Kanals mindestens zwanzig Fuß tief hätte werden müssen. So gab ich auch diesen Versuch,

wenn auch mit großem Widerstreben, auf und sah nun, wenn auch zu spät, ein, wie töricht wir Menschen handeln, wenn wir ein Werk beginnen, ohne vorher die Schwierigkeiten zu berechnen und unsere Kräfte richtig abzuschätzen.

Mitten unter dieser Arbeit lief mein viertes Jahr auf dieser Insel ab, und ich beging den Tag mit derselben Andacht und Erhebung wie immer. Durch mein tägliches Lesen und ernstes Betrachten von Gottes Wort und durch den Beistand seiner Gnade hatte ich eine vollkommen neue Erkenntnis bekommen. Ich hatte nun ganz andere Begriffe von den Dingen; ich betrachtete die Welt als etwas ganz Fernes, was mich nichts mehr anging und wovon ich nichts mehr erwartete noch wünschte. Mit einem Wort: ich wollte weder jetzt noch in Zukunft mehr etwas mit ihr zu tun haben. So wird man später vielleicht aus der Ewigkeit auf sie zurückblicken wie auf einen Ort, an dem man gelebt und den man nun verlassen hat. Ich hätte wohl zu ihr sagen mögen, wie Vater Abraham zum reichen Manne: «Es ist zwischen uns eine große Kluft befestigt.»

Erstlich war ich hier fern von aller Verführung der Welt. Ich kannte hier weder Fleischeslust noch Augenlust noch hoffärtiges Leben; ich kannte keine Begierde, denn ich hatte alles, was ich hier genießen konnte. Ich war Herr über die ganze Insel, oder wenn es mir gefiel, konnte ich mich König oder Kaiser nennen über das ganze Land, das ich besaß. Ich hatte keinen Rivalen, keinen Nebenbuhler, der von mir Dienst und Gehorsam verlangte; ich hätte ganze Schiffsladungen von Getreide aufstapeln können, aber ich hätte sie nicht brauchen können und ließ daher nur so viel wachsen, wie meine Notdurft verlangte; ich hatte Schildkröten genug, aber eine dann und wann genügte mir. Ich hatte Bauholz genug, um eine ganze Flotte davon zu bauen; ich hatte Trauben genug, um mir Wein zu machen oder sie zu Rosinen zu trocknen, um damit die Flotte zu beladen, wenn ich sie gebaut hätte. Aber ich griff nur nach dem, was ich gebrauchen konnte: ich hatte satt zu essen und alle andere Notdurft; was nützte mir der Überfluß? Wenn ich mehr Fleisch hatte, als ich essen konnte, mußte der Hund es fressen oder die Würmer. Säte ich mehr Korn, als ich verzehren konnte.» mußte es verderben. Die Bäume, die ich gefällt hätte, wären am Boden verfault, und ich hätte sie nicht mal als Brennholz verwenden können; denn dazu brauchte ich ja nur das bißchen, das nötig war, um mir mein Essen zu kochen.

Mit einem Wort: die Erfahrung lehrte mich, daß das Gute in der Welt uns nur insoweit gut erscheint, als wir es brauchen können; und wieviel wir auch aufstapeln mögen, Freude daran können wir doch nur haben, solange es uns nützen kann, und nicht länger. Der gierigste Geilheits der Welt würde von seinem Laster befreit werden, wenn er in meine Lage käme; denn ich besaß tatsächlich mehr, als ich gebrauchen konnte. Es blieb mir nichts zu wünschen übrig, abgesehen von einigen Dingen, die mir fehlten, und das waren nur Kleinigkeiten, obschon sie mir sehr nützlich gewesen wären. Ich hatte, wie erwähnt, einen Beutel voll Geld, sowohl Gold als Silber, etwa sechsunddreißig Pfund Sterling. Da lag nun der überflüssige, traurige, nutzlose Quark. Ich hatte keine Verwendung dafür, und oft hätte ich gern eine Handvoll davon hingegeben für eine Tabakspfeife oder für eine Handmühle, um mein Korn zu mahlen; ja, ich hätte alles hingegeben für etwas weißen oder gelben Rübsamen, wie man ihn in England für ein paar Groschen bekommt, oder für eine Handvoll Erbsen und Bohnen und eine Flasche Tinte. Aber so hatte ich nicht den geringsten Vorteil davon. Es lag in einer Lade und wurde von dem Dunst der Hölle in der nassen Jahreszeit schimmelig. Und wenn die ganze Lade voll Diamanten gewesen wäre, wäre es dasselbe gewesen; sie hätten keinen Wert für mich gehabt, da ich keinen Gebrauch davon machen konnte.

Ich hatte nun meine Lebensweise so gestaltet, daß sie viel behaglicher war als zuerst und viel annehmlicher für mein Gemüt sowohl wie für meinen Körper. Oft setzte ich mich voller Dankbarkeit zu einem Mahl nieder und bewunderte die Fügung von Gottes Hand, die mir auf solche Weise meinen Tisch in der Wüste gedeckt hatte. Ich lernte, mehr auf die lichte Seite meines Zu-Stands zu schauen und weniger auf die dunkle, und mehr das zu bedenken, was ich gemacht, als das, was ich entbehrte; und das erfüllte mich zuweilen mit einem solchen heimlichen Glücksgefühl, daß ich es nicht zu sagen vermag; und ich erwähne das hier, um es jenen Unzufriedenen zu Gemüte zu führen, die nicht mit Behagen zu genießen vermögen, was Gott ihnen gegeben hat, weil sie immer nur das sehen und begehren, was er ihnen nicht gegeben hat. Es wurde mir klar, daß alle unsere Unzufriedenheit davon herkommt, daß wir nicht dankbar genug sind für das, was wir haben.

Noch eine andere Überlegung war von großem Nutzen für mich und würde es zweifellos für jeden sein, der in eine solche Not geraten würde wie ich; nämlich, ich verglich meine jetzige Lage mit dem Zustand, den ich anfangs erwarten zu müssen geglaubt hatte, ja der mir gewiß gewesen wäre, wenn die gütige Vorsehung Gottes es nicht wunderbar so gefügt hätte, daß das Schiff näher an die Küste getrieben wurde, wo ich denn nicht nur hingelangen, sondern auch alles, was ich herausholte, an Land schaffen konnte, zu meiner Erleichterung und Bequemlichkeit, während es mir sonst an Werkzeugen, Waffen zu meiner Verteidigung und Pulver und Blei zu meiner Versorgung mit Nahrung gefehlt hätte.

Ich verbrachte ganze Stunden, ja ganze Tage damit, mir in den lebhaftesten Farben auszumalen, was ich hätte tun müssen, wenn ich nichts aus dem Schiff geborgen hätte: wie ich mir gar keine Nahrung hätte beschaffen können, außer Fische und Schildkröten, und daß ich, da es ja geraume Zeit dauerte, bis ich welche fand, schon vorher verhungert wäre; daß ich, wenn ich nicht verhungert wäre, wie ein bloßer Wilder hätte leben müssen; daß es mir, wenn ich auf irgendwelche Art eine Geiß oder einen Vogel erlegt hätte, gar nicht möglich gewesen wäre, meine Beute auszuweiden oder das Fleisch von der Haut zu trennen und zu zerlegen, sondern daß ich sie hätte mit meinen Zähnen benagen und mit meinen Klauen zerreißen müssen wie ein Tier.

Diese Betrachtungen machten mich sehr erkenntlich für die Güte der Vorsehung gegen mich und sehr dankbar

für meinen gegenwärtigen Zustand mit all seinen Beschwerden und Widrigkeiten. Und auch hier wieder möchte ich diejenigen, die im Unglück so gern sagen: «Gibt es ein Elend wie das meinige?», zur Besinnung mahnen. Mögen sie bedenken, wie vieles schlimmer es anderen Menschen ergeht und wieviel schlimmer es ihnen selbst hätte ergehen können, wenn es der Vorsehung so gefallen hätte.

Und noch eine andere Erwägung half mir, mein Gemüt mit Hoffnung zu trösten: nämlich ein Vergleich meiner jetzigen Lage mit dem, was ich eigentlich verdient hätte und daher mit Fug von der Vorsehung hätte erwarten müssen. Ich hatte ein abscheuliches Leben geführt, ganz ohne Erkenntnis und Furcht Gottes. Ich war wohl von Vater und Mutter gehörig unterwiesen worden, und sie hatten es von Anbeginn nicht an Bemühungen fehlen lassen, mir fromme Ehrfurcht vor Gott und Gefühl für meine Pflichten und für Zweck und Sinn meines Daseins einzuimpfen. Aber ach, da ich schon früh dem Seefahrerleben anheimfiel, das von allen Lebensarten die am wenigsten gottesfürchtige ist, obwohl einem die Schrecken Gottes dabei jederzeit vor Augen stehen - ich sage, da ich schon früh dem Seefahrerleben anheimfiel und in die Gesellschaft von Seefahrern geriet, so wurde mir das bißchen Frömmigkeit, das ich mir noch bewahrt hatte, von meinen Messekameraden weggelacht oder ging mir dadurch verloren, daß ich alle Gefahren verachten lernte und es mir zur Gewohnheit wurde, dem Tod ins Auge zu blicken, sowie auch dadurch, daß ich gar keine Gelegenheit hatte, mit Menschen umzugehen, die anders waren als ich selbst, oder etwas zu hören, das gut oder um Gutes bemüht war.

So bar alles Guten war ich und so ohne jedes Gefühl für das, was ich war oder was aus mir werden sollte, daß mir bei den größten Errettungen, die mir zuteil wurden, wie meiner Flucht aus Salli, meiner Aufnahme durch den portugiesischen Kapitän, meiner so glücklichen Ansiedelung in Brasilien und der Ankunft der Fracht aus England und so fort - daß mir bei alledem nicht ein einziges Mal die Worte «Gott sei gedankt» in den Sinn oder auf die Lippen kamen. Nein, auch in der größten Not dachte ich mit keinem Gedanken daran, zu ihm zu beten oder zu sagen: «Herr, erbarme dich meiner» oder den Namen Gottes irgendwie zu erwähnen, außer um zu fluchen und zu lästern.

Viele Monate lang lagen mir, wie schon gesagt, schreckliche Gedanken über mein bisheriges gottloses und verhärtetes Leben auf der Seele, und wenn ich mich umschaute und bedachte, welche besondere Fürsorge über mir gewaltet hatte, seit ich hierher gekommen war, und wie gütig Gott sich gegen mich erwiesen und mich nicht nur milder gestraft hatte, als meine Sünden verdienten, sondern auch mich so reichlich versorgt hatte, so gab mir das große Hoffnung, daß meine Reue angenommen worden war und Gott noch Gnade für mich hatte.

Mit solchen Betrachtungen brachte ich mein Gemüt nicht nur zur Ergebung in Gottes Willen in meiner jetzigen Lage, sondern auch zu aufrichtiger Dankbarkeit für meinen Zustand und zu der Einsicht, daß ich, der noch am Leben war, mich nicht beklagen dürfe, da mich die verdiente Strafe für meine Sünden nicht getroffen hatte; daß mir hier so viele Gnaden zuteil geworden seien, wie ich es nie hätte erwarten können; daß ich nicht über meine Lage jammern, sondern nur frohlocken dürfe und täglich zu danken habe für das tägliche Brot, das mir nur durch eine Fülle von Wundern bereitet werden konnte. Ja, ich mußte mir sagen, daß ich wirklich durch ein Wunder gespeist worden war, nicht geringer als die Speisung Elias durch die Raben, oder vielmehr durch eine lange Reihe von Wundern, und daß ich kaum einen Ort an diesem unwirtlichen Teil der Welt hätte nennen können, der einem Schiffbrüchigen mehr Vorteile zu bieten vermocht hätte: einen Ort, wo ich zwar zu meinem Kummer keine Menschenseele hatte, mit der ich umgehen konnte, wo ich aber weder reißende Tiere, wütende Wölfe oder Tiger fand, die mein Leben bedrohten, noch giftige Kreaturen, durch deren Genuß ich meine Gesundheit geschädigt hätte, noch auch Wilde, die mich ermordet und aufgefressen hätten.

Mit einem Wort: wie mein Leben in einer Art ein kummervolles war, so war es andererseits ein gnadenreiches, und um es zu einem glücklichen zu machen, brauchte ich mir nur die Güte und Fürsorge Gottes für mich als täglichen Trost vor Augen zu halten. Und nachdem ich das alles recht bedacht und mich darin bestärkt hatte, ging ich hin und war nicht länger traurig.

Ich war nun so lange hier, daß viele der Dinge, die ich an Land geschafft hatte, entweder ganz ausgegangen oder doch sehr abgenutzt waren. Schon seit einiger Zeit hatte ich keine Tinte mehr, nur einen kleinen Rest, den ich nach und nach immer wieder mit Wasser verdünnte, bis er so blaß war, daß er kaum mehr einen schwarzen Schimmer auf dem Papier zurückließ. Solange sie vorhielt, benutzte ich sie dazu, diejenigen Monatstage meines bisherigen Lebens zu notieren, an denen mir irgend etwas Bemerkenswertes widerfahren war. Ich erinnere mich, daß sich dabei eine merkwürdige Übereinstimmung der Tage herausstellte, an denen mich die verschiedenen Schicksalsfügungen betroffen hatten, und wäre ich abergläubisch gewesen und geneigt, gewisse Tage als Glücks- oder Unglückstage zu betrachten, so hätte ich allen Grund gehabt, darin eine Bestätigung zu sehen. Erstens fand ich, daß ich an dem gleichen Tage, an dem ich Vater und Freunde verlassen hatte und nach Hull davongelaufen war, um zur See zu gehen, hernach von dem Salli-Kriegsschiff aufgegriffen und zum Sklaven gemacht wurde.

An dem gleichen Jahrestag, an dem ich aus dem Schiffbruch vor Yarmouth entkam, bewerkstelligte ich hernach meine Flucht aus Salli in dem Boot.

An dem gleichen Jahrestag, an dem ich geboren wurde, dem 30. September, wurde mir sechsundzwanzig Jahre später auf so wunderbare Weise das Leben gerettet, als ich an den Strand dieser Insel geworfen wurde, so daß mein gottloses Leben und mein einsames Leben beide am gleichen Tage begannen.

Nächst der Tinte ging mein Brot zu Ende, ich meine, der Zwieback, den ich aus dem Schiff geborgen hatte. Ich war äußerst sparsam damit umgegangen; über ein Jahr lang gönnte ich mir täglich nur einen Zwieback, und

trotzdem war ich jetzt fast ein Jahr ganz ohne Brot, bis ich mein eigenes Korn erntete, wofür ich allen Grund hatte, dankbar zu sein, da die Art, wie ich dazukam, an ein Wunder grenzte, wie ich bereits erzählt habe. Meine Kleidung begann auch bedenklich zu verfallen; Leinwand hatte ich schon längst nicht mehr, außer einigen buntgewürfelten Hemden, die ich in den Kisten der Matrosen gefunden hatte und die ich sorgfältig verwahrte. Da ich zu manchen Zeiten des Jahres nichts als ein Hemd leiden konnte, war es mir eine große Hilfe, daß ich unter den Kleidern der Mannschaft fast drei Dutzend Hemden gefunden hatte. Ich besaß noch einige dicke Matrosen-Wachtmäntel; aber sie waren zu heiß zum Tragen. Ich hätte eigentlich gar keiner Kleider bedurft; aber obgleich es mir angenehm gewesen wäre, ganz nackt zu gehen, konnte ich mich doch nicht an den Gedanken gewöhnen, wenn ich auch ganz allein war.

Ein anderer Grund, warum ich nicht ganz nackt ging, war, daß ich dann die Hitze der Sonne nicht so gut vertragen konnte, als wenn ich bekleidet war. Die Hitze verbrannte oft meine Haut, hingegen im Hemd kühlte mich die Luft ein wenig, die darunter blies. In der heißen Zeit ging ich auch nie mehr ohne Kappe oder Hut aus; denn ich würde sofort Kopfschmerzen bekommen haben, wenn ich die gewaltige Sonnenglut auf meinen bloßen Kopf hätte scheinen lassen, wogegen ich mit einem Hut nach Herzenslust herumlaufen konnte.

Also war ich darauf bedacht, die wenigen Lumpen, die ich hatte und die ich Kleider nannte, zusammenzusuchen und zu ordnen. Ich hatte alle Hemden vertragen, und jetzt versuchte ich, ob ich nicht aus den großen Wachtmänteln ein paar Jacken zusammenflicken könnte. So begab ich mich ans Schneidern oder vielmehr Pfuschen; denn es wurde ein klägliches Machwerk. Ich brachte zwei oder drei Jacken zustande, die schon eine Weile halten konnten; die Hosen aber blieben wirklich nur ein trauriger Versuch.



Ich habe erwähnt, daß ich alle Felle der Tiere verwahrte, die ich schoß, das heißt der vierfüßigen. Ich spannte sie an Pfählen in die Sonne, und einige wurden so trocken und hart, daß sie zu nichts zu gebrauchen waren, andere aber schienen mir sehr tauglich. Das erste, was ich mir daraus machte, war eine große Mütze für meinen Kopf, mit den Haaren nach außen, um den Regen abzuhalten; dies erwies sich als so gut, daß ich mir daraufhin einen ganzen Anzug aus Fellen verfertigte, nämlich eine Jacke und ein Paar Kniehosen, beide sehr weit; denn sie sollten mich eher kühl als warm halten. Ich muß freilich sagen, daß sie sehr ungeschickt gemacht waren; denn ich war schon ein schlechter Zimmermann, aber ein noch schlechterer Schneider. Trotzdem taten sie mir vortreffliche Dienste; denn wenn ich unterwegs war und es zu regnen anfang, lief das Wasser von den Haaren des Anzugs und der Kappe ab, und ich blieb vollkommen trocken. Demnächst verwandte ich viel Zeit und Mühe darauf, mir einen Schirm zu machen. Ich brauchte ihn wirklich sehr und hatte große Lust, mir einen zu fabrizieren. Ich hatte gesehen, wie sie in Brasilien gemacht wurden und wie nützlich sie dort während der großen Hitze waren, und ich fand es hier zum mindesten ebenso heiß, ja noch heißer, da ich näher an der Linie war. Da ich viel draußen sein mußte, wäre mir ein Schirm sowohl gegen den Regen wie, gegen die Hitze höchst willkommen gewesen. Es verursachte mir unendliches Kopfzerbrechen, ehe ich auch nur etwas Schirmähnliches zustande brachte, und auch als ich endlich das Richtige getroffen zu haben meinte, mißlangen mir noch zwei oder drei, aber schließlich geriet mir einer halbwegs. Die Hauptschwierigkeit war, ihn so zu machen, daß ich ihn auch schließen konnte. Aufspannen war wohl leicht; aber wenn ich ihn nicht auch zusammenklappen konnte, so hätte ich ihn immerfort überm Kopf tragen müssen.

Jedoch, wie gesagt, schließlich gelang mir einer nach meinem Sinn; ich bedeckte ihn mit Fellen, die Haare nach oben, so daß der Regen daran ablief wie an einem Wetterdach und auch die Sonne so vorzüglich abgehalten wurde, daß ich in der größten Hitze Spazierengehen konnte; und wenn ich ihn nicht brauchte, konnte ich ihn schließen und unterm Arm tragen.



So lebte ich sehr vergnügt, mich ganz in den Willen Gottes und in die Macht der Vorsehung fügend, besser als wenn ich unter Menschen gewesen wäre. Denn wenn ich jemals über den Mangel an Gesellschaft traurig wurde, fragte ich mich, ob nicht der Umgang mit meinen eigenen Gedanken und durch andächtige Gebete mit meinem Herrn und Gott selber besser sei als alle Freuden menschlicher Geselligkeit auf der Welt.

Während der nächsten fünf Jahre begegnete mir nun nichts irgendwie Außergewöhnliches. Mein Leben nahm seinen Verlauf in derselben Art und an demselben Ort wie bisher. Meine Hauptbeschäftigung bestand neben meiner jährlichen Arbeit des Anbaus von Gerste und Reis und des Dörrens der Trauben, wovon ich immer gerade soviel aufspeicherte, wie ich für ein Jahr brauchte - ich sage, neben dieser jährlichen Arbeit und den täglichen Streifgängen mit dem Gewehr bestand meine Hauptbeschäftigung darin, mir ein Kanoe zu bauen, das ich schließlich zustande brachte. Es gelang mir, das Boot durch einen sechs Fuß breiten und vier Fuß tiefen Kanal fast eine halbe Meile weit bis zu der kleinen Bucht hinabzubringen. Was das erste betrifft, das so übermäßig groß war, da ich es anfertigte, ohne, wie ich hätte tun sollen, vorher zu bedenken, wie ich es ins Wasser bringen würde, so hatte ich es liegenlassen müssen, wo es lag, als Warnung, das nächste Mal vorsorglicher zu sein. Das war ich denn auch; und obwohl ich nur einen wenig geeigneten Baum für das neue Boot finden konnte, und an einer Stelle, zu der ich das Wasser auch wieder nicht hätte hinleiten können, da sie genau so weit, nämlich, wie gesagt, fast eine halbe Meile vom Ufer entfernt lag, so gab ich die Arbeit doch nicht auf, da ich sah, daß diesmal ein Boot zustande kommen würde, das ich würde wegschaffen können. Und obschon ich fast zwei Jahre daran arbeitete, wurde mir die Müht nicht leid, in Erwartung dessen, daß ich nun bald ein Boot haben würde, um endlich in See gehen zu können.

Als meine kleine Piroge jedoch fertig war, sah ich ein, daß sie nicht groß genug war, um damit den Plan auszuführen, um dessentwillen ich die Arbeit begonnen hatte; ich meine, nicht groß genug, als daß ich wagen konnte, mit ihr nach der über vierzig Meilen weit entfernten Terra firma hinüberzufahren. So machte denn die Kleinheit des Bootes diesem Vorhaben ein Ende, und ich schlug es mir aus dem Sinn. Da ich jedoch nun einmal ein Boot hatte, beschloß ich, wenigstens eine Reise rund um die Insel zu machen. Denn die Entdeckungen, die ich bei meiner vorher beschriebenen Reise nach der anderen Seite der Insel gemacht hatte, hatten meine Neugier erweckt, auch die übrigen Teile der Küste zu sehen, und da ich nun ein Boot besaß, dachte ich an nichts anderes als an eine Fahrt um die Insel. Zu diesem Ende und um alles recht mit Vorbedacht und Umsicht zu tun, setzte ich einen kleinen Mast in das Boot und machte ein Segel aus einigen Stücken meines großen Vorrats. Danach versuchte ich das Boot und fand, daß es sehr gut lief. Nun brachte ich kleine Behälter und Verschlage an jedem Ende des Bootes an, um Proviant, Munition und was ich sonst noch brauchte vor Regen und Spritzern zu bewahren. In die Innenseite des Bootes schnitt ich eine lange, schmale Rinne, um mein Gewehr hineinzulegen, und machte eine Klappe darüber, um es trocken zuhalten.

Meinen Schirm steckte ich am Hinterteil des Bootes in ein Loch, gerade über meinem Kopf, daß er mich wie ein Sonnendach vor der Hitze schützte. Und so unternahm ich ab und zu kleine Fahrten auf die See hinaus, aber nie sehr weit und immer nur in der Nähe der kleinen Bucht. Endlich jedoch ließ mir die Neugierde, den ganzen Umfang meines kleinen Königreiches zu sehen, keine Ruhe mehr, und ich beschloß die große Reise. Ich versorgte also mein Schiff mit zwei Dutzend Gerstenbroten (die eigentlich mehr wie Kuchen aussahen), einem irdenen Topf voll gerösteten Reises, davon ich viel zu essen pflegte, einer kleinen Flasche Rum, einer halben Ziege sowie mit Pulver und Blei, um noch mehr schießen zu können, ferner mit zwei grasen Wachtmänteln, um auf dem einen des Nachts zu liegen und mich mit dem andern zuzudecken.

Es war am letzten November im sechsten Jahr meiner Regierung oder Gefangenschaft, wie man will, als ich die Reise antrat; und sie dauerte viel länger, als ich erwartet hatte. Denn obgleich die Insel nicht sehr groß war, stieß ich doch, als ich an die Ostseite kam, auf ein großes Felsenriff, das etwa sechs Seemeilen weit in das Meer hinausragte, teils über, teils unter Wasser, mit einer Sandbank davor von ungefähr anderthalb Setmeilen Länge, so daß ich gezwungen war, eine gute Strecke weit ins Meer hinauszufahren, bis ich um die Spitze herumkam.

Beim ersten Anblick dieses Hindernisses wollte ich mein Vorhaben aufgeben und umkehren, da ich nicht wußte, wie weit ich in die See hinausfahren mußte und wie ich wieder zurückkommen sollte. So ging ich vor Anker; denn ich hatte eine Art Anker aus einem zerbrochenen Bootshaken zurechtgemacht.

Als mein Boot festlag, nahm ich mein Gewehr, ging an Land und stieg auf einen Hügel, von dem aus ich das Riff zu überblicken hoffte. Ich konnte auch wirklich seine ganze Ausdehnung sehen und beschloß, die Sache zu wagen. Als ich so schaute, gewahrte ich eine starke, in der Tat sehr reißende Strömung, die nahe an dem Riff vorbei nach Osten lief. Ich sah sie mir sehr genau an; denn ich begriff, daß sie mir gefährlich werden konnte. Wenn ich hineingeriet, so mußte ich durch ihre Kraft in die See hinausgetrieben werden, und ich konnte unmöglich wieder die Insel erreichen. Und wenn ich nicht vorher auf den Hügel gestiegen wäre, glaube ich wirklich, daß es so gekommen wäre, besonders da von der andern Inselseite her eine ebensolche Strömung lief. Ich bemerkte auch einen starken Gegenstrom an der Küste, in den ich also aus der ersten Strömung nur hineinzuwenden brauchte, um wieder zurückgetrieben zu werden.

Hier lag ich nun zwei Tage, da der Wind ziemlich heftig aus Ostsüdost, also gerade der Strömung entgegen, blies und an der Spitze des Riffs eine starke Brandung verursachte, so daß ich wegen der Brandung mich nicht nahe der Küste halten und wegen der Strömung nicht weiter hinausfahren konnte.

Am Morgen des dritten Tages hatte sich der Wind über Nacht gelegt, die See war ruhig, und ich wagte es. Aber das mag nun wieder allen voreiligen und unwissenden Seeleuten zur Warnung dienen; denn sobald ich an die Spitze kam, nicht eine Bootslänge vom Riff, fand ich mich plötzlich in sehr tiefem Wasser und in einer Strömung, die reißend war wie ein Mühlbach. Mein Boot wurde mit so großer Gewalt fortgerissen, daß ich es nicht wieder herausbringen konnte und immer weiter und weiter von dem Gegenstrom zu meiner Linken weggetrieben wurde. Es kam kein Wind auf, der mir hätte helfen können, und auch mein Ruder half mir nichts. Jetzt hielt ich mich für verloren; denn da von der anderen Seite der Insel her eine ebensolche Strömung kam, so war mir klar, daß sie sich einige Seemeilen weiter mit der ändern vereinigen mußte, und dann war ich rettungslos verloren, weil ich keine Möglichkeit sah, sie zu vermeiden. Ich sah also meinen Untergang vor Augen, nicht durch die See, denn sie war ruhig, aber durch den Hunger. Ich halte an der Küste eine Schildkröte gefunden, so groß, daß ich sie kaum heben konnte, und hatte sie ins Boot geworfen; auch hatte ich ein großes Gefäß, will sagen einen meiner irdenen Töpfe voll frischen Wassers; aber was half mir das alles, wenn ich in den unendlichen Ozean hinausgetrieben wurde, wo sicherlich tausend Meilen weit weder Küste noch Festland noch Insel zu finden war? Und nun sah ich ein, wie leicht es dem Allmächtigen ist, einen Menschen aus einem elenden Zustand in einen noch schlimmeren zu stoßen. Jetzt blickte ich auf meine einsame, verlassene Insel wie auf den lieblichsten Ort der Welt zurück, und alles Glück, das mein Herz sich wünschen konnte, schien dort zu liegen. Ich streckte meine Hände danach aus mit der innigsten Sehnsucht. «O glückliches Eiland!» rief ich, «ich werde dich niemals wiedersehen! O ich Unglücksgeschöpf!» rief ich, «wohin werde ich geraten?» Dann warf ich mir selber meine Undankbarkeit vor und daß ich so über meine Einsamkeit gemurrt hatte, während ich doch jetzt wer weiß was darum gegeben hätte, wieder dort an Land zu sein. So kommt uns die wahre Beschaffenheit unserer Lage immer erst durch ihr Gegenteil zu Bewußtsein, und wir schätzen das, was wir haben, immer erst dann, wenn wir es nicht mehr haben. Es ist kaum möglich, die Verzweiflung zu beschreiben, in der ich war, da ich nun von meiner geliebten Insel, denn so erschien sie mir jetzt, schon fast sechs Seemeilen weit in das wilde Weltmeer hinaus verschlagen war. außer mir vor Angst, sie nie wieder zu erreichen. Ich ruderte verzweifelt, bis meine Kräfte erschöpft waren, und hielt das Boot, so gut ich konnte, nach Norden, so daß es möglichst am Rande der Strömung blieb. Um Mittag, als die Sonne im Süden stand, glaubte ich ein Lüftchen im Gesicht zu fühlen, das aus Südost kam. Das machte mir wieder ein wenig Mut, besonders als nach einer halben Stunde mehr Wind aufkam. Inzwischen war ich erschreckend weit von der Insel abgetrieben, und wäre die geringste Bewölkung oder Nebel aufgekommen, ich noch aus einer anderen Ursache verloren gewesen; denn ich hatte keinen Kompaß an Bord und hätte niemals den Weg zur Insel zurückgefunden, wenn ich sie einmal aus Sicht verloren hätte. Aber da das Wetter klar blieb, setzte ich meinen Mast wieder auf, zog mein Segel hoch und hielt immer so weit wie möglich nach Norden, um aus der Strömung herauszukommen. Als ich eben Mast und Segel in Ordnung und das Boot in Fahrt hatte, sah ich an der Klarheit des Wassers, daß eine Veränderung der Strömung nahe war; denn wo sie stark war, war das Wasser trüb. Das klare Wasser war also ein Zeichen, daß die Strömung nachließ; und wirklich gewahrte ich gleich darauf, daß die See sich ungefähr eine halbe Meile ostwärts an einigen Klippen brach. Diese Klippen zwangen die Strömung, sich wiederum zu teilen; der Hauptstrom lief mehr nach Süden, die Felsen nordöstlich lassend, und der andere machte vor den Klippen kehrt und wurde zu einem starken Gegenstrom, der wiederum mit großer Gewalt zurück nach Nordwesten floß.

Wer einmal auf der Galgenleiter gestanden hat und noch im letzten Augenblick begnadigt worden ist oder aus Mörderhänden gerettet wurde gerade in dem Augenblick, wo er sterben sollte, wird ungefähr sich vorstellen können, wie mir die jähe Freude in die Glieder fuhr und wie beglückt ich mein Schiff in den Gegenstrom einlenkte und mein Segel in den immer mehr auffrischenden Wind drehte und so mit Wind und starker Flut lustig wieder ins Leben zurückfuhr. Dieser Gegenstrom brachte mich der Insel wieder um drei Seemeilen näher, jedoch bei sechs Seemeilen mehr nordwärts als die Strömung, die mich zuerst fortgerissen hatte, so daß ich mich jetzt der nördlichen Seite der Insel näherte, gerade gegenüber derjenigen, von der ich ausgefahren war.

Als ich mit Hilfe des Stromes mehr als drei Seemeilen zurückgelegt hatte, ließ er nach und trug mich nicht weiter. Ich befand mich jetzt zwischen den beiden Hauptströmungen, der südlichen, die mich abgetrieben hatte,

und der nördlichen, die ungefähr sechs Seemeilen entfernt an der anderen Seite der Insel lief. Hier, zwischen diesen beiden Strömen, im Westen der Insel, war das Wasser ruhig, und da ich noch gute Brise hatte, steuerte ich direkt auf die Insel zu, obwohl nicht so schnell wie vorher. Etwa um vier Uhr nachmittags, als ich noch ungefähr drei Seemeilen von der Insel entfernt war, fand ich, daß die Spitze des Riffs noch einen zweiten Strom nach Norden erzeugte. Dieser war sehr stark. Da ich jedoch frischen Wind hatte, durchquerte ich ihn in westlicher Richtung und kam nach ungefähr einer Stunde wieder in stilles Wasser und bald danach an die Küste. Als ich gelandet war, fiel ich auf die Knie und dankte Gott für meine Erlösung, erquickte mich mit Essen und Trinken, brachte dann mein Boot in eine kleine Bucht unter einigen Bäumen und legte mich nieder, um zu schlafen, da ich von all der Mühe und Arbeit der Reise völlig erschöpft war.

Ich wußte nun nicht, wie ich mit meinem Boot wieder nach Hause kommen sollte. Ich hatte so große Gefahr ausgestanden und wußte nur allzugut, was mir bevorstand, wenn ich denselben Weg zurückfahren würde. Wie es aber auf der anderen Seite, nämlich der Westseite, aussah, war mir unbekannt, und ich hatte keine Lust, mich auf neue Abenteuer einzulassen. So beschloß ich am Morgen, westwärts an dem Ufer entlang zu gehen, um mich nach einer Bucht umzusehen, wo ich meine Fregatte in Sicherheit bringen und von wo ich sie wieder holen könnte, wenn ich sie brauchte. Als ich ungefähr drei Meilen an der Küste entlang gewandert war, kam ich zu einer sehr guten Bucht, die eine Meile tief war und immer schmaler wurde, bis sie sich zu einem kleinen Fluß verengte. Dies war ein vortrefflicher Hafen für mein Boot, und hier konnte es wie in einem eigens hergerichteten Dock liegen. Ich holte es also herbei, brachte es in Sicherheit und ging dann an die Küste, um mich umzusehen, wo ich wäre.

Ich sah bald, daß ich mich nicht weit von der Stelle befand, wo ich zuvor gewesen, als ich zu Fuß nach dieser Küste gewandert war. So nahm ich nur mein Gewehr und meinen Schirm aus dem Boot, denn es war glühend heiß, und machte mich auf den Weg. Nach einer Fahrt, wie ich sie hinter mir hatte, war es angenehm zu gehen, und ich erreichte am Abend meine Laube, wo ich alles vorfand, wie ich es verlassen hatte; denn ich hielt sie immer in guter Ordnung, da sie, wie gesagt, mein «Landhaus» war.

Ich stieg über den Zaun und legte mich in den Schatten, um auszuruhen, und ich war so müde, daß ich sogleich einschlief. Aber ein jeder, der meine Geschichte gelesen hat, mag sich vorstellen, wie sehr ich erschrak, als ich durch eine Stimme aufgeweckt wurde, die rief: «Robin. Robin, Robin Crusoe, armer Robin Crusoe! Wo bist du, Robin Crusoe? Wo bist du? Wo bist du gewesen?»

Ich hatte, übermüdet durch das viele Rudern und den Marsch, bis in den Tag hinein geschlafen, so daß ich zuerst nicht völlig erwachte, sondern zwischen Wachen und Schlaf gleichsam träumte, daß jemand zu mir spräche.

Aber als die Stimme immer wieder «Robin Crusoe, Robin Crusoe!» rief, wurde ich schließlich ganz munter. Im ersten Augenblick war ich furchtbar erschrocken und erhob mich in der größten Bestürzung. Aber sobald ich die



Augen aufschlug, sah ich meinen Papagei oben auf der Hecke sitzen und wußte sofort, daß er zu mir gesprochen hatte; denn eben in diesem kläglichen Tonfall hatte ich ihn das Sprechen gelehrt, wobei er auf meinem Finger zu sitzen und seinen Schnabel an mein Gesicht zu legen pflegte und dann sein «Armer Robin Crusoe, wo bist du?» schrie oder andere Worte, die ich ihm beigebracht hatte. Obwohl ich wußte, daß es mein Papagei war und niemand anders, dauerte es doch eine ganze Weile, bis ich mich wieder faßte, und ich begriff nicht, wie das Tier gerade hierherkam. Schließlich aber fand ich mich darein, daß es nur mein ehrlicher Poll und niemand anders war, und als ich meine Hand ausstreckte und ihn bei seinem Namen rief, kam das gesellige Tier zu mir, setzte sich auf meinen Daumen, wie er es zu tun pflegte, und schwatzte weiter zu mir: «Armer Robin Crusoe» und «Wie kam ich hierher?» und «Wo bin ich gewesen?», gerade als wenn er außer sich vor Freude sei, mich

wiederzusehen. Und so trug ich ihn mit mir nach Hause.

Ich war nun des Herumfahrens auf dem Meer für eine Weile satt und hatte Zeit genug, um einige Tage still zu sitzen und über die ausgestandene Gefahr nachzudenken. Ich hätte das Boot sehr gerne wieder auf meiner Inselseite gehabt, wußte aber keinen Rat dazu. Was die Ostseite der Insel betraf, um die ich ja herumgefahren war, so wußte ich nun zur Genüge, daß ich mich dort nicht wieder hingetrauen durfte; bei dem bloßen Gedanken daran sank mir das Herz und fror mir das Blut in den Adern. Und was die andere Seite der Insel betraf, so wußte ich nicht, wie es dort aussah; angenommen jedoch, die Strömung liefe dort mit der gleichen Stärke wie im Osten, so drohte mir auch da wieder die Gefahr, mitgerissen und von der Insel weggetrieben zu werden. Infolge dieser Erwägungen fand ich mich damit ab, das Boot aufzugeben, obwohl es mich so viele Monate Arbeit gekostet hatte, es anzufertigen, und soviel Mühe, es auf See zu schaffen.

In solcher Gemütsruhe verharrte ich fast ein Jahr und lebte, wie man sich denken kann, sehr still und einsam vor mich hin. Und da ich meine Lage nun sehr gefaßt ansah und mich ganz in den Willen der Vorsehung ergab, so fühlte ich mich wirklich recht glücklich. Nur der Umgang mit Menschen fehlte mir.

Mittlerweile übte ich mich in allerlei Handwerk, und ich glaube, ich wurde zur Not ein ganz guter Zimmermann, besonders wenn man bedenkt, wie wenig Werkzeug ich hatte. - Überdies brachte ich es zu einer unerwarteten Vollkommenheit in meiner Töpferei. Ich fand heraus, daß es mit einer Töpferscheibe viel leichter und besser ging und die Geschirre rund und wohlgeformt wurden, während sie vorher nicht eben eine Augenweide gewesen waren. Aber auf nichts war ich wohl stolzer als auf eine Tabakspfeife, die ich mir machte, und obgleich sie bloß ein plumpes, unförmiges Ding wurde und nur rot gebrannt war, so war sie doch hart und fest und zog Rauch, und ich tat mich nach Herzenslust gütlich mit ihr; denn ich war seit jeher ein starker Raucher. Es waren auch Pfeifen in dem Schiff gewesen; aber zuerst hatte ich nicht an sie gedacht, da ich nicht wußte, ob Tabak auf der Insel wuchs, und später, als ich das Schiff aufs neue durchsuchte, konnte ich nicht mehr an die Pfeifen kommen. Auch machte ich gute Fortschritte mit meiner Korbarbeit und flocht einen Haufen nützlicher Körbe, so gut es eben ging. Sie waren zwar nicht schön, aber doch geeignet, um allerhand darin aufzuheben oder heim zutragen. Zum Beispiel konnte ich eine Ziege, die ich erlegt hatte, an einen Baum aufhängen, ihr das Fell abziehen, sie ausnehmen, in Stücke schneiden und in einem Korb nach Hause tragen oder ebenso eine Schildkröte aufschneiden, die Eier und ein oder zwei Stücke ihres Fleisches in einem Korb heimbringen und den Rest liegen lassen. Die großen und tiefen Körbe dienten mir als Behälter für mein Korn, das ich immer gleich ausrieb und darin aufbewahrte.

Ich wurde nun gewahr, daß mein Pulver beträchtlich abnahm, und diesem Mangel wußte ich auf keine Weise abzuhelpen. Ich begann ernstlich zu überlegen, was ich tun sollte, wenn ich kein Pulver mehr hätte, vor allem, wie ich dann Ziegen erlegen sollte. Wie erwähnt, hatte ich im dritten Jahr meines Hier seins eine junge Ziege gefangen und zahm aufgezogen; ich hoffte immer, einen Bock dazuzubekommen. Das wollte mir aber durchaus nicht gelingen, bis denn meine junge Ziege eine alte geworden war. Sie zu schlachten konnte ich nicht übers Herz bringen; so starb sie endlich vor Alter.

Aber nun, im elften Jahr meiner Inselherrschaft, als, wie gesagt, meine Munition abnahm, sann ich Tag und Nacht darüber nach, wie ich Ziegen mit Fallen oder Schlingen lebendig fangen könnte; vor allem war's mir um eine trächtige Alte zu tun.

Ich legte also Schlingen, und ich glaube, es verfangen sich mehr als einmal welche darin; aber meine Stricke taugten nichts; denn ich hatte keinen Draht, und so fand ich sie immer zerrissen und meinen Köder gefressen. Schließlich versuchte ich's mit einer Fallgrube. Ich grub mehrere große Löcher in die Erde, an Stellen, wo ich die Ziegen oft hatte äsen sehen, legte selbstgemachtes Flechtwerk mit einem schweren Gewicht darüber und streute Gersten- und Reiskörner hinein. Ich konnte hernach an den Spuren sehen, daß die Ziegen hineingegangen waren und das Korn gefressen hatten. Schließlich stellte ich drei Fallen in einer Nacht, und am nächsten Morgen standen noch alle; aber der Köder war weggefrassen. Das war sehr entmutigend. Nichtsdestoweniger verlegte ich die Fallen anderswohin, und endlich fand ich eines Morgens in einer von ihnen einen großen Bock und in einer anderen drei Kitze, ein männliches und zwei weibliche.

Mit dem Alten wußte ich nichts anzufangen; er war so wild, daß ich mich nicht zu ihm in die Grube getraute, um ihn lebend fortzuschaffen, worum mir's eben zu tun war. Ich hätte ihn töten können; aber das war nicht meine Absicht; also ließ ich ihn heraus, und er sprang wie rasend vor Angst davon. Ich wußte damals noch nicht, was ich später lernte, daß Hunger selbst einen Löwen zähmt. Wenn ich ihn drei oder vier Tage ohne Nahrung stehen gelassen und ihm dann etwas Wasser und Futter gebracht hätte, wäre er so zahm wie die Kitze geworden; denn es sind sehr lenksame Tiere, wenn sie richtig behandelt werden.

Jedenfalls ließ ich ihn diesmal laufen, da ich's nicht besser wußte, ging dann zu den drei Jungen, nahm eins nach dem ändern heraus, band sie mit Stricken zusammen und brachte sie mit einiger Schwierigkeit alle heim. Es dauerte eine gute Weile, bis sie fressen wollten; aber als ich ihnen etwas süßes Korn vorwarf, konnten sie nicht widerstehen und wurden kirre. Ich sah nun, daß ich nur eine Anzahl von ihnen zahm aufzuziehen brauchte, um immer Fleisch zu haben, wenn mein Pulver verschossen wäre; ich würde sie dann leicht wie eine Schafherde um mein Haus herum halten können.

Doch fiel mir auch sogleich ein, daß ich die zahmen getrennt von den wilden halten mußte; denn sonst würden sie, wenn sie ausgewachsen wären, mit ihnen davonlaufen. Das einzige Mittel dazu war, ein dicht umzäuntes Stück Land herzurichten und sie völlig abzuschließen, damit weder die von drinnen heraus noch die von draußen

hinein könnten.

Das war für ein einziges Paar Hände wohl ein großes Unternehmen; aber ich sah, daß es nicht anders ging. Das erste war, ein richtiges Stück Land ausfindig zu machen, wo sie Gras zum Fressen, Wasser zum Trinken und Schutz vor der Sonne hatten.

Ich entschied mich also für eine Stelle, die allen diesen Bedingungen entsprach: ein ebenes, offenes Stück Wiesenland oder Savanne (wie unsere Landsleute es in den westlichen Kolonien nennen), das zwei oder drei kleine Rinnsale frischen Wassers enthielt und am einen Ende dicht mit Bäumen bestanden war. Wer etwas von solchen Hürden versteht, wird das sehr unbedacht finden und mich belächeln, wenn ich erzähle, daß ich mich anschickte, diesen Bereich zu umzäunen; denn meine Hecke oder Zaun hätte mindestens zwei Meilen lang werden müssen. Die größte Torheit eines solchen Beginnens lag jedoch nicht darin, daß ich einen so riesigen Zaun zu bauen unternahm - denn wenn er auch zehn Meilen lang gewesen wäre, hätte ich genügend Zeit dazu gehabt - sondern darin, daß ich nicht bedachte, daß die Ziegen in einem so großen Bezirk ebenso verwildern würden, als wenn sie auf der ganzen Insel herumgelaufen wären, und daß ich sie in einem so großen Raum nur schwer oder gar nicht würde fangen können.

Ich war mit meinem Zaun schon über fünfzig Schritte weit gekommen, als mir dieser Gedanke durch den Kopf fuhr. Also hielt ich augenblicklich inne und entschloß mich, fürs erste ein Stück Land von ungefähr hundertfünfzig Schritt Länge und hundert Schritt Breite einzuhegen und später, wenn meine Herde sich vergrößerte, die Hürde immer mehr zu erweitern. Das war nun einigermaßen gescheit, und ich machte mich herzhafte an die Arbeit. Ich brauchte ungefähr drei Monate, um das erste Stück einzuhegen; unterdessen band ich die drei Kitze auf der besten Stelle an und ließ sie so nahe wie möglich bei mir weiden, um sie an mich zu gewöhnen. Oft hielt ich ihnen ein paar Gerstenkörner oder eine Handvoll Reis hin und fütterte sie aus der Hand, so daß sie, als die Einzäunung fertig war und ich sie losließ, mir hin und her nachliefen und nach Futter blökten. Das machte mir Freude, und nach anderthalb Jahren hatte ich eine Herde von zusammen zwölf Alten und Jungen. Nach weiteren zwei Jahren waren ihrer dreiundvierzig, außer einigen, die ich für meine Küche geschlachtet hatte. Hierauf umzäunte ich fünf verschiedene Stücke Land mit kleinen Hürden, um sie hineinzutreiben und bequem herauslangen zu können, da von einem Pferch zum ändern Gatter führten. Aber das war nicht alles; denn ich hatte nun nicht nur Ziegenfleisch, wenn mich danach gelüstete, sondern auch Milch, an die ich im Anfang gar nicht gedacht hatte; aber als es mir einfiel, war es eine freudige Überraschung für mich. So richtete ich mir eine Meierei ein und hatte oft fünf bis neun Liter Milch an einem Tag. Die Natur, die jedem Wesen seine Nahrung gibt, lehrt es auch, sie zu nützen. So gelang es mir, der ich nie eine Kuh, noch weniger eine Ziege hatte melken oder Butter und Käse machen sehen, nach vielen mißlungenen Versuchen, mir beides, Butter und Käse, zu bereiten, so daß ich von nun an immer damit versorgt war.



Wie barmherzig kann unser großer Schöpfer seine Geschöpfe behandeln, selbst in Lagen, in denen sie zum Untergang verurteilt scheinen! Wie vermag er die bittersten Fügungen zu versüßen und uns Ursache geben, ihm für Kerker und Gefängnisse Preis und Dank zu sagen! Was für einen Tisch hatte er mir hier in der Wüste gedeckt, wo ich anfangs nur den Hungertod vor Augen sah!

Es würde manchen Griesgram zum Lachen gebracht haben, wenn er mich mit meiner kleinen Familie bei Tisch hätte sitzen sehen: zuoberst Meine Majestät, der Fürst und Gebieter über die ganze Insel. Ich war absoluter Herr über das Leben meiner sämtlichen Untertanen, ich konnte hängen, verteilen, Leben und Freiheit geben und nehmen, und kein einziger Rebell war unter ihnen. Ich speiste also wie ein König! Poll, gleichsam als mein Favorit, hatte als einziger die Erlaubnis, mit mir zu sprechen. Mein Hund, der nun sehr alt und wunderlich geworden war und keine Stammverwandten gefunden hatte, um sich fortzupflanzen, saß stets zu meiner Rechten, und zwei Katzen, die eine auf der einen, die andere auf der anderen Seite des Tisches, paßten auf, bis ich ihnen zum Zeichen besonderer Gnade hie und da einen Bissen zuwarf.

Das waren jedoch nicht die beiden Katzen, die ich anfangs mit an Land gebracht hatte; denn die waren beide tot

und lagen von meinen eigenen Händen begraben in der Nähe meiner Wohnung. Aber die eine hatte sich unter Mitwirkung ich weiß nicht was für einer Kreatur vermehrt, und von ihren Jungen hatte ich diese beiden zahm aufgezogen, während die anderen wild in den Wäldern herumliefen und schließlich eine Plage für mich wurden; denn sie kamen mir oft ins Haus und plünderten mich, bis ich schließlich gezwungen war, sie abzuschießen. Mit solchem zahlreichen Hofstaat lebte ich also.

Wie ich schon sagte, hätte ich gern mein Boot wiedergehabt und überlegte mir daher oft, wie ich es um die Insel herumbringen könnte. Ich wurde das Verlangen nicht los, wieder zu jener Spitze der Insel zu gehen, wo ich bei meinem letzten Ausflug von einem Hügel nach der Strömung ausgeschaut hatte. Meine Unruhe wuchs täglich, und schließlich entschloß ich mich, längs der Küste zu Land dorthin zu wandern. Und so tat ich auch. Aber wenn jemand in England so einem Menschen wie mir begegnet wäre, würde er entweder zu Tode erschrocken oder in ein gewaltiges Gelächter ausgebrochen sein; wie ich denn selber, wenn ich zuweilen stille stand und an mir hinunterschaute, ein Lächeln nicht unterdrücken konnte bei dem Gedanken, ich sollte in solchem Aufzug und in dieser Kleidung durch Yorkshire reisen. Man stelle sich vor, wie ich etwa aussah:



Erstlich hatte ich eine große, hohe, unförmige Mütze aus Ziegenfell auf dem Kopf, mit einem Lappen, der hinten hinunter hing, um mich vor der Sonne zu schützen und den Regen mir nicht in den Nacken fließen zu lassen, da nichts in diesem Klima so schädlich ist wie Regen auf bloßem Körper unter den Kleidern.

Ferner trug ich eine kurze Ziegenfelljacke, die mir ungefähr bis halb über die Schenkel reichte, und ein Paar offene Kniehosen aus demselben Stoff. Sie waren aber aus der Haut eines alten Bockes, und die Haare hingen auf beiden Seiten so weit hinunter, daß sie mir fast bis mitten auf die Beine reichten. Strümpfe und Schuhe besaß ich nicht, doch hatte ich mir statt dessen ein paar merkwürdige Dinger gemacht, ich weiß wirklich nicht, wie ich sie nennen soll, so etwas wie Halbstiefel, die ich mir über die Füße zog und an der Seite verschnürte wie Gamaschen; aber sie hatten eine barbarische Form, wie alle meine Kleider.

Überdies trug ich einen breiten Gürtel aus Ziegenfell, den ich anstatt der Schnallen mit zwei Riemen aus demselben Leder zusammenzog. An jeder Seite befand sich eine Lederschlaufe. Darin hingen statt Schwert und Degen eine kleine Sense und eine Axt. Noch ein anderes, schmäleres Ledergehänge trug ich über der Schulter. Daran hingen, unter meinem linken Arm, zwei Beutel, auch aus Ziegenhaut; in dem einen hatte ich mein Pulver, in dem anderen die Patronen. Auf meinem Rücken trug ich einen Korb, auf der Schulter ein Gewehr und über meinem Kopf den großen, plumpen, ungestalten Ziegenfellschirm, der mir aber, nächst meinem Gewehr, am unentbehrlichsten war. Was mein Gesicht angeht, so war es nicht ganz so mulattenhaft, wie man von einem Mann erwarten würde, der sich damit nicht in acht nimmt und unterm neunten oder zehnten Grad an der Linie lebt. Meinen Bart hatte ich einmal wachsen lassen, bis er einen Schuh lang war; aber da ich mit Scheren und Rasierzeug reichlich versehen war, hatte ich ihn wieder hübsch kurz gestutzt, bis auf das, was auf der Oberlippe wuchs. Dies hatte ich zu einem Paar langer mohammedanischer Knebel gezogen, wie ich sie bei den Türken in Salee gesehen hatte. Die Mauren trugen solche nicht, wohl aber die Türken. Von diesem Knebel- oder Schnurrbart will ich nun zwar nicht sagen, er sei so lang gewesen, daß ich meinen Hut daran hätte aufhängen können; aber die Knebel waren an Länge und Aussehen bedrohlich genug, daß man sich in England davor gefürchtet haben würde. All das nur nebenbei; denn ich hatte so wenig Zuschauer, daß es mich weiter nicht kümmerte. So gekleidet machte ich mich also auf meine Reise und blieb fünf oder sechs Tage aus. Erst ging ich an der Küste entlang bis zu dem Platz, wo ich mein Boot damals verankert hatte, um auf die Felsen zu steigen. Und da ich mich jetzt um kein Boot zu kümmern brauchte, ging ich einen näheren Weg über Land bis zu derselben Höhe, auf der ich damals war. Als ich nach der Spitze des Riffs ausschaute, die ich mit meinem Boot hatte umsegeln müssen, war ich höchst erstaunt, die See ganz glatt und ruhig zu sehen, keinen Strudel, keine Strömung, weder hier noch anderswo.

Ich konnte dies gar nicht begreifen und beschloß, eine Weile zu beobachten, ob es nichts mit den Gezeiten von Ebbe und Flut zu tun hätte. Ich merkte bald, wie es zuing, daß nämlich die Ebbe, von Westen einsetzend, mit dem reißenden Gewässer eines großen Flusses am Ufer zusammentraf und so die Strömung verursachte, und daß sie näher oder weiter vom Lande entfernt lief, je nachdem der Wind stärker von Westen oder von Norden wehte.

Ich wartete bis zum Abend, bis wieder volle Ebbe war. Alsdann stieg ich nochmals auf den Hügel und sah die Strömung wieder genau wie zuvor, nur ungefähr eine Seemeile weiter weg, während sie damals ganz nahe an der Küste gelaufen war und mich samt meinem Kanoe mit sich fortgerissen hatte, was zu einer anderen Zeit nicht der Fall gewesen wäre.



Diese Entdeckung überzeugte mich, daß ich nur die Ebbe und Flut zu beobachten brauchte, um mein Boot sehr leicht wieder um die Insel herum zu bringen. Aber als ich auch nur daran dachte, es in die Tat umzusetzen, überfiel mich

eine solche Angst in der Erinnerung an die Gefahr, die ich ausgestanden hatte, daß mich der bloße Gedanke daran entsetzte. Ich faßte also einen anderen Entschluß, der sicherer, obgleich viel mühevoller war, nämlich mir ein zweites Boot zu bauen, um so auf jeder Seite der Insel eines zu haben.

Ich erinnere daran, daß ich jetzt sozusagen zwei Ansiedelungen auf der Insel hatte. Die eine war meine kleine Festung oder mein Zelt unter dem Felsen mit der Mauer darum her und der Höhle dahinter, die ich mit der Zeit vergrößert und in verschiedene Räume und Keller eingeteilt hatte. Einer davon, der trockenste und größte, der eine Tür außerhalb der Verschanzung hatte, stand voll irdener Geschirre nebst vierzehn oder fünfzehn Körben, jeder groß genug für fünf bis sechs Scheffel Korn, die ich darin aufbewahrte, einiges in Ähren, kurz über dem Halm abgeschnitten, anderes schon mit den Händen ausgerieben.

Die Stangen oder Pfähle meiner Mauer waren allmählich zu Bäumen gewachsen und breiteten sich so aus, daß niemand mehr auch nur im geringsten eine Wohnung dahinter vermutet hätte.

Nahe bei meiner Behausung, aber etwas weiter landeinwärts und auf flachem Boden lagen meine beiden Kornfelder, die ich fleißig bebaute und die mir getreulich und pünktlich ihre Ernte lieferten; und wenn ich mehr Korn gebraucht hätte, hätte ich noch mehr ebenso gutes Erdreich hinzufügen können.

Außerdem hatte ich meinen Landsitz, und auch dort war jetzt alles schon in gutem Stande. Meine kleine Sommerlaube, wie ich sie nannte, hielt ich immer in bester Ordnung. Ich sorgte dafür, daß die Hecke, die sie umgab, allezeit die gleiche Höhe hatte und daß die Leiter immer auf der Innenseite stand, und ich beschnitt die Bäume, die erst nur Stangen, jetzt aber groß und schön gewachsen waren, immer so, daß sie dicht und breit ausschlugen und recht viel Schatten gaben. In der Mitte stand immer mein Zelt, ein Stück Segeltuch auf Pfählen, das ich jeweils ausbesserte. Darunter hatte ich mir ein Lager aus Tierfellen und anderen weichen Dingen zurechtgemacht und ein Laken aus unseren Schiffsbetten darüber gebreitet, nebst einem großen Wachtmantel zum Zudecken. Sooft ich genötigt war, von meiner Hauptresidenz fern zu sein, wohnte ich hier in meinem Landhaus. Unweit davon hatte ich meine Hürde für mein Vieh, alias Ziegen. Ich hatte mir die allergrößte Mühe gegeben, den Platz einzuzäunen, und war auch jetzt immer darauf bedacht, ihn recht gut instand zu halten, damit die Ziegen nicht ausbrechen könnten. Ich setzte also immer wieder in unermüdlicher Arbeit Pfähle dazwischen, so dicht aneinander, daß es mehr ein Zaun als eine Hecke wurde und man kaum Platz fand, die Hand hindurch zustecken. So wurde die Hecke, als die Pfähle bei der nächsten Regenzeit ausschlugen, so fest, ja fester als eine

Mauer.

Daraus geht hervor, daß ich nicht träge war und keine Mühe scheute, etwas zu schaffen, was für mein Wohlbefinden nötig war. Denn ich bedachte, daß die Zucht zahmer Tiere mich allezeit mit frischem Fleisch, Milch, Butter und Käse versorgen würde, solange ich an diesem Orte lebte, und wenn es vierzig Jahre wären, und daß ich, um die Tiere in erreichbarer Nähe zu halten, meine Einzäunung so vervollkommen mußte, daß sie sicher beisammen blieben. Das tat ich denn auch mit solchem Erfolg, daß ich, als diese Stämmchen zu wachsen begannen, einige wieder ausreißen mußte, weil ich sie allzu dicht nebeneinander gesetzt hatte.

Hier wuchsen auch meine Trauben, die mich für den Winter mit Rosinen versorgten. Diese hob ich immer besonders sorgfältig auf, als den feinsten Leckerbissen meiner ganzen Küche. Und sie waren nicht nur wohlschmeckend, sondern auch überaus nahrhaft und erfrischend.

Mein Landhaus lag auf dem halben Weg zwischen meiner Hauptwohnung und dem Platz, wo sich mein Boot befand, und ich machte hier oft Station, wenn ich hinging. Denn ich besuchte mein Boot oft und hielt alles, was zu ihm gehörte, in sehr guter Ordnung. Manchmal fuhr ich zum Zeitvertreib damit aus, aber höchstens einen



Steinwurf weit von der Küste; denn auf eine so gefährvolle Reise begehrte ich nicht mehr, aus Angst, wider Willen in die Strömung gerissen zu werden oder in einen Sturm oder sonstiges Ungemach zu geraten. Doch nun komme ich zu einem neuen Abschnitt meines Lebens.

feines Tages um Mittag, als ich zu meinem Boot ging, gewährte ich zu meinem heftigen Schrecken den Abdruck eines nackten menschlichen Fußes am Ufer, der vollkommen deutlich im Sande zu erkennen war. Ich stand wie vom Donner gerührt oder als ob ich ein Gespenst gesehen hätte. Ich horchte, ich schaute mich um, konnte aber nichts hören noch sehen; ich stieg auf die Hügel, um weiter schauen zu können; ich ging am Ufer auf und ab, aber es war alles umsonst; ich konnte nur diese eine Spur entdecken. Ich ging nochmals näher, um zu beobachten, ob es nicht nur Einbildung gewesen wäre; aber da war und blieb nur der Abdruck des einen Fußes, Zehen, Fersen und alles übrige. Wie er hierherkam, wußte ich nicht, konnte es mir auch auf keine Weise erklären. Nach unzähligen wirren Vermutungen kehrte ich wie ein Mensch, der vollkommen betäubt und außer sich ist, zu meiner Festung zurück, von Furcht gejagt, kaum den Boden unter mir fühlend, alle zwei oder drei Schritte zurückschauend und jeden Baumstumpf für einen Menschen ansehend. Es ist kaum möglich zu beschreiben, in was für tausend Gestalten eine erschreckte Phantasie einem die Dinge zeigt, wie viele wilde Ideen mir immerzu durch den Kopf schossen und was für seltsame, tolle Einfälle mir unterwegs in den Sinn kamen. Als ich zu meiner Burg kam, denn so nannte ich sie immer, floh ich hinein wie ein Verfolgter. Ob ich über die Leiter oder durch die Felsentür hineinkam, weiß ich nicht mehr. Nie floh ein Hase schneller in sein Versteck oder ein Fuchs in den Bau als ich in mein Verlies.

Die ganze Nacht tat ich kein Auge zu. Je weiter ich von der Ursache meiner Furcht weg war, um so wilder wurden meine Wahnvorstellungen. Manchmal glaubte ich, es müsse der Teufel sein, und mein Verstand bestärkte mich darin; denn wie sollte sonst irgendein anderes Wesen in Menschengestalt an diesen Ort kommen? Wo war das Schiff, das es gebracht hatte? Wo die Spuren anderer Fußtritte? Und wie hätte überhaupt ein einzelner Mensch hierherkommen sollen? Aber dann fuhr mir's wieder durch den Kopf, warum wohl der Teufel Menschengestalt annehmen sollte, bloß um an einem Ort, wo er sonst nichts zu tun hatte, einen Fußstapfen zu hinterlassen, und zwar auch nur so aufs Geratewohl, da er ja nicht sicher sein konnte, daß ich ihn auch sehen würde. Ich sagte mir, daß der Teufel doch ungezählte andere Wege hätte finden können, um mich zu erschrecken, als gerade durch diesen einen Fußstapfen. Da ich ja ganz auf der anderen Seite der Insel lebte, würde er doch nicht so einfältig gewesen sein, eine Spur zu hinterlassen an einem Orte, wo man tausend zu eins wetten konnte, daß ich sie nie sehen würde, und noch dazu im Sand, wo die erste beste Sturzwelle bei starkem

Wind sie vollkommen auslöschen mußte. All das wollte sich mit der Tatsache selber und mit der Vorstellung, die wir von der Schlaueit des Teufels haben, nicht zusammenreimen.



Noch viele solche Gedanken brachten mich schließlich vollends von dem Argwohn ab, daß es der Böse gewesen sei. Und ich schloß nun ernsthaft, es müsse irgend etwas noch viel Gefährlicheres sein, nämlich vielleicht Wilde vom gegenüberliegenden Festland, die in ihren Kanoes aufs Meer gefahren und durch eine Strömung oder widrige Winde an meine Insel geraten waren, die sie nach einer kurzen Landung wieder verlassen hatten, vielleicht weil ihnen diese anscheinend unbewohnte Insel ebensowenig behagte, wie mir ihre Gesellschaft behagt hätte.

Indem mir das durch den Kopf ging, dankte ich Gott, daß ich zu meinem Glück gerade nicht drüben gewesen war und daß sie mein Boot nicht gesehen hatten; denn sonst würden sie daraus geschlossen haben, daß Bewohner auf der Insel seien, und würden vielleicht weiter nach mir gesucht haben. Dabei traf mich wie ein Peitschenschlag der entsetzliche Gedanke: wenn sie vielleicht doch noch mein Boot gefunden und gemerkt haben, daß hier ein Mensch lebt, so werden sie sicher in viel größerer Menge wiederkommen und mich auffressen. Und wenn sie mich zum Glück nicht aufspüren sollten, würden sie doch meine Hürden finden, mein Getreide vernichten, meine zahmen Ziegen wegführen, und ich müßte also Hungers sterben.

So vertrieb die Furcht all meine christliche Hoffnung. All mein voriges Vertrauen auf Gott, der mir so viele wunderbare Gnaden erwiesen hatte, war ganz dahin, gleich als ob er, der mich bisher so wunderbar geführt, nicht auch mit seiner Macht das mir Geschenkte mir erhalten und schützen könnte. Ich machte mir jetzt Vorwürfe über meinen Leichtsinn, daß ich jedes Jahr immer nur soviel Korn gesät hatte, wie ich bis zur nächsten Ernte brauchte, als wenn nie ein Unfall sich ereignen könnte, der mich meiner Ernte berauben würde. Ich nahm es als Warnung und beschloß, in Zukunft für zwei oder drei Jahre Kornvorrat zu schaffen, so daß ich, was auch immer kommen mochte, nicht aus Mangel an Brot zugrunde ginge.

Was für ein Spielzeug der Vorsehung ist das Menschenleben! Heute lieben wir, was wir morgen hassen; heute suchen wir, was wir morgen fliehen; heute wünschen wir, was wir morgen fürchten, nein, wovor wir beim bloßen Gedanken zittern. Das erwies sich jetzt zum Greifen deutlich an mir. Ich, dessen einziger Kummer war, fern von menschlicher Gesellschaft verbannt zu sein, einsam vom grenzenlosen Ozean umgeben, von aller Welt abgeschlossen und verdammt zu einem stummen Leben, gleich wie einer, den der Himmel nicht für würdig hielt, unter die Lebendigen gezählt zu werden und unter seinen anderen Geschöpfen sich zu zeigen, so daß es mir wie eine Erweckung vom Tode und als die größte Gnade Gottes außer der ewigen Seligkeit hätte erscheinen müssen. ein Wesen meiner Art zu erblicken - ich zitterte nun bei der Vorstellung, einen Menschen zu sehen, und wollte in die Erde sinken vor dem bloßen Schatten oder Schein, daß ein Mensch seinen Fußstapfen auf diese Insel gedrückt habe!

So ist der wechselvolle Zustand des Menschenlebens; und das gab mir hernach, als ich mich von meinem ersten Schrecken etwas erholt hatte, Anlaß zu sehr vielen Betrachtungen. Ich sagte mir, daß dies die Lebenslage sei, die die unendlich weise und gütige Vorsehung Gottes mir zu bestimmt habe; daß es mir, der ich nicht voraussehen konnte, welchen Zweck die göttliche Weisheit mit alledem verfolgte, nicht zukäme, mich gegen die Allmacht dessen aufzulehnen, der als mein Schöpfer das unzweifelhafte Recht hätte, über mich, sein Geschöpf, unumschränkt zu herrschen und zu verfügen, und der, da ich ein Geschöpf war, das sich gegen ihn vergangen hatte, auch das richterliche Recht hatte, mich zu jeder Strafe zu verurteilen, die er für angemessen hielt; und daß

mein Teil war, mich seinem Zorn demütig zu unterwerfen, da ich gegen ihn gesündigt hatte. Danach bedachte ich, daß Gott, der nicht nur gerecht, sondern auch allmächtig ist, ebenso wie er es für angemessen gehalten hatte, mich zu bestrafen und in Not zu stürzen, auch die Macht hatte, mich zu erretten. Hielt er es aber nicht für angebracht, dies zu tun, so war es ohne Frage meine Pflicht, mich ganz und gar in seinen Willen zu fügen, und anderseits auch meine Pflicht, auf ihn zu hoffen, zu ihm zu beten und die Anordnungen und Fügungen seiner täglichen Vorsehung stille abzuwarten.

Mit solchen Gedanken verbrachte ich viele Stunden und Tage, ja ich darf sagen Wochen und Monate; und dabei kann ich eine besondere Tröstung nicht unerwähnt lassen, die diese meine Betrachtungen zur Folge hatten.

Eines frühen Morgens nämlich, als ich, noch im Bett liegend, ganz erfüllt war von Gedanken an die Gefahr, die mir von den Wilden drohte, und ganz ratlos hin und her sann, fielen mir mit einem Mal jene Worte der Schrift ein: «Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.»

Als bald erhob ich mich freudig von meinem Bett, und mein Herz war nicht nur getröstet, sondern fühlte sich auch hingetrieben und ermutigt, ernstlich zu Gott um Errettung zu beten. Als ich mein Gebet beendet hatte, nahm ich meine Bibel, schlug sie auf, und die ersten Worte, auf die mein Blick fiel, waren diese: «Harre des Herrn und sei guten Muts, und er wird dein Herz stärken; harre, sage ich, des Herrn.» Ich vermag nicht zu sagen, welchen Trost mir das gab. Ich legte daraufhin das Buch dankerfüllt nieder und war, wenigstens für diesmal, nicht länger traurig.

Mitten in diesen Ängsten und Betrachtungen kam ich eines Tages auf den Gedanken, vielleicht sei alles nur Einbildung von mir und der Fußstapfen von mir selber hinterlassen, als ich von meinem Boot ans Land kam. Dies erleichterte mich etwas, und ich redete mir gut zu, es sei wirklich alles nur Einbildung, es sei mein eigener Fuß; denn warum sollte ich nicht auf dem Weg vom Boot dorthin gekommen sein, ebensogut wie ich jetzt zu dem Boot ging? Ich sagte mir, ich könne doch nicht wissen, wo ich hingetreten sei und wo nicht; und wäre es wirklich mein eigener Fuß, so hätte ich's gemacht wie die Narren, die Gespenster spielen wollen und sich dann selber mehr als alle ändern fürchten.

Nun begann ich Mut zu fassen und wieder herumzustreifen; denn ich war drei volle Tage und Nächte nicht aus meinem Schloß gegangen, so daß ich für neuen Proviant sorgen mußte, hatte ich doch so gut wie nichts mehr im Hause außer einigen Gerstenbrot und Wasser. Auch dachte ich daran, daß meine Ziegen gemolken werden mußten, was ich gewöhnlich abends tat. Die armen Tiere waren deswegen schon sehr übel daran und einige von ihnen fast draufgegangen und ihre Milch weggetrocknet.

Da ich mir nun aber selber zuredete zu glauben, daß es nur mein eigener Fußstapfen war, ging ich zu meinem Landhaus, um meine Herde zu melken. Hätte man gesehen, mit welcher Angst ich dorthin schlich, wie oft ich mich um sah, wie ich jeden Augenblick drauf und dran war, meinen Korb hinzuwerfen und davonzulaufen,



als gälte es mein Leben, so würde man geglaubt haben, ich müsse von einem bösen Gewissen oder irgendeiner grauenvollen Angst verfolgt sein. Und so war es ja auch.

Als ich so ein paar Tage lang hingegangen war und nichts gesehen hatte, wurde ich wieder etwas kühner und dachte, daß alles wirklich nur Einbildung gewesen sei. Aber ich konnte es doch nicht ganz glauben, ehe ich nicht wieder an die Küste gegangen war und den Fußstapfen nochmals genau besehen und mit dem meinen verglichen hatte, um durch die Ähnlichkeit und die gleiche Größe festzustellen, daß es mein eigener war. Als ich aber an Ort und Stelle kam, wurde mir erstens ganz klar, daß ich unmöglich an dieser Stelle des Strandes gewesen sein konnte, und zweitens maß ich den Abdruck mit meinem eigenen Fuß und fand, daß der meine lange nicht so groß war. Dies beides störte meine Gedanken von neuem auf und beängstigte mich wieder so, daß ich Schüttelfröste bekam wie einer im Fieber, und ich eilte nach Hause in dem festen Glauben, es müsse einer oder

mehrere Menschen auf der Insel gewesen sein oder die Insel müsse selber bewohnt sein und ich würde eines Tages unversehens überfallen werden. Was ich zu meinem Schutz anstellen sollte, wußte ich nicht.

Oh, zu was für lächerlichen Entschlüssen kommen Menschen, wenn die Furcht sie packt! Sie beraubt sie aller Mittel, die der Verstand ihnen sonst zu ihrer Rettung eingeben würde. Das erste, was mir einfiel, war, alle meine Hürden und Zäune niederzureißen und alle zähmen Ziegen wieder in den Wald zu jagen, damit die Feinde sie nicht finden und die Insel nach ihnen oder anderer Beute durchsuchen sollten. Dann wollte ich meine Felder umgraben, damit sie kein Getreide anträfen und nicht sähen, daß die Insel so gut in Ordnung gehalten sei. Endlich wollte ich meine Laube und mein Zelt zerstören, damit sie keine Spur einer Wohnung fänden und dann etwa nach den Bewohnern suchten.

Dies war es, was mir in der ersten Nacht durch den Kopf ging, als ich wieder daheim war und die Angst, die mich so überfallen hatte, noch frisch und mein Kopf noch voller Wahngebilde war. So ist die Furcht vor Gefahr zehntausend mal schrecklicher als die Gefahr selber, wenn man ihr ins Auge schaut, und die Qual der Angst viel größer als das Übel, vor dem wir uns ängstigen; und was am allerschlimmsten war: ich vermochte dabei nicht, wie sonst, in frommer Ergebung Trost zu finden. Ich kam mir vor wie Saul, der nicht nur klagte, daß die Philister über ihm seien, sondern daß Gott ihn verlassen habe; denn ich tat diesmal nicht, was zur Beruhigung meines Gemüts das einzig Rechte gewesen wäre, nämlich Gott in meiner Not anrufen, wie ich zuvor getan hatte, und auf seine Vorsehung zu vertrauen, daß sie mich schützen und erretten werde. Hätte ich das getan, so hätte ich dieses neue Schrecknis mit Gottes Hilfe zum mindesten gelassener ertragen und wäre ihm mit mehr Entschlossenheit begegnet.

Dieses Durcheinander meiner Gedanken hielt mich die ganze Nacht wach; aber am Morgen schlummerte ich ein, und da mein Geist durch all das Hin und Her vollkommen erschöpft war, schlief ich sehr tief und wachte viel frischer als zuvor wieder auf. Und nun begann ich ruhiger zu denken, und als ich alles gegeneinander abgewogen hatte, kam ich zu dem Schluß, diese so ungemein liebliche, fruchtbare und nicht weit vom Festland gelegene Insel müsse doch nicht ganz so verlassen sein, wie ich geglaubt hatte. Wenn auch keine ständigen Bewohner hier lebten, so mochten doch vielleicht manchmal welche in Booten von der Küste herüberkommen, sei es mit Absicht oder durch widrige Winde verschlagen.

Ich sagte mir, daß ich ja nun schon fünfzehn Jahre hier gelebt und noch nicht den mindesten Schatten eines Menschen angetroffen hatte. Es war daher anzunehmen, daß sie, wenn sie je hierher verschlagen wurden, immer so schnell wie möglich wieder abfuhrten, da sie es ja bisher offenbar noch nie für tunlich gehalten hatten, hier festen Fuß zu fassen.

Das einzige, wovon ich also irgendwelche Gefahr zu befürchten hatte, war eine solche gelegentliche, zufällige Landung umherstreifender Leute vom Festland, die wahrscheinlich nur wider Willen hierher verschlagen wurden und daher auch nicht dableiben, sondern so schnell wie möglich wieder wegfuhrten. Höchstens vielleicht, daß sie einmal eine Nacht über an Land blieben, um die Flut und das Tageslicht abzuwarten. Und somit brauchte ich nichts zu tun, als ein sicheres Versteck ausfindig zu machen, für den Fall, daß ich irgendwelche Wilden hier landen sähe.

Nun begann ich ernstlich zu bereuen, daß ich noch einen zweiten Eingang zu meiner Höhle außerhalb der Mauer gegraben hatte, und überlegte reiflich, ob ich nicht eine zweite Umzäunung, ebenfalls im Halbkreis, anlegen sollte, in einem gewissen Abstand von der Mauer dort, wo ich vor zwölf Jahren die doppelte Reihe Bäume gepflanzt hatte. Gedacht, getan. Da ich diese Bäume ohnedies so dicht gesetzt hatte, brauchte ich nur einige Stecken dazwischenzupflanzen, damit sie noch dichter und stärker würden, und die Mauer war fertig.

So hatte ich nun eine doppelte Mauer, und die äußere war noch durch Bauholz, altes Tauwerk und was sich sonst noch dazu eignete abgedichtet. Doch hatte ich sieben Löcher gelassen, so groß, daß man einen Arm hindurch stecken konnte. Von innen verstärkte ich die Mauer noch, bis sie zehn Fuß dick war, indem ich Erde davor aufhäufte und sie feststampfte. Durch die sieben Löcher steckte ich die sieben Musketen, die ich auf dem Schiff gerettet hatte, und lagerte sie wie Kanonen auf einer Art Gestellen, gleichsam wie auf Lafetten, und zwar so, daß ich alle sieben in zwei Minuten abschießen konnte. Manch langen Monat brauchte ich, um diese Mauer zu beenden, und erst als sie fertig war, glaubte ich mich in Sicherheit.

Als dies geschehen war, bepflanzte ich den ganzen Boden vor der Mauer weit umher mit diesen weidenartigen Bäumen, die so schnell wuchsen. Ich glaube, ich setzte nahezu zwanzigtausend; doch ließ ich einen ziemlich großen Raum zwischen ihnen und der Mauer, damit ich die Feinde sehen könnte und sie keine Deckung hätten, wenn sie versuchen sollten, sich meiner äußeren Mauer zu nähern.

So hatte ich nach zwei Jahren einen dichten Hain und nach fünf oder sechs Jahren einen richtigen Wald vor meiner Wohnung, so dicht und stark, daß er schlechthin undurchdringlich war. Und kein Mensch der Welt konnte irgend etwas dahinter vermuten, geschweige denn eine Wohnung. Zum Ein- und Ausgehen hatte ich zwei Leitern gemacht; die eine führte auf einen niedern Felsvorsprung, an den ich die andere anlegen konnte, so daß, wenn beide Leitern weggenommen waren, kein lebender Mensch zu mir herunterkommen konnte, ohne zu verunglücken, und wenn es auch wirklich einem gelungen wäre, wäre er doch immer erst vor meiner äußeren Mauer gewesen.

So traf ich alle Maßnahmen zu meinem Schutz, die menschliche Voraussicht nur zu ersinnen vermag; und man wird später sehen, daß sie nicht ganz überflüssig waren, obwohl ich damals noch nichts anderes voraussah, als was meine Furcht mir eingab.

Während dieser Arbeit versäumte ich trotzdem nicht meine anderen Geschäfte. Besonders machte ich mir große Sorge um meine kleine Ziegenherde. Sie versorgte mich nachgerade schon zur Genüge und ersparte mir nicht nur Pulver und Blei, sondern auch die Mühe der Jagd nach den wilden Ziegen, und es wäre mir sehr leid gewesen, diesen Vorteil zu verlieren und mit der ganzen Zucht von vorne anzufangen. Nach langem Besinnen fand ich zwei Wege, um sie mir zu erhalten, nämlich entweder an einem bestimmten Platz eine unterirdische Höhle zu graben und sie jede Nacht hineinzutreiben oder aber zwei oder drei kleine Grundstücke, entfernt voneinander und so verborgen wie möglich, zu umzäunen, in deren jedem ich ungefähr ein halbes Dutzend junger Ziegen halten könnte, damit, wenn wirklich der Hauptherde ein Unglück zustieße, ich mir mit wenig Zeit und Mühe eine neue aufziehen könnte. Und dies schien mir, obgleich es viel Zeit und Arbeit kosten würde, doch das gescheiteste zu sein.

Ich suchte also lange nach den verstecktesten Plätzen der Insel und entschloß mich endlich für einen, der so entlegen war, wie ich nur wünschen konnte. Es war ein kleines, feuchtes Stück Land mitten im dichten Wald, wo ich mich ehemals auf der Rückkehr von der Ostseite der Insel fast verirrt hätte.



Hier also fand ich eine Lichtung von ungefähr drei Morgen, so von Gehölz wie von einer natürlichen Hürde umgeben, daß ich lange nicht soviel Mühe damit hatte wie zuvor. Ich machte mich gleich an die Arbeit, und in weniger als einem Monat hatte ich es rundherum eingezäunt, so daß meine Herde, die schon nicht mehr so wild war wie im Anfang, ganz sicher darin war. Unverweilt trieb ich nun zehn Ziegen und zwei Böcke hinein, und als sie drin waren, fuhr ich fort, die Hürde zu vervollkommen, bis sie ganz undurchdringlich war wie die andere; ich betrieb es jedoch diesmal gemächlicher und brauchte viel mehr Zeit dazu.

Alle diese Arbeiten unternahm ich lediglich aus Angst wegen der menschlichen Fußspur, die ich entdeckt halte; denn irgendein menschliches Wesen hatte ich bis jetzt der Insel noch nicht nahe kommen sehen, und ich hatte nun schon zwei Jahre in dieser Unruhe gelebt, was mein Dasein wirklich viel unbehaglicher machte, als es gewesen war, wie sich jeder denken kann, der weiß, was es heißt, unter dem ständigen Druck der Menschenfurcht zu leben. Hierzu muß ich mit Kummer bemerken, daß die Unruhe meines Gemüts auch großen Einfluß auf mein religiöses Empfinden hatte; denn die Angst und das Entsetzen, in die Hände von Wilden und Kannibalen zu fallen, lag mir so auf der Seele, daß ich nur selten in der Stimmung war, mich an meinen Schöpfer zu wenden, zum mindesten nicht mit der Seelenruhe und Gottergebenheit, wie ich es gewöhnt war; vielmehr betete ich zu Gott immer nur mit bedrücktem, beängstigtem Gemüt, als ein von Gefahren Umgebener, der jede Nacht daraufgefaßt war, noch vor dem nächsten Morgen ermordet und aufgeessen zu werden; und ich muß aus meiner Erfahrung bezeugen, daß man mit einem ruhigen, dankerfüllten und liebevollen Herzen viel besser beten kann als mit einem geängstigten und verstörten. Ein unter dem Druck der Angst vor einem drohenden Unheil stehender Mensch ist zu einem wahrhaft trostbringenden Gebet zu Gott ebenso unfähig wie ein auf dem Siechbett Liegender zur Reue. Denn diese Beunruhigungen beeinflussen das Gemüt ebenso wie die anderen den Körper, und die seelische Störung ist ebenso hemmend wie die körperliche, ja noch viel mehr, da Beten ein Tun der Seele ist und nicht des Körpers.

Nachdem ich so einen kleinen Teil meines lebenden Fleischvorrats in Sicherheit gebracht hatte, lief ich auf der ganzen Insel umher, um noch ein anderes Versteck für einen zweiten solchen Stall zu finden. Als ich dabei eines Tages weiter als je an das Westende kam und ins Meer hinausschaute, glaubte ich in großer Entfernung auf See ein Boot zu sehen. Ich hatte zwar ein oder zwei Ferngläser in einer der Schiffsladen gefunden, hatte aber keines bei mir, und das Boot war so weit entfernt, daß ich es nicht recht erkennen konnte, obwohl ich hinschaute, bis mir die Augen fast blind wurden und ich es aufgeben mußte. Ich beschloß jedoch, niemals mehr ohne Fernglas in der Tasche auszugehen.

Als ich den Hügel hinab an das Ende der Insel kam, wo ich in der Tat noch nie gewesen war, wurde mir mit einem Male klar, daß Fußspuren auf dieser Insel nicht eben etwas so Seltenes waren, wie ich geglaubt hatte, und daß ich nur durch eine gütige Vorsehung gerade an den Teil der Insel verschlagen worden war, wohin die Wilden niemals kamen. Es ging mir nun ein Licht darüber auf, daß sie, wenn sie vom Festland aus mit ihren Kanoes zu weit ins Meer gerieten, diese Seite der Insel gleichsam als Hafen anliefen, und auch, daß sie in ihren Kanoes ihre Kämpfe ausfochten und daß die Sieger ihre Gefangenen dann an diese Küste schleppten und nach ihrem schrecklichen Kannibalenbrauch totschlugen und fraßen. Doch hiervon später.

Als ich nämlich vom Hügel herunter an die Küste, also, wie gesagt, an die Südwestspitze der Insel kam, sah ich mit tiefer Bestürzung, ja mit entsetzlichem, unbeschreiblichem Grauen, daß der Strand mit Schädeln, Händen, Füßen und anderen menschlichen Knochen bedeckt war, und in demselben Augenblick sah ich auch einen Platz, wo Feuer gebrannt hatte, und einen Kreis wie eine Kochgrube, wo offenbar die wilden Ungeheuer bei dem unmenschlichen Fest über den Leibern ihrer Mitmenschen gesessen hatten.

Ich war über diesen Anblick so entsetzt, daß ich lange Zeit gar nicht an meine eigene Gefahr dachte. All meine Furcht wurde von der Vorstellung solcher viehischen, höllischen Roheit und der Empörung über solche Verwilderung der menschlichen Natur verdrängt.

Obgleich ich oft genug davon gehört hatte, hatte ich mir doch nie einen Begriff davon gemacht. Kurzum, ich wandte mich von dem schrecklichen Schauspiel ab, mir wurde übel, und ich war eben daran, ohnmächtig zu werden, als die Natur sich half und ich mich mit solcher Heftigkeit erbrechen mußte, daß mir davon etwas leichter wurde. Aber ich konnte nicht einen Augenblick länger an dem Ort bleiben, sondern stieg in aller Eile wieder auf den Hügel und schlug den Heimweg ein.



Als ich ein Ende von dem Ort weg war, blieb ich eine Weile wie erstarrt stehen, und nachdem ich mich etwas erholt hatte, schaute ich mit der innigsten Ergriffenheit nach oben und dankte Gott mit einer Flut von Tränen in den Augen, daß er mich in einem Teil der Welt hatte geboren werden lassen, wo die Menschen, und also auch ich, keine solchen bestialischen Geschöpfe waren, und daß er, so jammervoll mir meine gegenwärtige Lage anfangs erschienen war, mir dennoch so viele Tröstungen hatte zuteil werden lassen, daß ich mehr zu danken als zu klagen hatte, vor allem dafür, daß er mich gerade in diesem elenden Zustand mit der Erkenntnis seiner selbst und der Hoffnung auf seinen Segen getröstet hatte -ein Glück, das all das Elend mehr als aufwog, das ich erduldet hatte und jemals noch erdulden konnte.

In dieser dankbaren Stimmung ging ich heim in meine Burg und fühlte mich jetzt sicherer als je, da ich nun zu wissen glaubte, daß diese Unmenschen nie auf die Insel kamen, um nach Beute zu suchen.

Nein, sie suchten und wollten und erwarteten sicherlich nichts hier, und zweifellos waren sie schon oft bis in den bewaldeten Teil der Insel heraufgedrungen, ohne etwas zu finden, was ihnen dienlich war. Ich war ja nun doch schon fast achtzehn Jahre hier und hatte in all der Zeit nicht die geringste Spur von menschlichen Fußstapfen gefunden, und so konnte ich gewiß noch weitere achtzehn Jahre so völlig verborgen bleiben, wie ich es jetzt war, da mir nur daran lag, mich an meinem Ort völlig verborgen zu halten und mich nur dann bemerkbar zu machen, wenn etwa bessere Geschöpfe mir zu Gesicht kamen als diese Menschenfresser.

Trotzdem blieb mir solcher Ekel vor diesen Wilden und ihrer scheußlichen Gewohnheit, sich gegenseitig zu verschlingen und zu fressen, daß ich ganz nachdenklich und schwermütig wurde und mich wohl zwei Jahre lang in meinem Bereich stille hielt. Wenn ich Bereich sage, so meine ich meine drei Siedelungen, nämlich meine Burg, meinen Landsitz und die Hürden im Walde. Diese meine Ziegenställe waren das einzige, worum ich mich kümmerte. Mein Abscheu vor jenen Höllenhunden war so groß, daß mir mehr graute, sie zu sehen, als den Teufel selber. Ich besuchte auch mein Boot während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal, sondern dachte daran, mir ein neues zu bauen, weil ich auf keinen weiteren Versuch mehr sinnemochte, das Boot um die Insel herum zu bringen; denn wäre ich auf See an diese Bestien geraten, so wußte ich, was mir geschehen wäre.

Allein die Zeit und die Zuversicht, daß ich nicht zu fürchten brauchte, von ihnen entdeckt zu werden, befreiten mich allmählich etwas von dem Alpdruck, und ich lebte wieder wie früher, nur mit dem Unterschied, daß ich mehr Vorsicht übte und meine Augen offener hielt. Vor allem hütete ich mich zu schießen, damit sie nicht etwa den Knall hörten. Nun kam es mir doppelt zugute, daß ich mit zahmen Ziegen versorgt war und nicht mehr im Walde zu jagen und nach ihnen zu schießen brauchte; wenn ich jetzt noch welche fing, tat ich es mit Fallen oder Schlingen wie zuvor, so daß ich wohl die ganzen zwei Jahre über mein Gewehr nicht einmal abfeuerte, obgleich ich es immer mitnahm. Auch trug ich immer zwei von den geretteten Pistolen bei mir in meinem Ziegenniedergürtel. Desgleichen schliff ich einen der großen Hirschfänger und machte mir einen Gürtel dazu, so daß ich nun - wenn man zu meiner vorigen Selbstbeschreibung noch die zwei Pistolen und den Hirschfänger fügt, der als großes Breitschwert, aber ohne Scheide, an meiner Seite hing - höchst fürchterlich anzuschauen war, wenn ich aus meiner Burg auszog. So ging mein Leben eine Zeitlang weiter, und, abgesehen von diesen Vorsichtsmaßnahmen, war alles wieder so still und friedlich wie zuvor. Es kam mir wieder mehr und mehr zu Gemüte, wie weit meine Lage davon entfernt war, trostlos zu sein, verglichen mit derjenigen anderer und mit dem Schlimmeren, das Gott über mich hätte verhängen können, wenn es ihm gefallen hätte, und ich sagte mir



aufs neue, wieviel weniger die Menschen über ihre Lebensumstände murren und klagen würden, wenn sie sie mit schlimmeren vergleichen und dankbar sein würden, anstatt sich immer nur mit denen zu vergleichen, denen es besser geht, und dadurch ihrer Unzufriedenheit immer neue Nahrung zu geben.

Ich konnte mich nun wirklich kaum noch auf etwas besinnen, das mir fehlte, so daß es mir fast scheinen wollte, als habe die Angst vor den Wilden und der einzige Gedanke an meine Sicherheit mir die Erfindungsgabe für alles übrige genommen. Unter anderem kam dadurch ein Plan in Vergessenheit, an den ich früher oft gedacht hatte, nämlich, aus meiner Gerste Malz zu machen und mir dann Bier daraus zu brauen. Das war zwar ein närrischer Einfall, über den ich selber oft hatte lachen müssen; denn ich sah im voraus, daß mir die nötigsten Dinge zum Bierbrauen fehlten: erstens Fässer, um es zu verwahren; denn dies war etwas, was ich, wie schon gesagt, nie zustande brachte, obwohl ich viele Tage, ja Wochen und Monate daran wandte. Ferner hatte ich keinen Hopfen, um das Bier haltbar zu machen, keine Hefe, um es zum Gären zu bringen, und keinen Kessel, um es zu kochen. Und trotzdem, wenn nicht all die Aufregung und Angst wegen der Wilden dazwischengekommen wäre, so würde ich es doch versucht haben; denn ich gab nur selten etwas unverrichteter Sache wieder auf, wenn ich mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, überhaupt damit anzufangen.

Aber jetzt war ich auf ganz etwas anderes aus. Tag und Nacht konnte ich nichts anderes mehr denken, als wie ich wohl einige dieser Ungeheuer bei ihrem grausamen, blutigen Unternehmen töten und womöglich das Opfer, das sie herschleppen würden, erretten könnte. Es würde ein dickeres Buch geben, als ich schreiben will, wenn ich all die Pläne erzählen sollte, die ich ausheckte oder über denen ich brütete, um diese Bestien umzubringen oder wenigstens so einzuschüchtern, daß ihnen das Wiederkommen verginge. Aber es waren alles lauter Fehlgeburten, und nichts ließ sich ausrichten, wenn ich mich nicht selber unter sie getraute. Was hätte aber ein Mann gegen sie vermocht, wenn ihrer vielleicht zwanzig oder dreißig waren, mit ihren Speeren. Bogen und Pfeilen, mit denen sie ebensogut zu treffen wußten wie ich mit meinem Gewehr?

Manchmal dachte ich daran, ein Loch unter ihren Feuerplatz zu graben und ein paar Pfund Schießpulver hineinzutun, welches dann beim Anzünden des Feuers explodieren und alles vernichten würde, was in der Nähe war. Aber erstens wäre es unsinnig gewesen, soviel Pulver zu verschwenden, da mein Vorrat jetzt bis auf ein Fäßchen zusammengeschmolzen war, und dann war ich auch nicht sicher, ob es zur rechten Zeit hochgehen

würde, und vielleicht würde es ihnen auch nicht mehr tun, als ihnen das Feuer um die Ohren blasen und sie erschrecken, aber nicht so, daß sie für immer genug hätten. So gab ich das auf und beschloß, mich lieber an einem geeigneten Platz mit meinen drei geladenen Doppelläufern in den Hinterhalt zu legen und mitten in ihr blutiges Fest hineinzuknallen, wobei ich sicherlich mit jedem Schuß zwei oder drei verwunden oder töten würde. Dann wollte ich mit meinen Pistolen und meinem Schwert über sie herfallen und sie, wenn ihrer auch zwanzig wären, allesamt niedermachen. Dieser Gedanke hielt mich einige Wochen in Atem, und ich war so voll davon, daß ich oft davon träumte und im Schlaf wacker unter die Wilden hineinschoß.

Ich ging in meinem Zorn so weit, daß ich mehrere Tage herumlief, um den rechten Platz für besagten Hinterhalt zu finden. Ich ging oft an die Landungsstelle der Wilden selber, die mir mittlerweile vertrauter geworden war, und sosehr mein Gemüt auch schon von Rachegeanken erfüllt war und von dem Verlangen, ihrer zwanzig oder dreißig blutig über die Klinge springen zu lassen, wurde mein Zorn durch den Abscheu vor dem Ort und den Spuren der barbarischen Gesellen, die einander auffraßen, jedesmal von neuem aufgestachelt.

Schließlich fand ich einen Platz seitwärts an einem Hügel, an dem ich ungefährdet lauern konnte, bis ich eines ihrer Boote kommen sah, um mich dann, ehe sie landeten, ungesehen in das Dickicht zurückzuziehen, wo ich mich in einem geräumigen Loch ganz verkriechen konnte. Hier wollte ich sitzen, sie bei ihrem blutigen Treiben beobachten und dann ihre Köpfe recht aufs Ziel nehmen, wenn sie so dicht beieinander wären, daß ich sie unmöglich verfehlen könnte, sondern auf den ersten Schuß drei oder vier verwunden mußte.

An diesem Ort also wollte ich meinen Anschlag ausführen und machte daher meine zwei Musketen und meine gewöhnliche Jagdflinte fertig. Jede der Musketen lud ich mit ein paar Stück Eisen und vier oder fünf kleineren Kugeln, die Vogelflinte aber mit nahezu einer Handvoll größten Schrotos. Die Pistolen lud ich mit je vier Kugeln. Auch versorgte ich mich mit Munition für eine zweite und dritte Ladung.

Nachdem ich mir so den Plan für meinen Überfall zurechtgelegt und in meiner Einbildung schon in die Tat umgesetzt hatte, ging ich jeden Morgen auf die Spitze des Hügels, der von meiner Burg drei Meilen oder mehr entfernt war, um aufzupassen, ob sich ein Boot der Insel näherte. Aber nachdem ich zwei oder drei Monate unausgesetzt Wache gehalten hatte und immer heimkam, ohne etwas gesehen zu haben, so weit meine Augen oder mein Glas reichten, wurde ich des beschwerlichen Handelns müde. Solange ich meinen täglichen Streifzug auf den Hügel machte, blieb ich auch fest bei meinem Anschlag, und mein Gemüt war in der richtigen Verfassung für eine so grausame Hinrichtung von zwanzig oder dreißig nackten Wilden wegen eines Verbrechens, über das ich mir weiter noch keine Gedanken gemacht hatte. Ich war nur eben leidenschaftlich erregt durch den Abscheu, den ich empfand gegen den widernatürlichen Brauch dieser Eingeborenen, über die es die Vorsehung in ihrer weisen Einrichtung der Welt verhängt hatte, daß sie keinen anderen Führer hatten als ihre eigenen abscheulichen und verderbten Triebe und infolgedessen, vielleicht schon seit grauen Zeiten, dem Schicksal überlassen blieben, so gräßliche Dinge zu vollführen und so entsetzlichen Bräuchen zu huldigen, wie nur eine völlig von Gott verlassene und höllisch entartete Natur sie ihnen eingeben konnte. Jetzt aber, da ich, wie gesagt, der fruchtlosen Ausflüge müde wurde, die ich jeden Morgen unternommen hatte, änderte sich auch meine Ansicht über die Sache, und ich dachte kühler und ruhiger darüber nach, worauf ich mich eigentlich hatte einlassen wollen. Welches Recht oder welchen Beruf hatte ich, mich als Richter und Rächer über diese Menschen zu stellen, denen der Himmel seit Menschengedenken ungestraft erlaubt hatte, aneinander die Vollstrecker seines Gerichtes über sie zu sein? Inwiefern hatten die Leute an mir gefrevelt, und was für ein Recht hatte ich, mich in ihre Streitigkeiten zu mischen, bei denen sie gegenseitig ihr Blut vergossen? Ich ging darüber sehr oft mit mir selber zu Rate und fragte mich: Wie kann ich wissen, wie Gott in diesem besonderen Fall richten würde? Es ist gewiß, daß diese Leute ihre Schändlichkeiten nicht als Verbrechen begehen. Sie handeln nicht gegen ihr eigenes Gewissen. Sie wissen nicht, daß es ein Unrecht ist, und tun es also auch nicht, wie wir Christen meist in unseren Sünden, aus Trotz gegen die göttliche Gerechtigkeit. Sie halten es ebensowenig für ein Verbrechen, einen Kriegsgefangenen umzubringen, wie wir, wenn wir einen Ochsen schlachten, und essen Menschenfleisch, wie wir Hammelfleisch essen.

Als ich dies alles erwogen hatte, mußte ich zu dem Schluß kommen, daß ich sicherlich unrecht hätte; daß diese Leute keine Mörder seien, ebensowenig wie die Christen Mörder sind, die oft ihre in der Schlacht gemachten Gefangenen töten oder noch öfter ganze Scharen von Menschen bei jeder Gelegenheit ohne Pardon über die Klinge springen lassen, wenngleich sie die Waffen gestreckt und sich ergeben haben. Diese Betrachtungen gaben mir gleichsam einen Ruck, daß ich innehielt und nach und nach meinen Anschlag fahrenließ, in der Erkenntnis, daß ich übelgetan mit meinem geplanten Strafgericht über die Wilden.

Weiter bedachte ich, daß, obwohl der Brauch, den sie gegeneinander übten, so bestialisch und unmenschlich war, mich dieses in Wahrheit ja gar nichts anging. Diese Menschen hatten mir nichts zuleide getan. Hätten sie mich angegriffen oder wäre es zu meiner Selbsterhaltung nötig gewesen, über sie herzufallen, so hätte sich etwas dafür sagen lassen; aber das lag bis jetzt ja noch nicht in ihrer Macht; sie wußten ja noch gar nichts von mir und führten folglich auch nichts gegen mich im Schilde, und deshalb hatte ich auch kein Recht, sie zu überfallen. Denn damit hätte ich ja auch alle die Barbareien gerechtfertigt, die die Spanier in Amerika begingen, wo sie Millionen der Menschen dort umbrachten, die zwar Götzendiener und Barbaren waren und allerlei blutige und barbarische Bräuche hatten, wie zum Beispiel, daß sie ihren Götzen Menschenopfer darbrachten, die aber trotzdem für die Spanier völlig unschuldige Leute waren, daher ja heutzutage sogar von den Spaniern selbst und von allen anderen christlichen Völkern Europas nur mit dem größten Abscheu und Entsetzen von dieser

Ausrottung gesprochen wird als von einer bloßen Schlächterei, einer blutigen und widernatürlichen Grausamkeit, die weder vor Gott noch vor den Menschen zu rechtfertigen ist und durch die der bloße Name «Spanier» für alle Völker, bei denen Menschlichkeit und christliches Mitgefühl etwas gilt, zu einem Schrecken und Greuel geworden ist, gleich als täte sich das Königreich Spanien besonders hervor durch Erzeugung einer Menschenrasse ohne alle Grundsätze der Nächstenliebe und ohne das einfachste Mitgefühl mit den Leidenden, das doch allenthalben als Merkmal edler Gesinnung gilt.

Die Betrachtungen gaben mir gleichsam einen Ruck, daß ich innehielt und nach und nach mein Vorhaben fahrenließ, in der Erkenntnis, daß ich unrecht hatte mit meinem geplanten Strafgericht über die Wilden; daß es nicht meine Sache war, mich mit ihnen einzulassen, außer wenn sie mich zuerst angriffen, und daß es mir nur oblag, dem womöglich zuvorzukommen. Entdeckten sie mich aber und griffen mich an, dann wußte ich, was ich zu tun hatte. Andererseits sagte ich mir aber auch, daß das ja in Wahrheit gar nicht zu meiner Errettung führen würde.

Andererseits überzeugte ich mich auch, daß dies nicht der rechte Weg sei zu meiner Befreiung, sondern vielmehr zu meinem eigenen gänzlichen Verderben. Denn falls ich nicht wirklich mit Sicherheit alle Wilden, die auf die Insel kamen oder je kommen würden, töten konnte, wenn vielmehr auch nur einmal einer entwischt wäre und seinen Landsleuten erzählt hätte, was geschehen sei, so wären sie zu Tausenden herübergekommen, um den Tod ihrer Kameraden zu rächen, und ich hätte mir selber mein sicheres Verderben auf den Hals gelockt. Kurzum, ich kam zu dem Schluß, daß es weder gut noch klug von mir wäre, mich in diesen Handel zu verwickeln, sondern daß ich mich, so gut ich konnte, vor ihnen verstecken und nicht die geringste Spur hinterlassen müßte, die sie daraufbringen könnte, daß irgendein menschliches Wesen auf der Insel sei.

Die Stimme der Religion vereinte sich mit diesen Stimmen der Klugheit, und ich war nun auf vielfache Weise überzeugt, daß ich durchaus die mir gesteckten Grenzen überschritt mit meinen blutdürstigen Plänen zur Vernichtung unschuldiger Geschöpfe. Für mich unschuldig, meine ich. Was die Verbrechen betrifft, deren sie sich gegeneinander schuldig machten, so gingen sie mich nichts an; sie waren eine Sache dieses Volksstammes, und ich mußte sie der Gerechtigkeit Gottes anheimstellen, der der Herr über alle Völker ist und durch Bestrafung eines ganzen Volkes gerechte Vergeltung für die Untaten eines ganzen Volkes zu üben und öffentliches Gericht über diejenigen zu bringen weiß, die auf öffentliche Art Übles tun, auf weiche Weise auch immer es ihn am besten dünkt.

Dies stand mir jetzt so klar vor Augen, daß ich von ganzem Herzen froh war, von etwas abgebracht worden zu sein, wovon ich nun so guten Grund hatte zu glauben, daß es keine geringere Sünde gewesen wäre als ein vorsätzlicher Mord; und ich dankte Gott in tiefster Demut auf meinen Knien, daß er mich so vor Blutschuld bewahrt hatte, und flehte ihn um den Schutz seiner Vorsehung, auf daß ich nicht den Wilden in die Hände fiel oder mich an ihnen vergriffe, es sei denn, auf deutlicheren Befehl vom Himmel, zur Verteidigung meines Lebens.

In dieser Stimmung blieb ich fast ein Jahr lang, und jeglicher Wunsch nach einer Gelegenheit, über diese Schelme herzufallen, war mir so ganz vergangen, daß ich niemals wieder auf den Hügel stieg, um auszuschaun, ob welche von ihnen in Sicht wären, oder festzustellen, ob welche von ihnen dort an Land gewesen wären oder nicht; denn ich wölke mich nicht der Versuchung aussetzen, mein Vorhaben gegen sie wieder aufzunehmen oder vielleicht einen sich gerade bietenden Vorteil auszunützen, um über sie herzufallen. Nur holte ich mein Boot von der anderen Seite der Insel herüber und brachte es in eine kleine Bucht unter einem hohen Felsen, in die sich die Wilden mit ihren Kanoes wegen der Strömung nie hineingetrauen konnten.

Zugleich mit dem Boot schaffte ich auch alles Zubehör fort, das ich dort gelassen hatte, nämlich einen Mast und ein Segel, die ich dafür angefertigt hatte, und ein Ding ähnlich einem Anker, obwohl es eigentlich weder Anker noch Ankerhaken genannt werden konnte; aber etwas Besseres hatte ich nicht zustande gebracht. Alles das brachte ich fort, damit nicht die geringste Spur eines Bootes oder einer Behausung auf der Insel entdeckt werden könnte.

Überdies lebte ich zurückgezogener denn je und kam selten aus meinem Zelt hervor außer zu meinen gewöhnlichen Geschäften, nämlich um meine Ziegen zu melken und nach meiner kleinen Herde im Walde zu sehen, was ganz ungefährlich war, da sie in einem ganz anderen Teil der Insel hauste. Sicher ist, daß diese Wilden, die manchmal die Insel heimsuchten, niemals mit der Absicht kamen, hier irgend etwas zu erbeuten, und sich deshalb auch nie von der Küste entfernten. Ich malte mir jedoch mit Schrecken noch nachträglich aus, was wohl geschehen wäre, wenn ich vormals plötzlich auf sie gestoßen und entdeckt worden wäre, als ich noch nackt und unbewaffnet, nur mit einer Flinte, die oft bloß mit kleinem Schrot geladen war, kreuz und quer auf der ganzen Insel umhergelaufen war. Was für ein Schreck wäre es gewesen, wenn ich anstatt der Fußspur fünfzehn oder zwanzig Wilde zu Gesicht bekommen hätte, die mir nachgesetzt wären, und denen ich bei ihrer Geschwindigkeit unmöglich hätte entweichen können!

Bei diesem Gedanken sank mir oft das Herz in der Brust, und es wurde mir so elend zumute, daß ich mich lange nicht erholen konnte. Was hätte ich in einem solchen Falle tun sollen? Ich wäre nicht nur außerstande gewesen, ihnen Widerstand zu leisten, sondern auch nicht geistesgegenwärtig genug, um zu tun, was ich unter den damaligen Umständen allenfalls hätte tun können, geschweige denn das, wozu ich erst jetzt nach so viel Überlegen und Vorbereiten fähig war. Kein Wunder, daß mir noch nachträglich bei dieser Vorstellung sehr bange wurde.



Das hielt manchmal eine lange Weile an; aber zum Schluß löste es sich alles in Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die mich ohne mein Wissen vor so großer Gefahr behütet und mich vor einem Unheil bewahrt hatte, aus dem ich selbst mich nicht hätte erretten können, da ich ja damals nicht die geringste Ahnung hatte, daß mir so etwas drohen und überhaupt möglich sein könnte.

Dies rief wieder einen Gedanken in mir wach, der mir schon früher oft gekommen war, als mir zuerst die Augen aufgegangen waren für die gnädigen Fügungen des Himmels in den Gefahren, die wir in diesem Leben laufen: der Gedanke nämlich, wie wunderbar wir oft vor Unheil behütet werden, von dem wir gar nichts wissen, und wie uns oft, wenn wir zweifeln oder zögern, ob wir diesen oder jenen Weg gehen sollen, ein heimlicher Wink innerlich auf diesen Weg weist, obwohl wir eigentlich jenen einschlagen wollten. Verstand, Neigung oder geschäftliches Interesse mögen uns zu dem anderen Weg raten; aber eine seltsame Einwirkung auf unser Gemüt, wir wissen nicht, woher sie kommt, noch welche Macht sie ausübt, bestimmt uns trotzdem, jenen Weg zu gehen. Und nachher zeigt sich dann, daß, wenn wir den Weg gegangen wären, den wir eigentlich unserer Meinung nach hätten gehen sollen, es zu unserem Schaden und Verderben gewesen wäre. Infolge dieser und vieler ähnlicher Betrachtungen machte ich es mir hernach zur festen Regel: wenn immer ich einen solchen heimlichen Wink oder Drang, etwas zu tun oder zu lassen oder diesen oder jenen Weg zu gehen, in mir verspürte, alsdann jederzeit diesem heimlichen Gebot zu folgen, wenngleich ich keinen anderen Grund dazu sah als eben diesen inneren Drang oder Wink. Ich könnte viele Beispiele anführen für den guten Erfolg dieses Verhaltens im Laufe meines Lebens, besonders aber während der späteren Zeit meines Aufenthalts auf dieser Unglücksinsel, ganz abgesehen von vielen Fällen schon vorher, auf die ich wahrscheinlich geachtet hätte, wenn ich damals schon mit denselben Augen gesehen hätte, mit denen ich jetzt sah. Aber zum Klugwerden ist es nie zu spät, und ich kann allen denkenden Menschen, deren Leben von so außergewöhnlichen oder auch nicht so außergewöhnlichen Ereignissen wie das meine begleitet ist, nur anraten, solche heimlichen Fingerzeige der Vorsehung nicht unbeachtet zu lassen, von welcher unsichtbaren Intelligenz auch immer sie kommen mögen; darüber will ich nicht reden und vermag es auch wohl nicht zu erklären; aber sicherlich sind sie ein Beweis für den Verkehr der Geister miteinander und für die geheime Verbindung zwischen den verkörperten und den körperlosen, ein Beweis, der nicht bestritten werden kann. Ich werde noch Gelegenheit haben, einige höchst bemerkenswerte Beispiele dafür aus der letzten Zeit meines einsamen Aufenthalts an diesem traurigen Ort anzuführen. Ich denke, der Leser wird sich nicht darüber wundern, wenn ich gestehe, daß all diese Angst und die ständigen Gefahren, in denen ich lebte, all meinen Erfindungen und Arbeiten, mit denen ich mir mein ferneres Leben behaglicher einrichten wollte, ein Ende machten. Es war mir jetzt mehr um meine Sicherheit als um meine Nahrung zu tun. Ich hütete mich, einen Nagel einzuschlagen oder einen Zweig im Walde abzubrechen, aus Angst, das Geräusch, das ich machte, könnte gehört werden. Noch viel weniger würde ich ein Gewehr abgeschossen haben, und vor allem wagte ich nicht, Feuer zu machen, da der Rauch bei Tage weithin sichtbar gewesen wäre. Infolgedessen verlegte ich alle Arbeiten, zu denen ich Feuer brauchte, wie das Brennen von Töpfen und Pfeifen usw., in meine neue Wohnung im Walde, wo ich zu meiner unaussprechlichen Freude nach einiger Zeit eine natürliche Erdhöhle entdeckte, die weit in den Felsen hineinführte und in die sich sicherlich kein Wilder noch sonst jemand hineingewagt haben würde, der nicht, wie ich, einen sicheren Unterschlupf suchte.

Der Eingang zu dieser Höhle lag am Fuße eines großen Felsens, wo ich durch bloßen Zufall (würde ich sagen, wenn ich nicht guten Grund hätte, diese Dinge alle der Vorsehung zuzuschreiben) einige dicke Äste abhieb, um Holzkohle zu machen. Ehe ich jedoch weitergehe, muß ich zuvor den Grund angeben, warum ich Holzkohle machte. Ich fürchtete mich, wie gesagt, Rauch bei meiner Wohnung zu machen, und gleichwohl konnte ich nicht leben, ohne mir mein Brot zu backen, mein Fleisch zu kochen usw. So verfiel ich darauf, hier etwas Holz unter Torf zu brennen, wie ich es in England gesehen hatte, bis es zu Kohle wurde, machte dann das Feuer aus, trug die Kohlen heim und benutzte sie, wo ich sonst Feuer gebraucht hatte.



Doch dies nebenbei. Als ich hier nun etwas Holz abhieb, entdeckte ich hinter einem dichtbelaubten Ast im niederen Gestrüpp eine Art Höhle. Ich war neugierig, hineinzuschauen, und gelangte mit einiger Mühe in die Öffnung. Ich fand sie ziemlich groß, so daß ich aufrecht darin stehen konnte und vielleicht noch einer neben mir Platz gehabt hätte. Aber ich muß gestehen, ich kam viel geschwinder wieder heraus als hinein. Denn als ich tiefer in die Höhle schaute, sah ich in der Finsternis zwei große, funkelnde Augen. Ob vom Satan oder einem Menschen, wußte ich nicht. Sie glänzten wie zwei Sterne, da der Schimmer Licht vom Eingang der Höhle her gerade auf sie fiel und sich in ihnen spiegelte.

Gleichwohl erholte ich mich nach einiger Zeit, schalt mich selber tausendmal einen Narren und hielt mir vor, wer sich fürchte, den Teufel zu sehen, müßte ja wohl nicht zwanzig Jahre einsam auf einer Insel gelebt haben, und ich dürfte getrost glauben, daß nichts Erschrecklicheres als ich selber in der Höhle sei. Auf diese Weise machte ich mir Mut, holte eine große Fackel und ging schnell wieder hinein mit dem brennenden Stock in der Hand. Ich war noch keine drei Schritte weit, als ich noch heftiger als vorher erschrak; denn ich hörte einen lauten Seufzer, wie von jemandem, der Schmerzen hat; dann folgten ein paar gebrochene Laute wie halb gestammelte Worte und dann wieder ein tiefer Seufzer. Ich wich wieder zurück und war wirklich so erschrocken, daß mir der kalte Schweiß ausbrach, und wenn ich einen Hut aufgehabt hätte, will ich nicht beschwören, daß meine Haare ihn nicht hochgehoben hätten. Aber ich nahm von neuem all meinen Mut zusammen und sagte mir, daß Gottes Macht und Wille allgegenwärtig sei und mich beschützen werde. Darauf drang ich nochmals vor, und beim Scheine der Fackel, die ich etwas über meinen Kopf hielt, sah ich einen alten, grauenhaft scheußlichen Ziegenbock, der gerade gleichsam sein Testament machte, in den letzten Zügen lag und vor Alter verenden wollte. Ich stieß ihn ein wenig an, um zu versuchen, ob ich ihn nicht herausbringen könnte. Er bemühte sich aufzustehen, war aber zu schwach, und ich dachte mir, er könnte ebensogut da liegen bleiben; denn wenn er mich so erschreckt hatte, würde er gewiß auch einen Wilden, der sich hier etwa hereinwagte, verscheuchen.



Ich hatte mich nun von meinem Schreck völlig erholt, begann mich umzuschauen und fand, daß die Höhle nur sehr klein war, nämlich etwa zwölf Fuß lang, aber ganz unregelmäßig, weder rund noch viereckig, da keine Menschenhand daran geführt, sondern die Natur allein sie geschaffen hatte. Ich merkte auch, daß sie noch tiefer hineinging, aber so niedrig, daß ich auf Händen und Knien kriechen mußte, ohne jedoch an ein Ende zu kommen. Da ich keine Kerze hatte, gab ich es nach einiger Zeit auf, beschloß jedoch, morgen mit Kerzen und einem Feuerzeug wiederzukommen, das ich mir aus dem Schloß einer Muskete und einer Zündschnur gemacht hatte.

Am nächsten Tage kehrte ich also mit sechs großen Kerzen zurück, die ich mir selber aus Ziegentalg gemacht hatte. Ich mußte durch besagten niedrigen Teil fast zehn Schritte weit auf allen vieren kriechen, was wohl ein ziemlich gewagtes Unternehmen war, wenn man bedenkt, daß ich nicht wußte, wie weit es ginge und was dahinter käme. Als ich aber durch die Enge hindurch war, fand ich, daß die Decke höher wurde, ich glaube nahe an zwanzig Fuß; aber noch niemals hatte ich auf der Insel ein so herrliches Schauspiel gesehen wie jetzt, als ich das Dach und die Wände dieses Gewölbes erblickte. Die Wände spiegelten in hunderttausend Lichtern von meinen Kerzen. Was eigentlich in dem Felsen war, ob Diamanten oder andere Edelsteine oder Gold, woran ich zu glauben neigte, wußte ich nicht.

Jedenfalls befand ich mich in einer so herrlichen Grotte, wie man sie sich nur denken kann; aber sie war stockfinster. Der Boden war ganz trocken und eben und mit einer Art feinen, lockeren Sandes bedeckt. Auch war kein widerwärtiges Getier zu sehen, noch waren die Wände dumpfig oder naß. Das einzig Beschwerliche war der Eingang, und das war mir gerade recht, weil das Versteck dadurch nur um so sicherer war. Ich war also von Herzen froh über diese Entdeckung und beschloß, unverweilt alle meine Sachen, um die ich am meisten bange war, hierherzubringen, besonders meinen Pulvervorrat und alle meine übrigen Waffen, nämlich zwei Vogelbüchsen (denn ich hatte deren drei) und drei Musketen (denn ich hatte im ganzen acht), so daß ich in meinem Schloß nur die fünf behielt, die fertig eingebaut wie Kanonen in meiner äußeren Mauer lagen, die ich aber im Notfall jederzeit herausnehmen konnte.

Bei dieser Gelegenheit war ich gezwungen, das Faß mit Pulver zu öffnen, das naß geworden war. Ich fand, daß das Wasser ringsherum nur drei oder vier Zoll weit eingedrungen war und eine steinharte Rinde gebildet hatte, in der das Innere wie der Kern in der Schale unversehrt lag, so daß ich noch fast sechzig Pfund gutes Pulver bekam, was mir sehr lieb war. Ich trug alles in die Höhle und behielt immer nur zwei oder drei Pfund Pulver in meinem Schloß. All mein Kugelblei schleppte ich gleichfalls hin.

Ich kam mir jetzt wie einer der alten Riesen vor, die in Höhlen und Löchern in den Felsen lebten, wo niemand zu ihnen kommen konnte. Ich sagte mir, solange ich hier bin, mögen fünfhundert Wilde Jagd auf mich machen, sie werden mich doch nicht finden, und selbst wenn sie mich fänden, würden sie nicht wagen, mich anzugreifen.

Der alte Bock, den ich in den letzten Zügen angetroffen hatte, starb am nächsten Tage in dem Vorraum der Höhle, und ich fand es viel leichter, dort ein Loch zu graben und ihn hineinzuwerfen, als ihn aus der Höhle zu schleppen. So begrub ich ihn an Ort und Stelle, um meine Nase vor zweifelhaften Genüssen zu bewahren.

Nunmehr war ich im dreiundzwanzigsten Jahre meiner Residenz auf der Insel und war an den Ort und meine Lebensweise so gewöhnt, daß ich ohne Murren den Rest meines Daseins hier verbracht hätte bis zu dem Augenblick, wo ich mich niedergelegt hätte, um zu sterben wie der alte Bock in der Höhle, wenn ich nur vor den Wilden sicher gewesen wäre. Ich hatte mir auch einige Zerstreuungen und kleine Freuden verschafft, die mir die Zeit besser vertrieben. Erstens lehrte ich meinen Poll, wie schon gesagt, sprechen, und er tat es so zutraulich und schwatzte so deutlich und klar, daß ich meine rechte Freude daran hatte; er lebte nicht weniger als sechszwanzig Jahre mit mir. Wie lange er später noch am Leben blieb, kann ich nicht sagen, obwohl ich weiß, daß man in Brasilien meint, diese Vögel brächten es auf hundert Jahre. Vielleicht lebt mein guter Poll wirklich noch und ruft bis zum heutigen Tag nach dem armen Robin Crusoe. Ich wünsche keinem Engländer das Unglück, dorthin zu kommen und ihn zu hören; geschähe es aber doch, so würde er sicher glauben, es sei der Teufel. Mein Hund war mir ein lustiger und sehr lieber Gefährte in nicht weniger als sechzehn Jahren; er starb dann vor Alter. Meine Katzen vermehrten sich, wie ich berichtete, so reichlich, daß ich zuerst genötigt war, eine ganze Menge zu erschießen, damit sie nicht mich und alle meine Habe auffräßen. Aber nachdem die beiden Alten, die ich mitgebracht hatte, aus dem Leben geschieden waren und ich die ändern immer wieder verjagt und ihnen nichts zu fressen gegeben hatte, verliefen sie sich alle wild in den Wald, außer zwei oder drei Günstlingen, die ich zahm als Familienmitglieder bei mir behielt und deren Junge ich allemal ersäufte. Außerdem hielt ich mir stets zwei bis drei Hausziegen, die ich lehrte, mir aus der Hand zu fressen, sowie mehrere Papageien, die leidlich sprechen konnten und alle «Robin Crusoe» riefen, freilich nicht so gute wie Poll, mit dem ich mir auch viel mehr Mühe gegeben hatte. Ferner hatte ich auch noch ein paar Seevögel, deren Namen ich nicht kannte; ich hatte sie am Strand gefangen und ihre Flügel gestutzt, und da die kleinen Bäume, die ich vor meine Schloßmauer gepflanzt hatte, nun zu einem dichten Hain aufgewachsen waren, so hausten diese Vögel darin und brüteten zu meiner Freude auch Junge aus. So wäre ich, wie gesagt, sehr zufrieden mit meinem Leben gewesen, wenn ich mich nur nicht vor den Wilden hätte zu fürchten brauchen. Aber der Himmel hatte es anders bestimmt, und es mag für alle, die mit meiner Geschichte bekannt werden, nicht ohne Nutzen sein, daraus zu ersehen, wie häufig im Laufe unseres Lebens ein Unheil, das wir an sich nach Kräften zu vermeiden suchen und das, wenn wir dennoch hineingeraten, höchst schrecklich für uns ist, oftmals gerade das Mittel oder die Tür zu unserem Heil ist, durch die allein wir wieder aus einer Not, in der wir uns befinden, hinausgelangen können. Ich könnte aus meinem wunderbaren Leben viele Beispiele hierfür geben, besonders aber aus den letzten Jahren meiner Einsiedlerzeit auf dieser Insel.

Es war im Dezember meines - wie oben gesagt - dreiundzwanzigsten Jahres, also zur Zeit der südlichen Sonnenwende (denn Winter kann ich es nicht nennen), die für mich die eigentliche Erntezeit war, wo ich mich viel auf den Feldern aufhalten mußte, als ich eines Morgens, an dem ich schon sehr früh, noch bevor es ganz hell war, draußen umherstreifte, zu meiner Bestürzung den Schein eines Feuers am Strande sah, etwa zwei Meilen von mir entfernt. Ich war furchtbar erschrocken; denn auf dieser Seite der Insel

hatte ich noch niemals Wilde gesehen.

Ich lief in höchster Angst zurück in mein Wäldchen, aus dem ich mich nicht hinauszurühren wagte; aber auch hier hatte ich keine Ruhe, aus Furcht, diese Wilden könnten, wenn sie durch die Insel streiften, mein noch stehendes oder schon gemähtes Korn finden, daraus schließen, daß Menschen auf der Insel wären, und nicht eher ruhen, bis sie mich gefunden hätten. Diese Angst trieb mich geradenwegs zu meiner Burg zurück, und nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß alles so wild und natürlich wie nur möglich aussah, zog ich die Leiter hinter mir hoch.

Drinne rüstete ich alles zur Verteidigung. Ich lud meine Kanonen, alias Musketen, sowie all meine Pistolen und beschloß, mich bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Ich vergaß nicht, mich dem Schutz Gottes zu empfehlen, mit dem innigsten Gebet, mich aus den Händen dieser Barbaren zu erretten. Und so verharrte ich zwei Stunden, wurde aber dabei furchtbar begierig auf Nachrichten von draußen, da ich ja keine Spione aussenden konnte.

Nachdem ich noch eine Weile gewartet und gegrübelt hatte, was zu tun sei, hielt ich es nicht länger aus, hier in Ungewißheit zu sitzen. Ich legte also meine Leiter an den Hügel, wo, wie ich erzählt habe, ein flacher Vorsprung war, zog sie hinter mir hoch, legte sie nochmals an und stieg so auf den Gipfel des Hügels. Ich nahm mein Fernglas heraus, legte mich platt auf den Bauch nieder und schaute nach der Stelle hin. Ich sah sogleich nicht weniger als neun nackte Wilde um ein kleines Feuer herumsitzen, das sie angezündet hatten, nicht um sich zu wärmen, denn das hatten sie nicht nötig, da es außerordentlich heiß war, sondern offenbar um ihr barbarisches Fressen von Menschenfleisch, das sie sich tot oder lebendig mitgebracht hatten, zu braten.



Sie hatten zwei Kanoes bei sich, die sie auf den Strand gezogen hatten, und mochten wohl, da es Ebbe war, auf die Flut warten, um wieder abzufahren. Es läßt sich schwer vorstellen, wie furchtbar mich dieser Anblick erregte, vor allem, sie auf meiner Seite der Insel und mir so nahe zu sehen. Aber als ich mir klarmachte, daß sie nie anders als mit der Strömung der Ebbe kommen konnten, beruhigte ich mich wieder etwas in dem Gedanken, daß ich während der ganzen Flutzeit allemal ungefährdet ausgehen dürfte.

Wie ich gedacht, so geschah es. Sobald die Flut nach Westen daherrollte, sah ich sie allesamt in die Boote springen und wegrudern oder -paddeln. Ich muß noch bemerken, daß sie eine Stunde oder länger vor ihrer Abfahrt zu tanzen angingen; ich konnte ihre Stellungen und Gebärden durch mein Glas gut erkennen. Ich sah auch, daß sie vollkommen nackt waren und nicht den geringsten Fetzen auf dem Leibe hatten: aber ob es Männer oder Frauen waren, konnte ich nicht unterscheiden.

Sobald ich sie auf dem Wasser und wegfahren sah, nahm ich zwei Gewehre über meine Schultern und steckte zwei Pistolen in meinen Gürtel und meinen großen Säbel ohne Scheide an die Seite und lief in aller Eile zu dem Hügel, von wo ich sie zuerst erblickt hatte. Als ich dort angelangt war, allerdings erst nach nicht weniger als zwei Stunden (denn ich konnte nicht allzu schnell laufen, weil ich so mit Waffen beladen war), entdeckte ich, daß noch drei weitere Kanoes mit Wilden hier gewesen waren; denn ich sah sie alle zusammen nach dem Festland hinübereuern.

Dies war ein furchtbarer Anblick für mich, besonders als ich dann am Strande die Schreckensspuren ihrer gräßlichen Mahlzeit fand, das Blut, die Knochen und Stücke Fleisch von menschlichen Körpern, die diese Ungeheuer mit Fröhlichkeit, Tanzen und Springen gefressen und verschlungen hatten. Ich wurde so vom Ekel gepackt, daß ich nur noch darauf dachte, wie ich die nächsten, die hierherkämen, mochten es auch noch so viele sein, übereinander schießen könnte.

Eines wurde mir klar, daß die Besuche, die sie der Insel abstatteten, nicht allzu häufig waren, denn fünfzehn Monate lang sah ich keinen von ihnen wieder, auch keine Fußstapfen oder andere Spuren von ihnen. Denn in der Regenzeit wagten sie sich sicher nicht hinaus, zum mindesten nicht so weit. Dennoch schwebte ich die ganze Zeit über in Unruhe und Furcht, daß sie doch plötzlich kommen könnten. Und dabei erfuhr ich an mir, daß die Erwartung eines Unglücks schlimmer ist als das Unglück selber, besonders wenn man nicht die Kraft hat, diese Erwartung und Furcht abzuschütteln. Die ganze Zeit über war ich von finsternen Gedanken besessen, und ich vergeudete meine Stunden, die ich hätte besser anwenden können, mit Pläneschmieden, wie

ich sie beim nächsten Mal überlisten und überfallen könnte, zumal wenn sie, wie beim vorigen Mal, in zwei Trupps getrennt waren; und ich bedachte dabei gar nicht, daß, wenn ich einen Trupp niedergemacht hatte, ich ja am nächsten Tag oder eine Woche oder einen Monat später wieder einen umbringen mußte und dann wieder einen und so fort ad infinitum, bis ich schließlich zu einem ebensolchen Massenmörder wurde wie sie mit ihrer Menschenfresserei, und vielleicht noch mehr.

Ich verbrachte meine Tage nun in großer Angst und Sorge, daß ich eines Tages in die Hände dieser erbarmungslosen Geschöpfe lallen könnte. Sooft ich mich aus meiner Burg hinauswagte, spähte ich jedesmal mit der denkbar größten Sorgfalt und Vorsicht ringsumher; und jetzt sah ich mit großer Genugtuung, was für ein Glück es war, daß ich mir eine Herde zahmer Ziegen zugelegt hatte; denn ich durfte ja um keinen Preis mein Gewehr abfeuern, besonders nicht in der Nähe der Inselfeite, zu der sie gewöhnlich kamen, weil ich sonst die Wilden alarmiert hätte. Und wären sie auch für diesmal geflohen, so war ich doch sicher, daß sie in paar Tagen mit vielleicht zwei- oder dreihundert Kanus wiederkommen würden, und dann gnade mir Gott.

Indessen vergingen ein Jahr und drei Monate, ehe ich wieder einen Wilden zu Gesicht bekam. Sie mögen wohl inzwischen ein- oder zweimal wiedergekommen sein; aber jedenfalls merkte ich nichts davon. Im Monat Mai jedoch, im vierundzwanzigsten Jahr meines Hierseins, hatte ich ein höchst abenteuerliches Treffen mit ihnen; wovon an seinem Ort.

Die Unruhe meines Gemütes während dieser Pause von fünfzehn oder sechzehn Monaten war sehr groß. Ich schlief unruhig, hatte immer schreckliche Träume und wachte oft plötzlich mitten in der Nacht aus dem Schlaf auf. Tagsüber drückten mich schwere Sorgen, und in der Nacht träumte ich oft von meinem Angriff auf die Wilden und wie ich ihn rechtfertigen könnte. Doch wenden wir uns für eine Weile von alledem ab.

Es war um Mitte Mai, am sechzehnten, glaube ich, nachdem was mein armseliger hölzerner Kalender besagte; denn ich schnitt noch immer jeden Tag in den Pfosten ein; es war, sage ich, am sechzehnten Mai, als den ganzen Tag über ein heftiger Sturm herrschte mit starkem Gewitter und darauffolgender regenschwerer Nacht. Da wurde ich, als ich eben in der Bibel las und den Ernst meiner augenblicklichen Lage überdachte, plötzlich aufgeschreckt durch den Knall eines Kanonenschusses, der anscheinend auf See abgefeuert worden war.

Dies war freilich ein Schreck ganz anderer Art als der vorige, und er jagte meine Gedanken auch in eine ganz andere Richtung. Ich stand in möglichster Eile auf, sprang im Nu meine Leiter hinauf zu dem Felsvorsprung, zog sie nach und stieg weiter bis zur Spitze des Hügels hinauf. Im selben Augenblick ließ mich das Aufblitzen eines Feuers nach einem zweiten Schuß horchen, den ich denn auch gleich darauf hörte und aus dessen Klang ich schloß, daß er von der Seite der See käme, wo ich in meinem Boot von der Strömung abgetrieben worden war. Ich dachte gleich, daß er von einem Schiff in Not kommen müsse, das etwa einem anderen durch Schießen Zeichen gäbe, daß es Hilfe brauche. Ich hatte die Geistesgegenwart, in derselben Minute zu denken, daß, wenn ich ihnen auch nicht helfen konnte, sie mir doch vielleicht helfen könnten. So trug ich alles trockene Holz, das ich finden konnte, zusammen, machte einen ziemlich großen Haufen und steckte ihn auf dem Gipfel des Hügels in Brand. Das Holz war trocken und brannte lichterloh, trotz dem starken Wind, so daß, wenn wirklich ein Schiff in der Nähe war, sie es unfehlbar sehen mußten. Kaum flammte mein Feuer auf, so hörte ich wieder einen Kanonenschuß, dem noch mehrere andere folgten, alle aus derselben Richtung. Ich schürte mein Feuer die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen graute, und als es heller Tag war und die Luft sich aufklärte, sah ich in weiter Ferne auf hoher See, genau östlich von der Insel, etwas, wovon ich auch mit meinem Glas nicht erkennen konnte, ob es ein Schiff unter Segel oder aber ein Wrack war. Die Entfernung war zu groß und das Wetter noch immer etwas diesig; aber jedenfalls war doch irgend etwas da draußen vorhanden.

Den ganzen Tag hielt ich wiederholt Ausschau und bemerkte bald, daß es sich nicht bewegte. Daraus schloß ich, daß das Schiff vor Anker lag. Da ich nun sehr begierig war, Genaueres zu erfahren, eilte ich mit meinem Gewehr in der Hand nach dem Südende der Insel zu dem Riff, von dem ich damals durch die Strömung abgetrieben worden war. Inzwischen war das Wetter ganz klar geworden, und ich konnte zu meinem großen Kummer deutlich erkennen, daß es ein Wrack war, das in der Nacht auf jene unsichtbaren Klippen aufgelaufen war, die ich damals entdeckt hatte, als ich mit meinem Boot draußen war. Diese Klippen, die die Wucht der Strömung brachen und eine Art Gegenstrom verursachten, waren damals meine Rettung aus der verzweifeltsten Lage meines Lebens gewesen. So ist, was des einen Rettung ist, des andern Untergang; denn offenbar hatten die Männer in der Nacht ihre Orientierung verloren und waren von dem hart Ostnordost zu Ost stehenden Wind auf die völlig unter Wasser liegenden Klippen getrieben worden. Hätten sie die Insel gesehen, was sie, wie ich annehmen muß, nicht taten, so würden sie gewiß versucht haben, sich in ihren Booten an die Küste zu retten. Aber ihr Notschießen machte mir vielerlei Gedanken, besonders da ich mir einbildete, sie hätten mein Feuer gesehen. Zuerst nahm ich an, sie würden wohl beim Anblick meines Feuers in ihr Boot gestiegen sein und versucht haben, die Küste zu erreichen, dann aber bei der hohen See gekentert sein. Dann wieder dachte ich, sie hätten vielleicht ihr Rettungsboot verloren, wie das oft geschieht, wenn die See über das Schiff schlägt, was die Mannschaft häufig zwingt, ihr Boot in Stücke zu zerschlagen oder mit eigenen Händen über Bord zu werfen. Dann wieder dachte ich, sie seien vielleicht in Gesellschaft von einem oder mehreren andern Schiffen gewesen, die sie auf die Notsignale hin abgeholt und mitgenommen hätten. Wiederum endlich meinte ich, sie seien etwa alle im Rettungsboot in See gegangen und ebenso wie ich durch die Strömung abgetrieben worden, hinaus in den weiten Ozean, wo nichts als Elend und Tod ihrer wartete, und sie dächten vielleicht schon jetzt ans Verhungern und daran, sich gegenseitig aufzuessen.

Da dies alles nur Vermutungen waren, konnte ich in meiner Lage nichts anderes tun, als das Unglück der armen Männer zu betrachten und sie zu bemitleiden, was für mich jedoch die gute Wirkung hatte, daß es mir neuen Anlaß bot, Gott dafür zu danken, daß er in meiner Verlassenheit so gütig und reichlich für mich gesorgt hatte und daß von nun zwei Schiffsbesatzungen, die in diesen Teil der Welt verschlagen worden waren, kein einziges Leben verschont geblieben war als das meinige. Hier lernte ich abermals bedenken, daß wir auch in der ärgsten Not und im größten Unglück, in das uns die Vorsehung Gottes stürzen mag, fast immer noch etwas finden, wofür wir dankbar sein können, und uns immer noch glücklicher schätzen dürfen als andere, denen es noch schlimmer ergangen ist als uns, so wie es jetzt sicherlich mit diesen Männern der Fall war, von denen nicht im mindesten mehr zu hoffen war, daß auch nur einer von ihnen gerettet sei; nach vernünftigem Ermessen mußte man annehmen, daß sie allesamt zugrunde gegangen seien. Die einzige Möglichkeit war, daß ein anderes Schiff, das sie begleitet hatte, sie aufgenommen hatte; aber auch das war eine sehr schwache Möglichkeit: denn ich sah nicht die geringste Spur von einem solchen Schiff.

Ich vermag mit keinem Wort auszudrücken, was für eine heiße Sehnsucht ich bei dem Anblick des Wracks in meiner Seele fühlte. Manchmal entfuhr es mir: «O wären doch ein oder zwei, nein, nur eine einzige Seele aus dem ganzen Schiff gerettet und käme zu mir, daß ich nur einen Gefährten, ein Geschöpf hätte, das zu mir sprechen und mit dem ich reden könnte!» Während meines ganzen einsamen Lebens hatte ich nie so leidenschaftlich und innig nach der Gesellschaft eines anderen Menschen verlangt oder den Mangel daran so tief bedauert.

Es gibt Regungen in der menschlichen Brust, die, wenn sie durch etwas, das uns vor Augen steht, oder auch nur durch etwas, das die Einbildungskraft uns vorgaukelt, geweckt werden, die Seele mit so stürmischem Verlangen erfüllen, daß es uns ganz unerträglich scheint, auf das Erschaute und Ersehnte verzichten zu müssen.

Solcherart war mein leidenschaftlicher Wunsch: «Wäre doch nur einer von diesen Männern gerettet! O wäre es doch nur einer!»

Ich glaube, ich wiederholte diese Worte: «O wäre es nur einer!» tausendmal, und mein Verlangen war so heftig, daß bei diesen Worten meine Hände sich so ineinander krampften und meine Finger sich so zusammenquetschten, daß, wenn ich etwas Weiches in der Hand gehabt hätte, es erbarmungslos zerdrückt worden wäre, und meine Zähne bissen sich so fest, daß ich sie lange Zeit nicht wieder auseinanderbringen konnte. Die Gelehrten mögen diese Dinge und ihre Ursache erklären: Ich kann nur die bloße Tatsache beschreiben, über die ich mich selber verwunderte.

Obwohl ich nicht wußte, woher diese Erscheinung kam, war sie doch zweifellos die Wirkung meiner heißen Wünsche und Vorstellungen, die mir vor Augen führten, wie beglückend es für mich gewesen wäre, mit einem meiner christlichen Mitmenschen reden zu können.

Allein es war alles umsonst; denn bis zum letzten Jahre meines Aufenthaltes auf der Insel sollte ich nie erfahren, ob jemals jemand auf diesem Schiff gerettet wurde oder nicht. Einige Tage später sah ich nur zu meinem Schmerz die angeschwemmte Leiche eines ertrunkenen Matrosen an der Spitze der Insel, die dem Wrack am nächsten lag. Er hatte nur eine Seemannsjoppe, ein paar leinene Kniehosen und ein blaues Leinenhemd an, aber nichts bei sich, woran ich hätte erkennen mögen, was für ein Landsmann er gewesen sei. In seiner Tasche steckten nur zwei Speziestaler und eine Tabakspfeife, die für mich zehnmal wertvoller war als das Geld. Die See war nun still, und ich hatte große Lust, mich in meinem Boot bis an das Wrack zu wagen, da ich nicht zweifelte, nützliche Dinge an Bord zu finden. Aber was mich am meisten lockte, war die Möglichkeit, daß vielleicht noch



lebende Wesen an Bord wären, die ich, mir selber zum Trost und Beistand, erretten könnte. Und dieser Gedanke haftete mir so im Herzen, daß ich weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe hatte. Ja, ich mußte mit meinem Boot hinaus zu diesem Wrack und alles übrige Gottes Vorsehung anheimstellen. Das war so stark in mir, daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, es käme von einer unsichtbaren leitenden Macht her und ich würde mich gegen mich selbst versündigen, wenn ich nicht hinführe.

Ich eilte also zu meiner Burg zurück und machte alles für meine Fahrt fertig. Ich nahm eine Menge Brot, einen großen Topf Trinkwasser, einen Kompaß, eine Flasche Rum, wovon ich noch ein gut Teil übrig hatte, sowie einen Korb mit Rosinen. Und so ging ich, mit allem Nötigen beladen, zu meinem Boot hinunter, schöpfte es aus

und brachte es zu Wasser, lud meine ganze Fracht hinein und ging dann nochmals nach Hause zurück, um noch mehr zu holen. Meine zweite Ladung bestand aus einem großen Beutel voll Reis, meinem Schirm, einem zweiten großen Krug mit Süßwasser, noch etwa zwei Dutzend Gerstenbrotten oder -kuchen sowie einer Flasche Ziegenmilch und einem Käse. Alles brachte ich mit viel Mühe und Schweiß ins Boot. Und nachdem ich zu Gott um gute Fahrt gebetet hatte, stieß ich ab und ruderte längs der Küste hin, bis ich schließlich an das äußerste Nordostende der Insel gelangte. Nun mußte ich mich auf gut Glück in den Ozean hinauswagen. Ich blickte auf die reißenden Strömungen, die zu beiden Seiten der Insel liefen und vor denen mir noch in der Erinnerung graute. Der Mut wollte mir sinken; denn ich sah voraus, daß ich, wenn ich in einen der beiden Ströme geriet, weit ins Meer hinausgetrieben werden würde und daß es dann beim leisesten Wind in meinem kleinen Boot um mich geschehen wäre. Diese Gedanken bedrückten mich so, daß ich die Fahrt aufzugeben beschloß. Ich brachte mein Boot in einer kleinen Bucht an Land, stieg aus und setzte mich nachdenklich und kummervoll auf eine kleine Erhöhung nieder, zwischen Furcht und Verlangen schwankend. Indes ich noch grübelte, bemerkte ich, daß die Flut nahte, so daß meine Abfahrt sowieso für mehrere Stunden unmöglich wurde. Zugleich kam mir plötzlich der Gedanke, auf einen möglichst hohen Hügel zu steigen, die Richtung der Gezeiten zu beobachten und festzustellen, ob nicht, falls ich durch die Strömung hinausgetrieben wurde, die auflaufende Flut mich wieder zurücktragen würde.

Kaum hatte ich diesen Gedanken gefaßt, so erblickte ich auch schon einen Hügel, von dem aus ich die See nach beiden Seiten hin überblicken und die Strömungen und den Wechsel der Gezeiten deutlich erkennen konnte. Ich fand, daß die Ebbströmung auf der südlichen Seite der Insel lief, während die Flutströmung nahe an der Nordküste vorbeiging, so daß ich bei der Rückkehr also nur nach der Nordseite der Insel zu steuern brauchte, um außer aller Gefahr zu bleiben.

Ermutigt durch diese Beobachtung, beschloß ich, am nächsten Morgen mit der ersten Flut hinauszufahren und für diese Nacht im Kanoe unter einem der erwähnten großen Wachtmäntel zu schlafen. Anfangs hielt ich mich eine Weile ganz nach Norden, bis ich den Trieb der Strömung fühlte, die ostwärts lief und mich mit großer Schnelligkeit forttrieb, jedoch nicht so gewaltig wie damals der südliche Strom, so daß ich die Herrschaft über das Boot nicht verlor, sondern durch kräftiges Steuern die Richtung halten konnte. So kam ich mit großer Fahrt in weniger als zwei Stunden geradenwegs zu dem Wrack.

Es war ein trauriger Anblick. Das Schiff, das seiner Bauart nach ein spanisches war, saß fest zwischen zwei Klippen eingekeilt. Das ganze Heck und Achterdeck war durch die Wucht der See völlig zerschlagen, und da der Bug mit großer Heftigkeit auf die Klippen gestoßen war, waren der Großmast und der Vormast dicht über Deck abgebrochen. Aber das Bugspriet war noch unversehrt. Als ich näher kam, erschien oben an Bord ein Hund, der bei meinem Anblick laut heulte und bellte und, sobald ich ihn anrief, über Bord sprang und auf mich zu schwamm. Ich nahm ihn in mein Boot und fand ihn halbtot vor Hunger und Durst. Ich gab ihm ein Stück Brot, das er wie ein Wolf verschlang, der vierzehn Tage im Schnee gehungert hat. Dann gab ich dem armen Tier etwas frisches Wasser, von dem er am liebsten so viel getrunken hätte, daß er geplatzt wäre.



Hierauf ging ich an Bord. Das erste, was ich sah, waren zwei Ertrunkene in der Kombüse, die ihre Arme umeinandergeschlungen hatten. Daraus schloß ich, die See müsse bei dem Schiffsbruch im Sturm so hoch gegangen und so unablässig über das Schiff hereingebrochen sein, daß die Menschen es nicht aushaken konnten, sondern alle erstickten und ertranken, als ob sie unter Wasser gewesen wären. Außer dem Hund war nichts Lebendes mehr an Bord und, soviel ich sehen konnte, auch keinerlei Schiffsgut, das nicht vom Wasser verdorben gewesen wäre. Einige Fässer voll irgendwelcher Flüssigkeit, ob Wein oder Schnaps, wußte ich nicht, lagen tiefer unten im Laderaum; ich konnte sie sehen, als das Wasser verebbt war; aber sie waren zu groß, um ihnen beizukommen. Ich sah auch einige Kisten, die vermutlich Matrosen gehört hatten; zwei von ihnen nahm ich in mein Boot, ohne zu untersuchen, was darin war.

Hätte sich das Heck des Schiffes festgerannt und der Vorderteil wäre weggebrochen, so würde ich allem Anschein nach einen guten Fang gemacht haben; denn nach dem zu urteilen, was ich in diesen beiden Kisten

fand, führte das Schiff sehr wertvolle Ladung an Bord. Nach seinem Kurs zu schließen, war es wohl auf der Fahrt von Buenos Aires oder Rio de la Plata aus über Brasilien hinauf durch den Golf von Mexiko nach Havanna und vielleicht bis nach Spanien gewesen. Es führte, wie gesagt, ohne Zweifel große Schätze mit sich; aber jetzt waren sie keinem Menschen mehr nütze; und was aus dem Rest der Besatzung geworden war, wußte ich damals noch nicht.

Außer diesen beiden Kisten fand ich zwei kleine Fässer von etwa zwanzig Gallonen, die ich mit großer Mühe in mein Boot schaffte. Außerdem hingen noch einige Musketen in einer Kabine und ein großes Pulverhorn mit ungefähr vier Pfund Pulver. Da ich für die Musketen keine Verwendung hatte, ließ ich sie dort; aber das Pulverhorn nahm ich mit, dazu ferner noch eine Feuerschaufel und -zange, die ich nötig brauchte, sowie zwei kleine Messing- und einen Kupferkessel. Mit dieser Ladung und dem Hund machte ich mich wieder auf den Weg, da die Flut nahte, mit der ich wieder zurück mußte. Und am selben Abend, schon beim Dunkelwerden, erreichte ich die Insel wieder, schwer ermüdet und erschöpft.

Ich schlief die Nacht im Boot, und am Morgen beschloß ich, die mitgebrachten Dinge in meiner neuen Höhle zu verstauen. Nachdem ich etwas zu mir genommen hatte, brachte ich die ganze Ladung an die Küste und begann sie im einzelnen zu untersuchen. In den Fässern fand ich eine Art Rum, aber nicht wie wir ihn in Brasilien gewöhnt sind, mit einem Wort: ziemlich minderwertig. Aber als ich die erste Kiste öffnete, fand ich verschiedene Dinge, die ich gut brauchen konnte, zum Beispiel in der einen einen schön gearbeiteten Kasten mit Flaschen einer besonderen Sorte feinen, vorzüglichen Magenbitters. Jede Flasche enthielt ungefähr anderthalb Liter und war mit Staniol verschlossen. Ferner zwei Töpfe mit sehr gutem Zuckerwerk, das auch so hoch gelegen hatte, daß das Wasser ihm nichts geschadet hatte, sowie noch zwei andere.

die aber vom Wasser verdorben waren. Auch fand ich einige sehr gute Hemden, die mir sehr willkommen waren, und ungefähr anderthalb Dutzend weißleinen Taschentücher und farbige Halstücher; die ersteren kamen mir auch sehr erwünscht, besonders um mein Gesicht an heißen Tagen abzuwischen, was außerordentlich erfrischend



war. Als ich an den Geldkasten kam, fand ich drei große Beutel spanischer Dollars darin, zusammen ungefähr elfhundert Stück, und in dem einen, in Papier eingewickelt, sechs Golddublonen und einige Goldbarren, zusammen nahezu ein Pfund schwer.

In der zweiten Kiste waren einige Kleidungsstücke von geringem Wert, die anscheinend dem Stückmeister gehört hatten, obwohl kein Pulver dabei war, außer etwa zwei Pfund in drei Pulverhörnern, vermutlich für seine Vogelflinten. Alles in allem erbeutete ich auf dieser Fahrt nur wenig, was mir nützen konnte; denn für das Geld hatte ich keine Verwendung; es galt mir nicht mehr als der Staub unter meinen Füßen, und ich hätte es alles für drei oder vier Paar englischer Schuhe und Strümpfe hergegeben, die ich notwendig gebraucht hätte und dergleichen ich schon seit vielen Jahren nicht mehr an den Füßen gehabt hatte. Zwar hatte ich den ertrunkenen Seeleuten im Wrack ihre zwei Paar Schuhe abgenommen und zwei weitere Paare in einer der Kisten gefunden; aber sie waren nicht so bequem und praktisch wie unsere englischen Schuhe, sondern mehr eine Art Pumps. In der zweiten Kiste fand ich etwa fünfzig Piaster, aber kein Gold. Ich vermute, sie gehörte einem ärmeren Mann als die erste, die einem Offizier gehört haben mochte.

Trotzdem nahm ich das Geld mit in meine Höhle und hob es dort auf wie das andere, das ich aus unserem Schiff geborgen hatte. Aber, wie gesagt, schade war es, daß ich aus dem ändern Teil des Schiffes nichts bergen konnte; denn ich hätte mein Boot sicherlich mehrere Male mit Gold überladen können, das mir dereinst in England zugute gekommen wäre und inzwischen hier sicher genug gelegen hätte, bis ich es abholte.

Nachdem ich nun alle meine Sachen an Land und in Sicherheit gebracht hatte, ging ich wieder zu meinem Boot und ruderte an der Küste entlang bis zu meinem vorigen Hafen zurück, wo ich es auf Land setzte. Ich eilte auf dem kürzesten Weg zu meiner alten Wohnung, wo ich alles wohlbehalten und ruhig vorfand. Nun ruhte ich mich aus. lebte wieder in meiner alten Weise und sorgte für meinen Haushalt. Nur war ich wachsamer als zuvor, hielt öfter Ausschau und ging nicht soviel aus. Und wenn es doch geschah, hielt ich mich immer auf der Ostseite der Insel, wo ich ziemlich sicher war, daß die Wilden niemals hinkommen würden, und wo ich weniger vorsichtig zu

sein und nicht soviel an Waffen und Munition mitzuschleppen brauchte, als wenn ich in anderer Richtung ging. So lebte ich noch zwei Jahre. Aber mein verwünschter Kopf, der mich immer wieder spüren ließ, daß er geschaffen sei, um meinen Leib unglücklich zu machen, war die ganze Zeit über mit Plänen und Anschlägen erfüllt, wie es möglich wäre, von der Insel wegzukommen. Bisweilen dachte ich daran, eine zweite Fahrt nach dem Wrack zu unternehmen, obgleich mir mein Verstand sagte, es sei nichts mehr darin, was die Gefahr lohnte. Bald dachte ich dorthin, bald dahin zu entkommen, und ich glaube wirklich, wenn ich ein Boot gehabt hätte wie damals in Salee, ich würde mich auf die See gewagt haben, gleichviel wohin.

Mein ganzes Schicksal ist ein Memento für alle diejenigen, die an dem allgemeinen Übel der Menschheit kranken, von dem, soviel ich sehe, die Hälfte alles ihres Unglücks kommt; ich meine das übel, daß sie nicht mit dem Lebensstand zufrieden sind, in den Gott und die Natur sie versetzt haben. Ich will gar nicht wieder von meiner Jugendzeit reden und von dem vortrefflichen Rat meines Vaters, dessen Nichtbeachtung sozusagen mein erster Sündenfall war. Aber auch später waren es ja wieder Irrungen gleicher Art gewesen, die mich in diese unselige Lage gebracht hatten. Denn hätte die Vorsehung, die mir zu so glücklicher Ansiedlung als Pflanze in Brasilien verhalf, mich mit Selbstbescheidung gesegnet, und hätte ich mich damit begnügt, nach und nach vorwärtszukommen, so hätte ich im Laufe dieser Zeit - ich meine der Zeit meines Aufenthalts auf dieser Insel - einer der angesehensten Pflanze Brasiliens werden können. Ja, ich bin überzeugt, ich hätte es, wenn ich dort geblieben wäre, durch die Verbesserungen, die ich in der kurzen Zeit, die ich dort war, eingeführt hatte, und durch vermutlich weiteres Wachstum gut und gern dazu gebracht, daß ich an hunderttausend Goldmoids wert gewesen wäre. Und was hatte ich nötig, ein gesichertes Vermögen, eine wohleingerichtete, gedeihende und zunehmende Pflanzung zu verlassen, um Ladungsaufseher auf einem Guineafahrer zu werden und Neger herzuholen, wo ich doch mit der Zeit und mit Geduld unser Kapital daheim so vermehrt haben würde, daß wir sie hätten an unserer eigenen Tür von denjenigen kaufen können, deren Geschäft es war, sie herzuschaffen. Das wäre uns zwar etwas teurer gekommen; aber der Preisunterschied wäre keinesfalls so groß gewesen, daß es sich gelohnt hätte, deswegen soviel aufs Spiel zu setzen.

Aber wie dies meist das Schicksal unreifer, junger Köpfe ist, so ist das Nachdenken über die eigene Torheit meist erst Sache reiferer Jahre und teuer erkaufte Erfahrung; und so war es auch mit mir. Trotzdem aber hatte jener Fehler so tief in mir Wurzel gefaßt, daß ich auch jetzt mich nicht mit meinem Zustand zu begnügen vermochte, sondern unablässig über die Mittel und die Möglichkeit meines Entkommens von diesem Ort nachgrübelte. Und es ist hier vielleicht am Platze, wenn ich, um den Rest meiner Geschichte zu um so größerem Vergnügen des Lesers weitererzählen zu können, zuvor berichte, was ich mir über diesen törichtsten Fluchtplan für Gedanken machte und wie und auf Grund wovon ich handelte.

Man sieht mich nach meiner letzten Fahrt zu dem Wrack nun wieder still zurückgezogen in meiner Burg, meine Fregatte wohlgeborgen an Land und meine ganze Lage wieder so hergestellt, wie sie gewesen war. Ich hatte jetzt mehr Gold und Geld als zuvor, war aber darum durchaus nicht reicher; denn ich hatte nicht mehr Verwendung dafür, als die Indianer in Peru hatten, bevor die Spanier dorthin kamen.

Eines Nachts im März, während der Regenzeit, im vierundzwanzigsten Jahr meines Daseins auf dieser einsamen Insel, lag ich in meinem Bett oder vielmehr in meiner Hängematte wach, hatte keine Schmerzen, keine Krankheit, kein leibliches Unbehagen, ja auch kein seelisches, wenigstens nicht mehr als sonst. Danach konnte ich durchaus nicht die Augen zutun und keinen Schlaf finden, nein, nicht einen Augenblick, die ganze Nacht lang.

Es ist ebenso unmöglich wie unnötig, die unzählige Menge von Gedanken hier wiederzugeben, die mir während dieser Nacht durch die große Verkehrsstraße des Gehirns, das Gedächtnis, wirbelten. Ich überdachte die ganze Geschichte meines Lebens sozusagen in Miniatur oder Abkürzung, bis zu meiner Ankunft auf dieser Insel und auch meines Lebens seit dieser Ankunft. Bei meinen Betrachtungen über mein Ergehen, seit ich an den Strand dieses Eilands kam, verglich ich den glücklichen Zustand während der ersten Jahre meines Hierseins mit dem Leben voller Angst, Furcht und Sorge, das ich seit dem Augenblick geführt hatte, als ich die Fußspur im Sande sah. Gewiß, ich war überzeugt, daß die Wilden auch schon während der ersten Jahre öfters auf die Insel gekommen waren, vielleicht schon zu Hunderten; aber damals hatte ich ja nichts davon gewußt und hatte mich deshalb auch nicht davor fürchten können; ich war vollkommen unbekümmert, obwohl die Gefahr für mich die gleiche war, und so glücklich in meiner Unkenntnis von der Gefahr, als ob sie gar nicht vorhanden gewesen wäre. Das gab mir Anlaß zu vielen nutzbringenden Überlegungen, besonders dieser, wie unendlich gütig es von der Vorsehung ist, daß sie der Wahrnehmung und dem Wissen der Menschen so enge Grenzen gesteckt hat; denn obwohl sein Weg von so vielen tausend Gefahren umgeben ist, deren Anblick, wenn sie ihm offenbart würden, sein Gemüt verstören und sein Herz entmutigen würden, so bleibt ihm doch seine Ruhe und Heiterkeit bewahrt dadurch, daß die Ereignisse seinen Augen verborgen gehalten werden und er nichts von den Gefahren weiß, die ihn umgeben.

Nachdem diese Gedanken mich eine Weile beschäftigt hatten, begann ich ernstlich über die Gefahr nachzudenken, in der ich wirklich so viele Jahre lang auf dieser Insel geschwebt hatte, und wie ich in völligem Sicherheitsgefühl und mit der größten Ruhe hier umhergewandert war, während vielleicht nur eine Anhöhe oder ein großer Baum oder die gerade hereinbrechende Dunkelheit zwischen mir und dem fürchterlichen Schicksal gestanden hatten, dem Schicksal nämlich, in die Hände von Kannibalen und Wilden zu fallen, die mich genau so gefangen haben würden, wie ich eine Geiß oder Schildkröte fing, und es genau sowenig für ein Verbrechen

gehalten hätten, mich zu töten und aufzufressen, wie ich es für verbrecherisch hielt, eine Taube oder dergleichen zu verspeisen. Es wäre ungerecht gegen mich selbst, wenn ich sagen würde, daß ich nicht aufrichtig von Dank erfüllt war gegen meinen großen Erhalter und nicht in tiefer Demut anerkannte, daß ich seinem wunderbaren Schutz allein alle diese mir unbewußt gebliebenen Errettungen zu verdanken hatte, ohne die ich unfehlbar in die erbarmungslosen Hände der Wilden gefallen wäre.

Nachdem diese Betrachtungen beendet waren, beschäftigte mein Kopf sich eine Zeitlang damit, über die Wesensart dieser nichtswürdigen Kreaturen, die Wilden, meine ich, nachzudenken, und wie es in der Welt geschehen könne, daß der weise Lenker aller Dinge es zuließ, daß einige seiner Geschöpfe so unmenschlich, ja so tierisch und schlimmer als tierisch sein konnten, ihresgleichen aufzufressen: aber da dies nur in allerlei (zurzeit fruchtlosen) Spekulationen endete, kam mir der Gedanke, ausfindig zu machen, in welchem Teil der Welt diese Wilden lebten, wie weit die Küste war, von der sie herüberkamen, warum sie sich so weit von ihrer Heimat wegwagten, was für Boote sie hatten und ob es mir nicht ebensogut möglich sein sollte, dorthin zu gelangen, wie sie hierherkamen.

Ich machte mir weiter kein Kopfzerbrechen darüber, was ich tun wollte, wenn ich hinüberkäme; was aus mir werden sollte, wenn ich den Wilden in die Hände fiel; wie ich ihnen entgehen sollte, wenn sie mich angriffen, oder wo ich, wenn ich ihnen wirklich entging, etwas zu essen hernehmen, ja wo ich überhaupt meinen Kurs hinlenken sollte. Mein Kopf war ganz voll von dem einen Gedanken, mit meinem Boot ans Festland hinüberzukommen. Meine gegenwärtige Lage erschien mir als die elendeste, die sich denken ließ, und mir konnte schließlich nichts Schlimmeres begegnen als der Tod. Erreichte ich wirklich das Festland, so könnte ich vielleicht an der Küste entlang fahren, wie ehemals an der afrikanischen Küste, bis ich zu einem bewohnten Land käme, wo ich Unterkunft finden würde; ja, vielleicht würde ich auch einem christlichen Schiff begegnen, das mich aufnehmen würde, und käme es wirklich zum Schlimmsten, nun, so würde ich eben sterben und damit allem Jammer mit einem Male ein Ende machen.

Bedenke bitte, mein Leser, daß dies alles die Ausgeburd eines verstörten, ungeduldigen Gemüts war, das fast zur Verzweiflung getrieben war durch die schon so lange währende Beunruhigung und durch die Enttäuschung, die ich in dem Wrack erfahren halte, als ich dort an Bord war und so recht daran war, das zu finden, wonach ich mich so sehr gesehnt hatte: nämlich jemanden, mit dem ich reden und von dem ich Näheres über die Lage meiner Insel und die Möglichkeiten meiner Befreiung erfahren konnte. Durch alles das, sage ich, war ich ganz aufgewühlt. Mit all meiner stillen Ergebung in den Willen der Vorsehung, mit allem ruhigen Abwarten, wohin die Anordnungen des Himmels führen würden, schien es für jetzt vorbei, und es war, als hätte ich nicht mehr die Kraft, meine Gedanken auf irgend etwas anderes zu richten als auf den Plan einer Fahrt nach dem Festland, der mich mit solcher Gewalt und solchem Ungestüm überkam, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte. Nachdem ich solche Gedanken zwei Stunden oder länger so heftig im Kopf herumgewälzt hatte, daß mein ganzes Blut davon in Aufruhr war und mein Puls schlug, als wenn ich Fieber hätte, half sich schließlich die Natur selber, und ich fiel, zu Tode erschöpft, in einen tiefen Schlaf. Man würde meinen, ich hätte auch noch davon geträumt, aber nein, keineswegs. Vielmehr träumte ich, ich käme am Morgen wie gewöhnlich aus meiner Burg und sähe zwei Kanoes an der Küste, aus dem elf Wilde ans Land stiegen. Sie führten einen anderen Wilden mit sich, den sie töten wollten, um ihn aufzufressen. Plötzlich aber sprang dieser Wilde zur Seite und stürmte auf Tod und Leben davon. Mich deuchte im Schlaf, er liefe just auf mein kleines Wäldchen vor meiner Festung zu, um sich darin zu verstecken. Da ich ihn nun allein sah und merkte, daß die anderen ihn nicht in dieser Richtung verfolgten, zeigte ich mich ihm, lächelte ihm zu und ermutigte ihn. Er kniete vor mir nieder und schien mich um Hilfe anzuflehen, worauf ich ihm meine Leiter wies, ihm bedeutete, hinaufzuklettern, und ihn so in meine Höhle brachte und zu meinem Diener machte. Sobald ich nun diesen Burschen bei mir hatte, sagte ich mir: Nun kann ich mich getrost nach dem Festland hinüber wagen; denn dieser Gefährte wird mir als Lotse dienen und mir sagen, was ich tun und wo ich Nahrung suchen solle, hingegen wo ich nicht hingehen dürfe, um nicht gefressen zu werden usw. Über diesen Gedanken wachte ich auf und war so voller Herzensfreude über meinen hoffnungsvollen Traum, daß, als ich zu mir kam und merkte, ich hatte nur geträumt, alle meine Lebensgeister wieder um so niedergeschlagener waren.

Dessenungeachtet kam ich dadurch zu dem Schluß, es gäbe für mich nur eine einzige Möglichkeit zur Befreiung, nämlich, wenn ich mich eines Wilden bemächtigen könnte, und zwar eines ihrer Gefangenen, den sie für ihre Mahlzeit bestimmt hätten und hierherbrächten, um ihn zu schlachten. Um dies jedoch auszuführen, hätte ich die ganze Schar auf einmal angreifen und niedermachen müssen, und ein so verzweifelter Versuch konnte leicht auch mißlingen. Überdies hatte ich soviel darüber nachgedacht, ob ich mir das Recht dazu anmaßen dürfe, daß mir das Herz bei dem Gedanken an soviel Blutvergießen zitterte, mochte es auch zu meiner eigenen Befreiung geschehen. Ich brauche hier nicht alle die Gründe zu wiederholen, die dagegen sprachen, da sie die gleichen sind, die ich schon erwähnt habe; aber obwohl ich jetzt auch noch andere Gründe vorzubringen hatte, die dafür sprachen, nämlich, daß diese Menschen mein Leben gefährdeten und mich auffressen würden, wenn sie könnten; daß es Notwehr in höchstem Grade war, wenn ich mich vor diesem Tode zu bewahren suchte, und daß ich dabei ebenso zu meiner Verteidigung handelte, wie wenn sie mich tatsächlich angegriffen hätten, und dergleichen mehr - ich sage, obwohl dies alles dafür sprach, war mir der Gedanke, zu meiner Errettung Menschenblut zu vergießen, doch so entsetzlich, daß ich mich lange Zeit auf keine Weise damit versöhnen konnte.

Schließlich aber, nach vielem Für- und Widerreden mit mir selbst und großer Ratlosigkeit, behielt doch das

heiße Verlangen nach Freiheit die Oberhand, und ich beschloß, einen dieser Wilden in meine Gewalt zu bekommen, koste es, was es wolle. Nun galt es, zu überlegen, wie das geschehen solle, und da gab es viel Kopferbrechen. Weil ich jedoch noch nicht mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit rechnen konnte, beschloß ich, mich auf die Lauer zu legen und aufzupassen, wenn sie an Land kämen, den Rest aber dem Zufall zu überlassen und nach dem Gebot des Augenblicks zu handeln.

Mit diesem Vorsatz begab ich mich fleißig auf Vorposten, und zwar so oft und so lange, daß ich der Sache herzlich müde wurde; denn ich lauerte anderthalb Jahre lang und wanderte diese ganze Zeit über fast täglich an das Südwestende der Insel, um nach Kanoes auszuspähen, ohne daß sich eines blicken ließ. Das war sehr entmutigend und begann mich sehr zu beunruhigen, obwohl ich nicht sagen kann, daß diesmal mein Eifer dadurch abgestumpft wurde, wie es zuvor geschehen war, sondern je länger es dauerte, um so eifriger wurde ich; kurz, ich war jetzt begieriger, den Wilden auf den Leib zu rücken, als ich zuvor ängstlich gewesen war, ihren Anblick zu vermeiden. Überdies bildete ich mir ein, ich würde einen, ja zwei oder drei Wilde, wenn ich sie erst hätte, so zähmen können, daß sie meine willenlosen Sklaven werden und mir nie auch nur ein Haar krümmen würden. Ich schmeichelte mir eine ganze Zeitlang mit diesen Plänen; aber es geschah nichts und blieb alles nur Hirngespinnst, da sich kein Wilder am Strand blicken ließ.

Nachdem ich über anderthalb Jahre diese Ideen im Kopf gewälzt und sie, aus Mangel an Gelegenheit, sie zu verwirklichen, schon sozusagen zu nichts zergrübelt hatte, wurde ich eines frühen Morgens durch den Anblick von nicht weniger als fünf Kanoes überrascht, die alle dicht beisammen an meinem Strande lagen. Alle Mann, die dazu gehörten, waren ausgestiegen und nicht zu sehen. Ich war von ihrer Anzahl betroffen; denn da ich so viele Boote sah und wußte, daß immer vier oder sechs, manchmal auch mehr, in einem Boot fuhren, so war guter Rat teuer, wie ich als einzelner zwanzig oder dreißig Mann angreifen sollte. Also hielt ich mich zunächst still in meiner Burg, ratlos und unbehaglich. Ich rüstete alles in der vorgesehenen Weise gegen einen Angriff und hielt mich für den Notfall schlagfertig. Ich wartete eine gute Weile und horchte, ob sich irgendein Geräusch vernehmen ließ. Schließlich wurde ich zu ungeduldig. Ich lehnte meine Gewehre an den Fuß der Leiter und stieg in der gewohnten Weise auf den Hügel, aber nur so weit, daß mein Kopf nicht darüber hinausragte, damit sie mich ja nicht bemerken könnten. Hier beobachtete ich durch mein Fernglas, daß ihrer nicht weniger als dreißig waren, daß sie ein Feuer angezündet und Fleisch zurechtgemacht hatten; ob sie es brieten oder was für Fleisch es



war, konnte ich nicht erkennen; aber sie tanzten alle mit Gott weiß was für barbarischen Gebärden und Stellungen auf ihre Art um das Feuer herum.

Wie ich so schaute, gewahrte ich durch mein Glas zwei unglückliche Gesellen, die aus dem Boot, wo sie offenbar bis jetzt gelegen hatten, herausgeschleift wurden und allem Anschein nach nun geschlachtet werden sollten. Den einen sah ich augenblicklich zu Boden stürzen, ich nehme an, daß er mit einer Keule oder einem Holzschwert niedergeschlagen wurde, und zwei oder drei machten sich gleich daran, ihm den Leib aufzuschneiden und ihn für ihre Mahlzeit zuzubereiten, während das andere Opfer unterdessen allein stehengelassen wurde, bis die Reihe an ihn käme. In diesem Augenblick, indem er sich unbeachtet sah, kam Leben in den armen Burschen; er machte sich ans Laufen und rannte mit unglaublicher Geschwindigkeit den Strand entlang, geradenwegs zu mir her, ich meine auf die Gegend der Küste zu, wo meine Behausung lag. Ich war zu Tode erschrocken, das muß ich gestehen, als ich sah, daß er auf mich zulief, und besonders, als ich bemerkte, daß der ganze Haufen hinter ihm drein stürzte. Nun machte ich mich gefaßt, das eine Stück meines Traumes eintreffen zu sehen, nämlich, daß er in meinem Wäldchen Zuflucht suchen würde. Nur konnte ich die Fortsetzung meines Traumes nicht damit zusammenreimen, nämlich, daß die ändern ihn nicht verfolgen und daselbst rinden sollten. Jedenfalls blieb ich auf meinem Posten und fand meine Fassung wieder, als ich sah, daß schließlich nur noch drei Mann ihm folgten. Und noch viel leichter wurde mir ums Herz, als ich merkte, daß er ihnen im Laufen weit überlegen war und immer mehr Vorsprung gewann, so daß er, wenn er nur noch eine halbe Stunde durchhielt, ihnen sicher entwischen mußte.

Zwischen ihm und meiner Burg lief der kleine Fluß, in dessen Mündung ich meine Frachten aus dem Schiff gelandet hatte, wie ich im ersten Teil meiner Erzählung öfters erwähnt habe. Er mußte ihn durchschwimmen

oder würde hier eingefangen werden, das sah ich wohl. Aber sowie der Flüchtling dort ankam, besann er sich gar nicht lange, sondern sprang, obwohl Flutzeit war, hinein, durchschwamm ihn mit etwa dreißig Stößen, landete und lief mit noch größerer Kraft und Geschwindigkeit weiter. Als die drei Verfolger an dem Bach anlangten, merkte ich, daß nur zwei von ihnen schwimmen konnten; der dritte blieb stehen, sah den anderen nach, traute sich aber nicht weiter, sondern ging bald darauf langsam zurück - zu seinem Glück, wie sich bald herausstellte. Ich beobachtete, daß die beiden Verfolger doppelt so lange Zeit zum Schwimmen brauchten als ihr Wild. Der Gedanke durchzuckte mich, jetzt sei der Augenblick gekommen, mir einen Diener und vielleicht sogar einen Gefährten und Freund zu erwerben, und ich sei vom Himmel selber dazu ausersehen, das Leben dieses armen Geschöpfes zu retten. Ich stieg sofort die Leiter hinab, holte meine beiden Gewehre, die beide am Fuß der Leiter standen, stieg, so schnell ich konnte, wieder auf den Hügel hinauf und lief quer nach der See zu. Da es nur eine kurze Strecke war und bergab ging, kam ich just zwischen den Verfolgten und seine Verfolger. Ich rief dem Flüchtling «Hallo!» zu. Er drehte sich auch um, erschrak aber ebenso über mich, wie ich zuerst über sie erschrocken war. Ich winkte ihm jedoch zu, er solle nur zurückkommen, und rückte indessen gegen die beiden Verfolger vor. Dem vordersten sprang ich entgegen und schlug ihn mit meinem Gewehrkolben nieder. Ich wagte nicht zu schießen, damit die anderen es nicht hörten, obgleich die Entfernung so groß war, daß sie es kaum hören oder den Rauch sehen konnten und auch ohnedem schwerlich gewußt hätten, was sie daraus machen sollten. Als ich diesen Burschen niedergeschlagen hatte, stand der andere Verfolger wie vor Schreck still. Ich ging ruhig auf ihn zu. Aber als ich näher kam, sah ich sofort, daß er Pfeil und Bogen hatte und gerade ansetzte, um auf mich zu schießen. So war ich gezwungen, ihm zuvorkommen, und tötete ihn auf den ersten Schuß. Der arme Flüchtling war, obgleich er seine beiden Feinde getötet sah, doch von dem Blitz und Knall meiner Flinte so erschreckt, daß er stockstill stand und sich weder vor noch zurück wagte, obgleich man ihm anmerkte, daß er mehr Lust hatte, zu fliehen als näher zu kommen. Ich rief ihn noch einmal an und machte ihm Zeichen, zu mir her zu gehen. Das begriff er auch gleich und kam etwas näher, stand dann wieder still, ging wieder etwas weiter und hielt wieder inne. Ich konnte sehen, daß er zitterte, als ob er gefangengenommen und gleich seinen zwei Feinden getötet werden sollte. Ich winkte ihm wieder, zu mir zu kommen, und machte ihm alle nur erdenklichen, ermunternden Zeichen. Er kam auch wirklich näher und näher, kniete alle zehn oder zwölf Schritte nieder, mit Zeichen der Dankbarkeit dafür, daß ich sein Leben gerettet hatte. Ich lächelte ihm zu, schaute ihn freundlich an und bedeutete ihm, noch näher zu kommen. Endlich traute er sich vollends an mich heran, kniete aufs neue nieder, küßte den Boden, legte den Kopf auf die Erde, nahm meinen Fuß und setzte ihn auf seinen Kopf. Dies schien mir das Zeichen zu sein, daß er für ewig mein Sklave sein wolle. Ich hob ihn auf und ermunterte ihn, so gut ich konnte. Allein es gab jetzt noch mehr zu tun; denn ich bemerkte, daß der Wilde, den ich niedergeschlagen hatte, nicht tot war, sondern durch den Schlag nur das Bewußtsein verloren hatte und sich nun wieder erholte. Also wies ich mit der Hand auf ihn, um meinem Schützling zu bedeuten, daß er noch nicht tot sei. Hierauf sprach er einige Worte zu mir, und obgleich ich sie nicht verstehen konnte, klangen sie mir doch lieblich in den Ohren; denn es waren die ersten menschlichen Laute, die ich, außer meiner eigenen Stimme, seit über fünfundzwanzig Jahren hörte. Ich halte jedoch keine Zeit zu solchen Betrachtungen. Der niedergeschlagene Bursche hatte sich so weit erholt, daß er auf dem Boden saß, und ich merkte meinem Wilden an, daß ihm bange wurde. Ich richtete daher meine zweite Flinte auf jenen, als wenn ich ihn erschießen wollte. Jetzt gab mir mein Wilder, wie ich ihn künftighin nennen will, durch Gebärden zu verstehen, ich solle ihm mein Schwert leihen. Das tat ich, und sobald er es in Händen hatte, lief er auf seinen Feind zu und schlug ihm mit einem Streich den Kopf ab, wie es kein deutscher Scharfrichter hätte schneller und besser tun können. Das erstaunte mich sehr bei einem Menschen, von dem ich glauben mußte, daß er sein Lebtag nie ein Schwert gesehen hatte. Ich erfuhr jedoch später, daß sie ihre Holzscheren so scharf und schwer und aus so hartem Holz machen, daß sie einen Schädel oder einen Arm auf einen Streich damit durchhauen können. Als er dies vollbracht hatte, kam er lachend mit allen Anzeichen des Triumphes zu mir zurück und brachte mir mein Schwert wieder, das er unter vielen Gebärden, die ich nicht verstand, samt dem Kopf des getöteten Wilden dicht vor meine Füße niederlegte. Am meisten aber war er darüber verwundert, wie ich den anderen Indianer aus solcher Entfernung hatte töten können. Er wies auf ihn und bat mit Gebärden um Erlaubnis, zu ihm gehen zu dürfen. Ich bedeutete ihm, so gut ich konnte, er möge es tun. Als er nahe bei ihm war, stand er wie versteinert still, kehrte ihn erst auf die eine Seite, dann auf die andere und sah nach dem Loch, das die Kugel anscheinend gerade in die Brust gebohrt hatte. Außen war nur wenig Blut geflossen; aber er schien sich inwendig verblutet zu haben, da er gleich mausestot war. Dann hob mein Wilder seinen Bogen und seine Pfeile auf und kam zurück. Ich wandte mich zum Gehen, winkte ihm, mir zu folgen, und bedeutete ihm durch Zeichen, es könnten noch mehr Feinde nachkommen. Hierauf machte er mir Zeichen, daß er sie im Sand vergraben wolle, damit sie nicht von den ändern gefunden würden, falls sie nachkämen. Und so hieß ich ihn das tun. Er fiel über die Arbeit her und scharfte in einem Augenblick ein Loch mit seinen Händen, das groß genug war, um den ersten zu begraben, zog ihn dann hinein und deckte ihn zu. Ebenso machte er es mit dem ändern. Mit beiden war er, glaube ich, in einer Viertelstunde fertig. Nunmehr rief ich ihn zurück und brachte ihn nicht zu meiner Burg, sondern zu meiner Höhle in dem jenseitigen Teil der Insel, so daß der zweite Teil meines Traumes, nämlich, daß er in meinem Wäldchen Schutz suchte, nicht in Erfüllung ging. Hier gab ich ihm Brot und eine Traube Rosinen zu essen und einen Becher Wasser zu trinken, nach dem er infolge seines schnellen Laufens lechzte. Als er sich gelabt hatte, wies ich ihn an, sich niederzulegen und zu

schlafen. Ich zeigte ihm einen Platz, wo ich einen großen Haufen Reisstroh aufgeschichtet hatte, mit einem Laken darüber, auf dem ich selbst zuweilen übernachtet hatte. Er legte sich hin und schlief ein.

Es war ein hübscher, gutgewachsener Bursche mit geraden, langen, aber nicht allzu langen Gliedmaßen, groß und wohlgeformt und meiner Schätzung nach ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Er sah sehr gutartig aus, durchaus nicht grimmig und finster; dabei hatte er etwas sehr Männliches im Gesicht und dennoch die ganze Freundlichkeit und Weichheit eines Europäers, zumal wenn er lächelte. Sein Haar war lang und schwarz, gar nicht kraus und wollig, seine Stirne sehr hoch und breit und die Augen voll Lebhaftigkeit und sprühendem Glanz. Die Farbe seiner Haut war nicht ganz schwarz, aber doch sehr dunkel, wenn auch nicht von dem häßlichen Gelb- bis Schwarzbraun der Brasilianer und Virginier und anderer Eingeborener Amerikas, vielmehr von einer Art glänzender dunkler Olivenfarbe, die etwas sehr Angenehmes hatte, wenn sie auch nicht leicht zu beschreiben ist. Sein Gesicht war rund und voll, seine Nase klein, aber nicht flach wie die der Neger. Er hatte einen hübschen Mund, dünne Lippen, und seine gut stehenden Zähne waren weiß wie Elfenbein. Nachdem er eine Weile mehr hingedämmert als geschlafen hatte, wachte er nach ungefähr einer halben Stunde wieder auf und kam zu mir aus der Höhle; denn ich hatte inzwischen meine Ziegen in der nahen Hürde gemolken. Als er mich erblickte, lief er auf mich zu und warf sich wieder vor mir auf den Boden mit allen Zeichen dankbarer Ergebenheit, die er durch Gebärden auszudrücken suchte. Schließlich legte er seinen Kopf flach auf die Erde nahe an meinen Fuß, setzte meinen anderen Fuß darauf, wie er es schon zuvor getan hatte, und machte alle erdenklichen Zeichen der Unterwerfung, Dienstbereitschaft und Ehrerbietung, woraus ich erkennen sollte, daß er mir zeit seines Lebens zu dienen bereit sei. Ich verstand ihn in vielen Dingen und ließ ihn merken, daß ich sehr zufrieden mit ihm sei. Nach einiger Zeit sprach ich zu ihm und lehrte ihn zu mir sprechen. Zuerst gab ich ihm zu verstehen, er solle Freitag heißen, weil ich ihn an einem Freitag gerettet hatte und mich gerne in Zukunft daran erinnern wollte. Zu mir aber sollte er «Herr» sagen. Auch lernte er ja und nein sagen und die Bedeutung davon. Ich gab ihm etwas Milch in einem irdenen Topf, machte ihm vor, wie ich sie trank und mein Brot darein tunkte, und gab ihm dann auch ein Brötchen, um dasselbe zu tun. Er begriff es rasch und machte Zeichen, es schmecke ihm sehr gut.

Ich blieb dort die ganze Nacht mit ihm; aber sobald es Tag war, winkte ich ihm, mir zu folgen, und deutete ihm an, daß ich ihm einige Kleider geben wollte, worüber er sehr erfreut schien, da er splitternackt war. Als wir an den Ort kamen, wo er die beiden Wilden begraben hatte, zeigte er mir die Zeichen, die er sich gemacht hatte, um sie wiederzufinden. Er bedeutete mir, daß er sie wieder ausgraben wolle, um sie zu essen. Hierüber zeigte ich mich sehr böse und gab ihm meinen ganzen Abscheu zu erkennen, tat, als wenn ich mich bei dem bloßen Gedanken erbrechen müsse, und winkte ihm mit der Hand, weiterzugehen, was er sofort mit großer Demut tat. Dann führte ich ihn auf den Hügel, um zu sehen, ob seine Feinde fort seien. Ich zog mein Glas heraus und sah deutlich den Platz, wo sie gewesen waren; aber es war nichts mehr von ihnen oder ihren Kanoes zu sehen, woraus ich schließen konnte, daß sie weggerudert waren und ihre beiden Kameraden im Stich gelassen hatten, ohne weiter nach ihnen zu suchen.

Aber ich gab mich damit noch nicht zufrieden; denn ich hatte jetzt mehr Mut und folglich auch mehr Neugier, nahm daher Freitag mit mir, gab ihm ein Schwert in die Hand und Pfeil und Bogen auf den Rücken, und da ich fand, daß er es sehr geschickt trug, ließ ich ihn auch ein Gewehr tragen. Ich selbst nahm zwei, und so wanderten wir zu dem Platz, wo diese Unmenschen gehaust hatten; denn ich wollte jetzt genaueren Bescheid über sie haben. Aber als ich an Ort und Stelle kam, gerann mir mein Blut in den Adern, und mein Herz stand still vor Entsetzen über den Anblick. Es war in der Tat ein furchtbares Bild, wenigstens für mich; denn Freitag machte sich nichts draus. Der Platz war mit menschlichen Knochen besät, der Boden mit Blut getränkt, große Stücke Fleisch lagen hier und da herum, halb gegessen, verstümmelt und verbrannt, kurzum alle Zeichen eines Freudenfestes, das sie hier nach einem Sieg über ihre Feinde gefeiert hatten. Ich sah drei Schädel, fünf Hände und die Knochen von drei oder vier Beinen und Füßen sowie ungezählte andere Gliedmaßen. Freitag gab mir durch Zeichen zu verstehen, sie hätten vier Gefangene zur Festmahlzeit hierhergebracht; drei davon seien aufgefressen, und der vierte (auf sichweisend) habe er sein sollen. Es habe eine große Schlacht stattgefunden zwischen ihnen und ihrem Nachbarkönig, zu dessen Untertanen er zu gehören schien. Sie hätten viele Gefangene gemacht und alle an verschiedene Plätze gebracht, um sie als Festschmaus zu verspeisen, ebenso wie es hier geschehen war.

Ich befahl Freitag, alle Schädel, Knochen und Fleisch und was sonst noch übriggeblieben war zu sammeln, auf einen Haufen zu legen, ein großes Feuer darum zu machen und alles zu Asche-zu verbrennen. Ich sah, daß ihm noch immer der Mund nach dem Fleisch wässerte und er, nach seiner Natur, eben noch ein Menschenfresser war. Aber ich zeigte ihm soviel Abscheu bei dem Gedanken daran, daß er es nicht wagte; denn ich ließ ihn deutlich merken, daß ich ihn sonst niederschießen würde.

Nach verrichteter Arbeit wanderten wir zu meiner Burg zurück, und ich ging daran, Freitag einzukleiden. Erstens gab ich ihm ein Paar Leinenhosen, die ich aus der Kiste des armen Stückmeisters hatte; sie saßen ihm nach einer kleinen Änderung ganz gut. Danach nähte ich ihm, so gut ich konnte, ein Wams aus Ziegenfell; denn ich war allmählich ein ganz guter Schneider geworden, und gab ihm auch eine Mütze, die ich aus Hasenfell gemacht hatte und die ihm ganz bequem und stattlich auf dem Kopf saß. So war er fürs erste bedeckt und war selber sehr stolz, sich ebensogut gekleidet zu sehen wie seinen Herrn. Er stellte sich zwar anfangs sehr unbeholfen in den Sachen an, besonders die Hose war ihm sehr unbequem; die Ärmel der Jacke rieben ihn an den Schultern und

unter den Achseln wund, und auch als ich sie ihm bequemer machte, klagte er noch, daß sie ihn spannten; mit der Zeit jedoch gewöhnte er sich daran und trug sie sehr gern.

Am nächsten Tag überlegte ich, wo ich ihn wohnen lassen sollte. Um ihn behaglich unterzubringen und doch so, daß ich nichts von ihm zu befürchten brauchte, machte ich ihm ein kleines Zelt auf dem freien Raum zwischen den beiden Befestigungen, und da von dort ein Eingang in meine Höhle führte, verfertigte ich einen richtigen Türrahmen und eine Tür aus Brettern, die ich etwas innerhalb des Eingangs anbrachte, und zwar so, daß sie nur von innen zu öffnen war. Ich verriegelte sie bei Nacht und nahm auch meine Leitern mit hinein, so daß Freitag unmöglich zu mir in die innerste Mauer gelangen konnte, ohne so viel Lärm zu machen, daß ich davon aufwachen mußte. Denn diese meine erste Mauer hatte jetzt ein vollkommenes Dach aus den Stangen, die ich über mein Zelt hinweg gegen die Vorderseite des Hügels gelegt und mit kleinen Zweigen und einer dicken Schicht Reisstroh überdeckt hatte, das stark wie Schilf war. An dem Loch, das ich gelassen hatte, um mit der Leiter ein- und auszusteigen, hatte ich eine Art Falltür angebracht, die mit großem Lärm herabgestürzt wäre, wenn man sie von außen zu öffnen versucht hätte. Meine Waffen legte ich nachts alle neben mich.

Aber all dieser Vorsichtsmaßregeln hätte es nicht bedurft; denn niemals hat jemand einen treueren, redlicheren und liebevolleren Diener gehabt, als ich an Freitag hatte. Er kannte weder Eigensinn, Bosheit noch Hinterlist, sondern nur Pflichttreue und Demut. Er hing mit seiner ganzen Liebe an mir wie ein Kind an seinem Vater, und ich wage zu sagen, er würde in jedem Notfall sein Leben für das meine hingegeben haben. Die vielen Beweise, die er mir dafür gab, nahmen mir jeden Zweifel und überzeugten mich bald, daß es seinetwegen keiner Vorsicht bedurfte.

Dies gab mir oft Anlaß, staunend zu erkennen, wie es Gott in seinem Schöpfungswerk gefallen hat, einen so großen Teil seiner Geschöpfe zwar den besten Gebrauch ihrer Seelenkräfte zu versagen, sie aber dennoch mit derselben Vernunft und Liebe auszustatten, mit denselben Gefühlen der Freundlichkeit und Anhänglichkeit, denselben Empfindungen für das Böse, demselben Sinn für Dankbarkeit, Aufrichtigkeit, Treue und all den mannigfachen Fähigkeiten, Gutes zu tun und zu empfangen, die er uns Christen gegeben hat; und daß sie, wenn es ihm gefällt, ihnen Gelegenheit zur Ausübung dieser Fähigkeiten zu bieten, genau so bereit wie wir, ja bereiter als wir sind, den rechten Gebrauch davon zu machen. Und ich wurde manchmal ganz traurig, wenn ich daran dachte, wie schlecht wir diese Gaben oft anwenden, obgleich wir uns nicht durch unseren Verstand, sondern auch durch das große Licht der Erkenntnis, durch Gottes Geist und durch die Offenbarung seines Wortes dieser Kräfte bewußt sein sollten. Warum also, fragte ich mich immer wieder, hat es Gott gefallen, diese rettende Erkenntnis so vielen Millionen Seelen vorzuenthalten, die, wenn ich nach diesem armen Wilden urteilen darf, einen viel besseren Gebrauch davon machen würden als wir? Auf diese Weise wurde ich manchmal dazu verführt, mich allzuweit in das Hoheitsgebiet der Vorsehung vorzuwagen und gleichsam Klage zu erheben gegen eine so willkürliche Ordnung der Dinge, die das Licht vor einigen verbarg und es anderen offenbarte und dennoch von beiden die gleiche Pflichterfüllung erwartete. Aber ich stand davon ab und gebot meinen Gedanken Einhalt, mit dem Schluß, erstens, daß wir ja nicht wissen, nach welchem höheren Plan und Gesetz diese verurteilt sind, sondern daß, da Gott notwendig und seinem Wesen nach unaussprechlich heilig und gerecht ist, es nicht anders sein kann, als daß wenn diese Geschöpfe zum Fernsein von ihm verurteilt sind, sie es deshalb sind, weil sie gegen jenes Licht gesündigt hatten, das, wie die Schrift sagt, sich selber Gesetz ist, und nach Regeln, die ihre Gewissen als gerecht anerkennen würden, obwohl der Grund uns verborgen ist. Und zweitens, daß wir alle Ton in der Hand des Töpfers sind und daher kein Gefäß zu ihm sagen kann: «Warum hast du mich so geformt?» Doch nun zurück zu meinem Gefährten. Ich hatte meine rechte Freude an ihm und gab mir Mühe, ihm allerhand beizubringen, damit er mir nützlich und behilflich sein und vor allem mit mir sprechen und mich verstehen könnte, wenn ich zu ihm redete. Und er war der gelehrigste Schüler, den es je gegeben hat; er war so fröhlich, so fleißig und freute sich selber so, wenn er mich verstehen oder sich verständlich machen konnte, daß es eine Lust für mich war, mit ihm zu reden. Das Leben wurde mir nun wieder lieb, und ich sagte jetzt oft zu mir selbst: Wenn ich nur vor den ändern Wilden sicher wäre, so wollte ich mein Lebtage nicht danach fragen, je wieder diesen Ort zu verlassen.

Zwei oder drei Tage, nachdem ich in meine Burg zurückgekehrt war, beschloß ich, um Freitag von seiner schrecklichen Nahrungsweise abzubringen, ihn anderes Fleisch kosten zu lassen. Also nahm ich ihn eines Morgens mit in den Wald, mit der Absicht, eine meiner zahmen Ziegen zu töten, heimzubringen und zuzubereiten; unterwegs aber sah ich eine wilde Ziege im Schatten mit ihren beiden Jungen liegen. Ich packte Freitag am Arm, sagte: «Halt, steh still!» und machte ihm Zeichen, sich nicht zu rühren. Dann legte ich an und schoß eines der Jungen. Der arme Kerl, der mich zwar aus weiter Entfernung einen der Wilden hatte töten sehen, ohne aber zu begreifen, wie es zugeing, erschrak des Todes, zitterte und bebte und schaute so entsetzt drein, daß ich dachte, er würde zu Boden stürzen. Er halte das Kitz nicht gesehen, auch nicht gemerkt, daß ich es getötet hatte, sondern riß sein Wams auf, um zu fühlen, ob er nicht verwundet sei, und war offenbar überzeugt, daß ich ihn töten wolle: denn er kniete vor mir nieder, umklammerte meine Knie und stammelte allerhand Kauderwelsch, das ich nicht verstand, aus dem ich jedoch die Bitte heraushörte, ich solle sein Leben schonen. Ich machte ihm bald begreiflich, daß ich ihm nichts tun wolle; ich nahm ihn bei der Hand, lachte ihm zu, zeigte ihm das tote Kitz und hieß es ihn herholen, was er denn auch tat. Indes er sich noch verwunderte und hin- und herschaute, wie ich wohl das Tier getötet hätte, lud ich mein Gewehr von neuem, da ich einen großen Vogel, eine Art Habicht, in Schußweite auf einem Baum sitzen sah. Damit Freitag nun verstünde, was ich tun wollte,

rief ich ihn zu mir und wies auf den Vogel, der in Wahrheit nur ein Papagei war, obgleich ich ihn für einen Habicht gehalten hatte. Ich wies also, sage ich, auf den Papagei, dann auf mein Gewehr und die Stelle am Boden unter dem Papagei, um ihm begreiflich zu machen, daß ich den Vogel herschießen und töten würde. Gleich darauf gab ich Feuer, und er sah den Papagei fallen. Er stand wiederum ganz verdonnert da, als hätte er von all meinem Anschauungsunterricht nichts begriffen. Ja, er war diesmal eher noch erstaunter, weil er mich nichts in mein Gewehr hatte hineintun sehen und daher dachte, es müsse irgendein Tod und Vernichtung speiendes Zauberwesen darin sein, das Menschen, Tiere, Vögel und alles, was kriecht und fliehet, ob nah oder fern, töten könne. Sein Erstaunen war so groß, daß er sich lange Zeit nicht davon erholen konnte, und ich glaube, wenn ich ihn dabei gelassen hätte, würde er mich und mein Gewehr angebetet haben. Das Gewehr getraute er sich noch mehrere Tage danach nicht anzurühren, wohl aber sprach und schwatzte er mit ihm, wenn er allein war, als wenn es ihm antworten könnte, was jedoch, wie ich später erfuhr, nur eine Bitte an die Flinte war, sie möchte ihn doch nicht töten.

Nachdem sein Schrecken ein wenig verflogen war, hieß ich ihn den Vogel holen. Er lief hin, blieb aber eine Weile aus, da der Papagei nicht ganz tot und noch ein ziemliches Stück von der Stelle weggeflattert war. Endlich fand er ihn jedoch, hob ihn auf und brachte ihn mir. Da ich nun vorher seinen Aberglauben an die Wunderkraft des Gewehres wahrgenommen hatte, benutzte ich die Zwischenzeit, um es heimlich aufs neue zu laden, so daß ich nun wieder einen Schuß auf der Pflanze hatte. Für diesmal kam mir aber nichts mehr vor den Lauf. So brachte ich das Kitz heim, zog ihm am Abend das Fell ab, weidete es aus, so gut ich konnte, kochte oder schmort ein Stück davon in meinem Topf und machte eine sehr gute Kraftbrühe. Nachdem ich etwas gegessen hatte, gab ich meinem Burschen davon zu kosten. Er zeigte sich sehr erfreut darüber, und es schien ihm zu schmecken. Nur machte er große Augen darüber, daß ich Salz dazu aß. Er deutete mir durch Zeichen an, es sei nicht gut, Salz zu essen; er nahm etwas davon in den Mund, tat, als ekelte ihn davor, spuckte es aus und spülte sich den Mund mit frischem Wasser. Darauf nahm ich etwas Fleisch ohne Salz in den Mund und tat gleichfalls, als ob ich es ausspucken müßte. Aber das half nichts; er gewöhnte sich nie an Salz, und wenn er später schließlich doch davon nahm, war es immer nur sehr wenig.



Nachdem ich ihn so mit gekochtem Fleisch und Brühe gefüttert hatte, beschloß ich, ihn am nächsten Tage mit einem Stück Kitzbraten zu traktieren. Zu dem Ende hing ich das Fleisch an einer Schnur über das Feuer, wie ich es oft in England gesehen hatte, und zwar befestigte ich auf jeder Seite des Feuers einen Stecken, legte einen dritten quer darüber und band die Schnur daran, so daß das Fleisch sich fortwährend drehte. Dies bewunderte Freitag sehr, und als er von dem Fleisch gekostet hatte, suchte er mir auf alle mögliche Art deutlich zu machen, wie gut es ihm schmeckte. Schließlich beteuerte er mir, er wolle nie wieder Menschenfleisch essen, was ich mit Freuden hörte.

Am nächsten Tage ließ ich ihn etwas Korn ausklopfen und auf meine gewohnte Art durchsieben. Er machte es sehr bald ebensogut wie ich, besonders nachdem er begriffen hatte, wozu das geschah; denn ich ließ ihn zuschauen, wie ich mein Brot machte und buk. Und nach kurzer Zeit war Freitag so weit, daß er alle Arbeiten ebensogut wie ich selber für mich verrichten konnte.



Ich überlegte mir nun, daß ich jetzt zwei Mäuler anstatt eines zu stopfen hatte und daher mehr Boden umgraben und mehr Korn aussäen mußte als bisher. Also umzäunte ich ein größeres Feld in derselben Weise wie zuvor, wobei mir Freitag nicht nur sehr willig und eifrig, sondern auch sehr geschickt half. Ich sagte ihm, es geschehe, um mehr Korn zu pflanzen, weil ich jetzt mehr Brot für ihn und für mich brauchte. Er zeigte sich sehr gerührt darüber und gab mir zu verstehen, es tue ihm leid, daß ich nun seinetwegen mehr Arbeit hätte als für mich allein und daß er dafür um so fleißiger arbeiten wolle; ich sollte ihm nur alles befehlen. Dies war das schönste Jahr von allen, die ich auf dieser Insel verbrachte. Freitag fing an, ganz leidlich zu sprechen, und verstand die Namen fast aller Dinge, über die ich mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, und jedes Ortes, an den ich ihn schickte. Auch schwatzte er viel mit mir, so daß meine eigene Zunge wieder gelenkig wurde, die lange geruht halte. Außer dem Vergnügen, mit ihm zu sprechen, hatte ich auch meine Freude an dem Burschen selber. Seine einfache, ungeheuchelte Ehrlichkeit offenbarte sich mir von Tag zu Tag mehr, und ich fing an, ihn wirklich zu lieben, wie auch ich ihm, glaube ich, lieber war als jemals etwas in seinem ganzen Leben.

Eines Tages wollte ich ihn auf die Probe stellen, ob er wohl noch irgendwelche Sehnsucht nach seinem eigenen Lande hätte; und da er inzwischen so viel Englisch gelernt hatte, daß er mir fast alles beantworten konnte, fragte ich ihn, ob der Volksstamm, zu dem er gehörte, niemals in einer Schlacht gesiegt habe. Darauf lächelte er und sagte: «Ja, ja. Kämpfen immer besser.» Hiermit wollte er sagen, sie blieben immer Sieger. So entspann sich folgender Dialog: «Ihr kämpft immer besser!» sagte ich. «Wie kommt es dann, daß du gefangen wurdest, Freitag?»

Freitag: «Mein Volk dafür schlug sie sehr.»

Ich: «Wie schlug? Wenn dein Volk sie schlug, wie wurdest du dann gefangengenommen?»

Freitag: «Sie mehr waren an dem Ort, wo ich war. Nahmen ein, zwei, drei und mich. Mein Volk schlug sie an einem ändern Ort, wo ich nicht war. Dort mein Volk nahm ein, zwei große Tausend.»

Ich: «Aber warum befreiten deine Leute dich nicht aus den Händen deiner Feinde?»

Freitag: «Liefen fort mit eins, zwei, drei und mir, machten uns in die Kanoes gehen. Mein Volk keine Kanoes damals.»

Ich: «Gut, Freitag, was machte denn dein Volk mit den Feinden, die es gefangennahm?»

Schleppten sie sie fort und aßen sie, wie die andern es taten?»

Freitag: «Ja, mein Volk essen auch Menschen, essen alle.»

Ich: «Wo bringen sie sie hin?» Freitag: «Bringen sie zu anderem Ort.» Ich: «Kommen sie auch hierher?» Freitag:

«Ja, ja, kommen hier, kommen anderen Ort.»

Ich: «Bist du auch einmal mit ihnen hier gewesen?»

Freitag: «Ja, hier gewesen.» Er zeigte nach dem Nordwesten der Insel, was offenbar ihre Seite war. Ich verstand daraus so viel, daß mein Mann, Freitag, auch unter den Wilden gewesen war, die auf die andere Seite der Insel zu kommen pflegten, um ihre kannibalische Mahlzeit zu halten. Einige Zeit später, als ich mir ein Herz faßte und ihn auf die andere Seite führte, erkannte er sogleich die Stelle wieder und sagte, hier sei er einmal gewesen, als sie zwanzig Männer, zwei Frauen und ein Kind aufgefressen hätten. Er konnte zwanzig nicht auf englisch sagen, aber er legte ebenso viele Steine in eine Reihe und ließ mich zählen.

Ich habe dies nur erzählt, weil es zum folgenden überleitet. Ich fragte ihn nämlich nach diesem Gespräch, wie weit es von unserer Insel bis zum Festland sei und ob nicht oft Kanoes unterwegs untergingen. Er sagte, da sei keine Gefahr, kein Kanoe sei jemals untergegangen; aber etwas weiter draußen in der See sei eine Strömung und immer Wind, am Morgen von hier, am Nachmittag von dort.

Ich glaubte zuerst, er meinte nichts anderes als das Einsetzen von Ebbe und Flut. Später jedoch erfuhr ich, daß es sich um den starken Ausfluß des mächtigen Stromes Orinoko handelte - in dessen Mündung unsere Insel lag, und daß das Land, das ich im Westen und Nordwesten gesichtet halte, die große, nördlich von der Strommündung gelegene Insel Trinidad war. Ich fragte Freitag tausenderlei über das Land, die Bewohner, die See, die Küste und was für Völker dort in der Nachbarschaft hausten. Er sagte mir alles, was er wußte, mit der allergrößten Offenheit. Ich fragte ihn nach den Namen der verschiedenen Völker und Menschenarten, aber konnte nichts

anderes aus ihm herausbringen als das Wort «Kribs», woraus ich leicht entnahm, daß er Kariben meinte, die nach unseren Landkarten von der Mündung des Orinoko bis Guinea und weiter bis St. Martha leben. Er erzählte mir, daß weit über den Mond hinaus, womit er wohl den Monduntergang im Westen seines Landes meinte, weiße bärtige Männer lebten gleich mir (dabei deutete er auf meinen langen Knebelbart) und daß sie viele Menschen getötet hätten. Daraus entnahm ich, daß er die Spanier meinte, deren Grausamkeiten damals in der ganzen Welt berüchtigt waren und bei allen Völkern vom Vater auf den Sohn zum abschreckenden Andenken weitererzählt wurden.



Ich fragte ihn, ob er mir zu sagen vermöchte, wie ich von der Insel fortkommen und zu jenen weißen Menschen gelangen könnte. Er rief: ja, ja, ich könne in zwei Kanoes gehen. Ich konnte nicht begreifen, was er mit zwei Kanoes meinte, bis ich endlich mit vieler Mühe herausbekam, daß er ein sehr großes Boot, so groß wie zwei Kanoes, meinte.

Dieser Teil meines Gespräches mit Freitag befriedigte mich sehr, und von der Zeit an blühte mir die Hoffnung wieder auf, daß ich eines Tages doch noch eine Gelegenheit finden würde, um von der Insel zu entkommen, und daß dieser arme Wilde mir vielleicht dazu verhelfen könnte.

All die Zeit über, seit Freitag nun bei mir war und mit mir zu reden gelernt hatte, war ich bemüht gewesen, einen Keim zur Erkenntnis Gottes in ihm zu pflanzen. Einmal fragte ich ihn, wer ihn erschaffen habe. Der arme Tropf verstand mich gar nicht, sondern meinte, ich hätte ihn gefragt, wer sein Vater sei. Ich griff es darauf von einer anderen Seite an und fragte ihn, wer das Meer gemacht hätte, den Boden, auf dem er ging, die Hügel und Wälder. Er sagte mir, es gebe einen alten Mann, namens Benamucki, der länger als alles andere lebe. Er konnte nichts Näheres über diese große Persönlichkeit berichten, nur, daß er sehr alt sei, viel älter, sagte er, als Meer und Land, Mond und Sterne. Ich fragte ihn, wenn dieser alte Mann alle Dinge gemacht habe, warum ihn dann nicht alle anbeteten. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und versetzte mit einem ganz unschuldigen Blick: «Alle sagen O! zu ihm.» Ich fragte ihn, ob die Leute, die in seinem Lande stürben, irgendwo hingingen. - Er sagte: «Ja, sie gehen alle zu Benamucki.» Dann fragte ich ihn, ob die, die sie auffräßen, auch zu ihm kämen. Er sagte ja.

Von da an begann ich, ihn in der Erkenntnis des wahren Gottes zu unterweisen. Ich sagte zu ihm, daß der große Schöpfer aller Dinge dort oben lebe, und deutete dabei zum Himmel; daß er die Welt mit eben der Macht und Weisheit regiere, mit der er sie erschaffen habe; daß er allmächtig sei und uns alles geben und nehmen könne, und öffnete ihm auf solche Weise allmählich die Augen. Er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm mit Freude die Botschaft in sich auf, daß Jesus Christus gesandt worden sei, uns zu erlösen und uns zu lehren, auf welche Art wir zu Gott beten müßten, damit er uns droben im Himmel erhöere. Er sagte mir eines Tages, wenn Gott uns bis über die Sonne hinaus hören könne, so müsse er ein größerer Gott sein als ihr Benamucki, der viel näher lebe und sie doch nicht hören könne, wenn sie nicht zuvor auf die großen Berge hinaufstiegen, wo er wohne. Ich fragte ihn, ob er je dorthin gegangen sei, um mit ihm zu sprechen. Er sagte: nein, es gingen niemals junge Leute dorthin, sondern nur die alten Männer, die sie Owookakee nannten, und womit sie ihre Geistlichen oder Priester meinten. Diese gingen hinauf, um O! zu sagen (er meinte, um zu beten), und kämen dann wieder zurück und erzählten ihnen, was Benamucki gesagt habe. Daraus ersah ich, daß Pfaffenlist selbst bei den blindesten, unwissendsten Heiden der Welt im Schwange ist und daß der schlaue Kniff, einen Geheimkult zu schaffen, um das Volk in Ehrfurcht vor der Priesterschaft zu erhalten, sich nicht nur in der römischen, sondern vielleicht in allen Religionen der Welt findet, selbst bei den rohesten und barbarischsten Wilden.

Ich bemühte mich, meinem Mann, Freitag, über diesen Betrug die Augen zu öffnen, und sagte ihm, das Vorgeben dieser Alten, auf die Berge zu steigen, um zu ihrem Gott Benamucki O! zu sagen, sei eine Lüge, und die Antworten, die sie von dort brächten, erst recht; und wenn sie dort wirklich mit jemandem sprächen und eine Antwort bekämen, so könne es nur ein böser Geist sein. Und nun geriet ich mit ihm in eine lange Unterredung über den Teufel, seinen Ursprung, seinen Aufruhr gegen Gott, seine Feindschaft gegen die Menschen und ihre Ursache; über sein Unterfangen, sich im Reiche der Finsternis einen Thron zu errichten, um sich an Gottes Stelle und als Gott anbeten zu lassen; über die vielen Kriegslisten, die er anwende, um die Menschheit in den

Untergang zu locken, und wie er heimlichen Zugang zu unseren Gemütsregungen und Leidenschaften habe und seine Fallstricke unseren Neigungen so anzupassen wisse, daß wir selbst zu unseren Versuchern würden und aus eigener Wahl in unser Verderben liefen.

Ich fand es schwieriger, seinem Gemüt den rechten Begriff vom Teufel einzuprägen als zuvor vom Dasein eines Gottes. Die Natur der Dinge selbst hatte mir geholfen, ihn die Notwendigkeit einer ersten großen Ursache, einer alles beherrschenden Macht und heimlich lenkenden Vorsehung zu beweisen und daß es nur billig und gerecht sei, dem, der uns alle geschaffen, Huldigung zu erweisen, und dergleichen mehr. Aber alles das besagte nichts für den Begriff von einem bösen Geist, für seinen Ursprung und sein Wesen und vor allem seine Neigung, Böses zu tun und auch uns dazu zu verführen; und einmal brachte mich der arme Bursche durch eine ganz natürliche und unschuldige Frage so in Verlegenheit, daß ich kaum wußte, was ich ihm erwidern sollte. Ich hatte ihm lang und breit von der Allmacht Gottes und seinem furchtbaren Zorn wider die Sünde gesprochen und daß er ein verzehrendes Feuer sei für alle Übeltäter und uns und die ganze Welt, die er geschaffen, in einem Augenblick zerstören könne, und Freitag hatte mir die ganze Zeit mit tiefem Ernst zugehört.

Danach hatte ich ihm geschildert, wie der Teufel Gottes Feind in den Herzen der Menschen sei und alle seine Bosheit und Geschicklichkeit aufwende, die guten Absichten der Vorsehung zunichte zu machen und Christi Reich in der Welt zu zerstören, und dergleichen. «Gut», sagt Freitag, «aber du sagen, Gott ist so stark, so groß, ist er nicht viel mehr stark, viel mehr mächtig als der Teufel?» - «Ja, ja», sagte ich, «Freitag, Gott ist stärker als der Teufel, Gott steht über dem Teufel, und darum beten wir zu Gott, er möge ihn unter seine Füße treten und uns fähig machen, seinen Versuchungen zu widerstehen und seine feurigen Pfeile zu löschen.» - «Aber», sagt er wieder, «wenn Gott viel mehr stark, viel mehr mächtig als der Teufel, warum Gott nicht Teufel totmachen? Teufel dann nicht mehr Schlechtes tun».

Über diese Frage war ich höchst verduzt; denn obwohl ich bereits ein aller Mann war, war ich doch nur ein junger Theologe und in der Dialektik und der Auflösung schwieriger Fragen wenig bewandert. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was ich sagen sollte, und so tat ich, als hätte ich ihn nicht verstanden, und fragte, was er gesagt habe. Aber er war zu begierig auf eine Antwort, als daß er seine Frage vergessen hätte. Er wiederholte sie mit denselben gebrochenen Worten. Mittlerweile hatte ich mich ein wenig gefaßt und gab ihm den Bescheid: «Gott wird ihn zu guter Letzt doch noch bestrafen. Er bleibt bis zum Jüngsten Gericht aufbehalten, wo er dann in die bodenlose Tiefe geworfen und zum ewigen Feuer verdammt werden wird.» Dies befriedigte Freitag nicht. Er wandte sich zu mir, wiederholte meine Worte und sagte: «Bis zuletzt! ich nicht verstehen; warum Teufel nicht jetzt totmachen, lange vorher?» - «Du kannst ebensogut fragen», sagte ich, «warum Gott dich und mich nicht tötet, denn wir tun auch böse Dinge, die ihn erzürnen; wir bleiben aber am Leben, damit wir bereuen und uns danach vergeben wird.» Hierüber dachte er eine Weile nach. «Gut, gut», sagte er sehr erfreut, «das ist gut, so Ihr, ich, Teufel, alle schlecht, alle bleiben, bereuen, Gott allen vergeben.» Da war ich wieder ganz aus dem Text gebracht, und ich ersah daraus, wie das bloße natürliche Denken ein vernünftiges Geschöpf zwar zu der Erkenntnis führen kann, daß es einen Gott gibt und unserer Natur nach notwendig geben muß und daß dem höchsten Wesen Verehrung und Anbetung gebührt; wie jedoch nichts als göttliche Offenbarung die Erkenntnis von Jesus Christus als unserem Erlöser, als einem Mittler des neuen Bundes und Fürsprecher an Gottes Thron - ich sage, wie nichts als eine Offenbarung vom Himmel her dies in der Seele zu erwecken vermag, und daß daher das Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, ich meine das Wort Gottes und der Geist Gottes, der seinem Volk als Führer und Heiligmacher verheißen ist, die unentbehrlichen Lehrer der Menschenseelen sind, die sie allein in der Erkenntnis Gottes und in den Heilmitteln zu überweisen vermögen.

Ich brach daher diese Unterhaltung ab und stand schnell auf, als wenn mir plötzlich einfiele, daß ich noch ausgehen müsse. Dann schickte ich ihn nach irgend etwas sehr weit weg und betete inständig zu Gott, er möge mich doch tüchtig machen, diesen armen Wilden zu unterweisen und zu erretten, und durch seinen heiligen Geist dem Herzen des armen, unwissenden Geschöpfes beistehen, das Licht der Erkenntnis Gottes in Christo zu empfangen, und möge mich leiten, so zu ihm von Gottes Wort zu reden, daß sein Gewissen davon gerührt, seine Augen geöffnet und seine Seele gerettet würde. Als er wieder zu mir kam, begann ich ein langes Gespräch mit ihm über die Erlösung des Menschen durch den Heiland der Welt und die vom Himmel her gepredigte Lehre des Evangeliums von der Reue vor Gott und dem Glauben an unseren gesegneten Herrn Jesus. Dann erklärte ich ihm, so gut ich konnte, weshalb unser gesegneter Erlöser nicht die Gestalt der Engel, sondern die Gestalt des Samens Abrahams angenommen habe, und wie aus diesem Grunde die gefallenen Engel nicht Teil an der Erlösung hätten, sondern daß er allein zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gekommen sei. und so fort. Gott weiß, ich hatte bei all meinen Bekehrungsversuchen mehr guten Willen als Gelehrsamkeit, und ich muß bekennen, daß es mir dabei erging, wie es, glaube ich, im gleichen Falle allen ergeht. Indem ich ihm nämlich alles erklärte, wurde mir selbst vieles erst richtig klar, was ich vorher nicht gewußt oder nicht richtig bedacht hatte, was mir aber nun, während ich zur Unterweisung dieses armen Wilden mich darin vertiefte, ganz von selbst sich darbot; und ich hatte mehr Freude am Nachdenken über vieles als je zuvor, so daß ich allen Grund hatte, dafür dankbar zu sein, daß dieses arme, wilde Geschöpf zu mir gekommen war. Mein Kummer lastete leichter auf mir, und meine Behausung wurde mir über die Maßen lieb und traulich. Und wenn ich bedachte, daß ich in diesem einsamen Dasein, zu dem ich verurteilt war, nicht nur selber dazu gebracht worden war, zum Himmel empor zu schauen und nach der Hand zu fragen, die mich hierhergeführt hatte, sondern jetzt auch noch

zum Werkzeug erkoren worden war, das Leben und, soviel ich sehen konnte, auch die Seele eines armen Wilden zu erretten und ihm zu wahrer Kenntnis der christlichen Religion und Lehre zu verhelfen, so daß er Jesum Christum erkennen konnte, den zu erkennen das ewige Leben bedeutet - ich sage, wenn ich das alles bedachte, so durchströmte eine heimliche Freude meine ganze Seele, und ich frohlockte darüber daß ich hierher verschlagen worden war, was mir doch so oft als das schrecklichste Unglück erschienen war, das mich je hätte befallen können.

In so dankbarer Stimmung verblieb ich die ganze Zeit, und das Verhältnis zwischen Freitag und mir war so, daß uns die drei Jahre, die wir hier miteinander verlebten, in ungetrübtem Glück vergingen, wenn anderes vollkommenes Glück hienieden auf Erden möglich ist. Der Wilde war nun allmählich ein guter Christ geworden, ein viel besserer als ich, obgleich ich Grund habe zu hoffen und Gott dafür zu danken, daß wir beide gleichermaßen des Trostes der Buße teilhaftig waren. Wir hatten Gottes Wort zum Lesen und waren seinem Geiste ebenso nahe, als wenn wir in England gewesen wären.

Wenn ich ihm aus der Bibel vorlas, bemühte ich mich immer, ihm, so gut ich konnte, den Sinn des Gelesenen zu erklären, und er wiederum machte mich durch seine ernsthaften Fragen, wie schon gesagt, zu einem viel besseren Bibelforscher, als ich es je geworden wäre, wenn ich allein für mich gelesen hätte. Noch etwas anderen aus der Erfahrung dieses meines zurückgezogenen Lebens kann ich mich nicht enthalten, hier zu erwähnen, nämlich, was für ein unendlicher, unaussprechlicher Segen es ist, daß das Wissen von Gott und von der Lehre der Erlösung durch Jesus Christus so schlicht und einfach im Worte Gottes niedergelegt ist, so leicht aufzufassen und zu verstehen, daß das bloße Lesen der Schrift mich befähigte, meine Pflicht genugsam zu begreifen: die Pflicht, geradenwegs an das große Werk aufrichtiger Reue über meine Sünden heranzugehen, mich einem Heiland und Führer zum ewigen Leben und zur Erlösung anheimzugeben und so zu einer völligen Bekehrung in all meinem Tun und zum Gehorsam gegen alle Gebote Gottes zu gelangen; und dies ohne jeden Lehrer und Unterweiser - ohne jeden menschlichen, meine ich. Und so genügte auch jetzt wieder dieselbe schlichte Unterweisung, um diesen armen Wilden zu erleuchten und ihn zu einem so guten Christen zu machen, wie ich ihrer wenige in meinem Leben gekannt habe.

Was all den Streit und Hader betrifft, der in der Welt um der Religion willen sich erhoben hat, alle die Spitzfindigkeiten der verschiedenen Lehrer oder Fragen des Kirchenregiments, so waren sie völlig nutzlos für uns, wie sie ja auch, soviel ich bis jetzt sehe, für die übrige Welt völlig nutzlos gewesen sind. Wir haben den sicheren Führer zum Himmelreich, nämlich das Wort Gottes, und hatten, Gott sei gesegnet, die tröstliche Gewißheit, daß der Geist Gottes uns durch sein Wort lehrte und unterwies und zur einzigen Wahrheit führte und uns beide gehorsam und willig machte, sein Wort aufzunehmen; und ich kann nicht den geringsten Nutzen sehen, den es für uns gehabt hätte, wenn wir auch noch soviel von den religiösen Streitfragen gewußt hätten, die so viel Verwirrung in der Welt angerichtet haben. Aber ich muß nun in dem erzählenden Teil meiner Geschichte fortsetzen und alles der Reihe nach vornehmen.

Als Freitag und ich uns besser kennengelernt hatten und er fast alles verstehen konnte, was ich zu ihm sagte, und geläufig, wenn auch in gebrochenem Englisch, sprach, erzählte ich ihm meine eigene Geschichte oder wenigstens, wie ich hierhergekommen war und bis jetzt hier gelebt hatte. Ich führte ihn in die Geheimnisse von Pulver und Blei ein und lehrte ihn schießen. Ich gab ihm ein Messer, über das er entzückt war, und machte ihm einen Gürtel mit einer Lederschlaufe daran und steckte ihm ein Beil darein, das ihm als Waffe und auch für andere Zwecke dienen sollte.

Ich beschrieb ihm die europäischen Länder, besonders meine Heimat England, wie wir dort lebten,



wie wir Gottesdienst hielten, wie wir miteinander verkehrten und in Schiffen nach allen Teilen der Welt Handel trieben. Ich beschrieb ihm das Wrack, auf dem ich gewesen war, und zeigte ihm, so gut ich konnte, die Stelle, wo es lag. Es war längst ganz zerborsten und untergegangen. Ich zeigte ihm die Trümmer unseres Bootes, das wir

bei unserem Rettungsversuch verloren hatten und das ich mit all meinen Kräften nicht hatte von der Stelle bringen können. Es war nun auch ganz zerfallen. Als Freitag dieses Boot sah, sann er eine lange Weile nach, aber sagte nichts. Ich fragte ihn, worüber er nachdachte. Schließlich sagte er: «Ich haben gesehen solches Boot zu mein Volk kommen.»

Ich verstand ihn erst nicht; aber als ich länger in ihn drang, begriff ich, es sei ein solches Boot an die Küste seines Vaterlandes durch Sturm verschlagen worden. Mir wurde plötzlich klar, es müsse irgendein europäisches Schiff dort gestrandet und das Boot ans Ufer getrieben worden sein, war aber so schwerfällig, nicht daran zu denken, ob vielleicht Menschen aus dem Wrack darauf entkommen seien, sondern fragte ihn nur, wie das Boot denn ausgesehen habe. Freitag beschrieb es mir so leidlich, und ich verstand ihn noch besser, als er mit einiger Bewegung hinzufügte: «Wir weiße Menschen vom Ertrinken gerettet!» Sogleich fragte ich ihn, ob weiße Menschen, wie er sie nannte, in dem Boot gewesen seien. «Ja», sagte er, «das Boot voll weiße Menschen.» Auf meine Frage, wie viele es gewesen seien, 'zählte er an den Fingern «siebzehn», und als ich weiter fragte, was aus ihnen geworden sei, sagte er: «Sie wohnen bei mein Volk.» Dies brachte mir wieder neue Gedanken in den Kopf; denn es fuhr mir plötzlich durch den Sinn, das könnten vielleicht die Leute von dem Schiff gewesen sein, das im Angesicht meiner Insel gescheitert war, so daß sie, als das Schiff auf die Klippe geraten und rettungslos verloren war, sich in ihrem Boot gerettet haben und an der öden Küste bei den Wilden gelandet waren. Ich fragte ihn also noch eindringlicher, was aus ihnen geworden sei. Er versicherte mir, sie lebten noch dort seit ungefähr vier Jahren; die Wilden ließen sie allein und gaben ihnen Lebensmittel. Ich fragte ihn, wie es denn komme, daß sie sie nicht getötet und gefressen hätten. Er sagte: nein, sie machten Brüder aus ihnen; das sollte, soviel ich verstand, heißen, sie schlossen einen Waffenstillstand mit ihnen. Er fügte noch hinzu: «Sie essen nur Männer, wenn Krieg sie schlägt», was sagen will, sie aßen nur die Feinde, mit denen sie gekämpft und die sie in der Schlacht gefangengenommen hatten.

Einige Zeit später befanden wir uns auf dem Hügel an der Ostseite, von wo ich, wie früher berichtet, an einem klaren Tag das Festland von Amerika erblickt hatte. Da ganz helles Wetter war, spähte Freitag sehr scharf nach dem Festland hinüber, und plötzlich fing er an, vor Freude zu springen und zu tanzen, und rief mich, da ich etwas abseits stand. Ich fragte ihn: «Was ist los?» — «O Freude!» schrie er. «O Glück! Da sehen mein Land! Da mein Volk!»

Ich sah die unbändige Freude in seinem Gesicht; seine Augen funkelten, und aus seinen Gebärden sprach eine seltsame Aufregung, als ob er es vor Sehnsucht nach seinem Lande kaum aushaken könnte. Das gab mir viel zu denken. Freitag kam mir nicht mehr so verläßlich vor wie bisher, und ich glaubte, mit einemmal zu durchschauen, daß er, wenn er wieder zurück zu seinem Volke käme, nicht nur seinen neuen Glauben, sondern auch seine ganze Liebe zu mir vergessen würde. Ja, vielleicht würde er nichts Eiligeres zu tun haben, als seinen Brüdern von mir zu erzählen und dann mit ein- oder zweihundert von ihnen zurückzukehren, um sich einen Festschmaus aus mir zu braten, bei dem er ebenso fröhlich sein würde wie zuvor beim Schlachten der Kriegsgefangenen.



Aber ich tat dem armen, ehrlichen Burschen bitter unrecht, was ich nachher heftig bereute. Doch da mein Argwohn zunächst immer mehr wuchs und wochenlang anhielt, so war ich vorsichtiger und nicht mehr so vertraulich und freundlich zu ihm wie bisher, was, wie gesagt, sehr unrecht von mir war, da der ehrliche, dankbare Bursche mit keinem Gedanken daran dachte, sondern vom besten Willen erfüllt war, sowohl als frommer Christ wie als dankbarer Freund, wie sich später zu meiner vollen Beruhigung herausstellte. Solange jedoch mein Argwohn wach war, fragte ich ihn täglich aus, um irgend etwas von seinen neuen Absichten aus ihm herauszubringen. Aber alles, was er sagte, war so ehrlich und unschuldig, daß mein Mißtrauen nicht die

geringste Nahrung erhielt. Und so wurde ich trotz all meiner Besorgnis doch schließlich wieder ganz der seine, besonders da er selber von meinem Argwohn nichts gemerkt hatte und also auch nicht die Absicht haben konnte, mich zu überlisten.

Als wir eines Tages wieder auf denselben Hügel stiegen, die Luft aber so dunstig über dem Meer lag, daß wir das Festland nicht sehen konnten, rief ich ihn und fragte ihn: «Freitag möchtest du nicht gern wieder in deinem Lande sein, bei deinem Volk?» - «Ja», sagte er, «o ich so froh sein bei mein Volk!» - «Was würdest du dort tun?» - fragte ich weiter, «würdest du wieder Menschenfleisch essen und ein Wilder sein, wie du es vorher warst?» Er blickte mich ganz bestürzt an, schüttelte seinen Kopf und sagte: «Nein, nein, Freitag ihnen sagen, wie gut leben; ihnen sagen zu Gott beten, ihnen sagen Kornbrot essen. Tierfleisch und Milch, niemals wieder Menschfleisch essen.» - «Wenn sie dich dann aber töten?» fragte ich. Darauf blickte er ganz ernst drein und sagte: «Nein, sie mich nicht töten, sie gern Liebe lernen.» Er fügte hinzu, sie lernten viel von den bärtigen Männern, die in dem Boot gekommen seien. Auf meine Frage, ob er Lust hätte, zu ihnen zurückzugehen, lachte er und sagte, daß er nicht so weit schwimmen könne. Ich erwiderte, daß ich ein Kanoe für ihn machen würde. Er sagte, daß er gehen wolle, wenn ich mit ihm ginge. «Wenn ich gehe», versetzte ich, «werden sie mich essen.» - «Nein, nein!» rief er, «ich nicht lassen Euch essen, ich sie machen Euch lieben.» Er meinte, er würde ihnen erzählen, wie ich seine Feinde getötet und sein Leben gerettet hätte, und so würden sie mich durch ihn lieben. Dann beschrieb er mir, so gut er konnte, wie freundlich sie gegen die siebzehn weißen oder bärtigen Männer seien, die in Not an ihre Küste gekommen wären.

Von da an, gestehe ich, hatte ich große Lust, mich hinüberzuwagen, um zu sehen, ob ich mich nicht mit den bärtigen Männern zusammentun könnte, die, wie ich nicht zweifelte, Spanier oder Portugiesen waren. Ich hoffte zuversichtlich, daß wir Mittel und Wege finden würden, um von dort wegzukommen, da wir ja auf dem Festland und noch dazu eine ganze Gesellschaft zusammen wären. Jedenfalls mußte es leichter sein als hier, wo ich 40 Meilen weit von der Küste und ohne Beistand war. Nach ein paar Tagen sprach ich wieder mit Freitag über dieses Thema und sagte, ich wollte ihm ein Boot geben, damit er zu seinem Volk zurückfahren könne. Ich führte ihn zu meinem kleinen Boot auf der anderen Seite der Insel, schöpfte das Wasser aus und setzte mich mit ihm hinein.

Er wußte es so geschickt zu rudern und ließ es so geschwind und schnell laufen, wie ich es auch nicht besser gekonnt hätte. Als er darin saß, sagte ich zu ihm: «Nun, Freitag, wollen wir zu deinem Volk fahren!» Er schaute mich sehr erstaunt an und schien das Boot für zu klein für eine so weite Fahrt zu halten. Ich sagte ihm also, daß ich noch ein größeres hätte, und führte ihn am nächsten Tag zu der Stelle, wo das Boot lag, das ich zuerst gemacht und nicht ins Wasser gebracht hatte. Er meinte, dieses sei groß genug. Aber da ich mich zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre nicht darum gekümmert hatte, war es von der Sonne ausgetrocknet und gesprungen und ganz verwahrlost. Freitag meinte, ein solches Boot würde reichlich genügen und würde tragen «viel genug Sachen, Trink, Brot». Das war seine Art zu sprechen.

Ich war damals so fest entschlossen, mit ihm auf das Festland überzusetzen, daß ich ihm sagte, wir wollten ein anderes, ebenso großes machen, und er solle damit heimfahren. Er antwortete kein Wort, aber sah sehr ernst und traurig vor sich hin. Ich fragte ihn, was er denn habe. - Er fragte dagegen: «Warum Ihr so böse mit Freitag? Was ich getan?» - Ich erwiderte, was er denn meine. Ich sei gar nicht böse mit ihm. - «Nicht böse, nicht böse», sagte er und wiederholte diese Worte mehrere Male: «Warum Freitag zu mein Volk wegschicken?» - «Warum, Freitag?» versetzte ich, «hatest du nicht selber gewünscht, dort zu sein?» - «Ja, ja», sagte er, «wenn sein beide dort! Nicht wünschen Freitag allein dort, kein Herr dort.» Mit einem Wort: er wollte nichts davon wissen, ohne mich zu fahren. «Wenn ich dorthin ginge, Freitag», sagte ich, «was sollte ich dort tun?» Daraufhin wandte er sich schnell zu mir um. «Ihr tun große Menge viel gut!» rief er, «Ihr lehren wilde Männer gut sein, zahm.

Ihr lehren sie Gott wissen, zu Gott beten und neues Leben haben.» - «Nur sachte, Freitag», erwiderte ich, «du weißt nicht, was du sagst, ich bin selbst nur ein unwissender Mensch.» - «Ja, ja», sagte er, «Ihr mich gelehrt gut; Ihr sie lehren gut.» - «Nein, nein, Freitag», beharrte ich, «du sollst ohne mich gehen, laß mich hier allein leben, wie ich es vorher getan.» Darüber war er wieder ganz betrübt, lief nach der Axt, die er gewöhnlich trug, nahm sie hastig auf und gab sie mir. «Was soll ich damit tun?» fragte ich. - «Freitag töten», sagte er. - «Warum soll ich dich töten?» erwiderte ich. Er sah mich hastig an. «Warum schicken Ihr Freitag weg? Töten Freitag, nicht schicken weg!» - Dies sprach er mit solchem Ernst, daß ich ihm die Tränen in den Augen stehen sah. Kurz, ich erkannte daraus seine Liebe zu mir und seinen festen Charakter so klar, daß ich ihm sagte und später noch oft wiederholte, ich würde ihn niemals wegschicken, wenn er bei mir bleiben wolle.

Ich merkte während all dieser Reden, daß der einzige Grund seines Heimwehs die heiße Liebe zu seinen Stammesbrüdern war und seine Hoffnung, daß ich bei ihnen Gutes wirken würde, obgleich ich nicht das geringste Verlangen danach hatte. Dagegen fühlte ich noch immer die größte Lust, einen Fluchtversuch zu machen, angeregt durch die Erzählung von den siebzehn bärtigen Männern. Daher machte ich mich mit Freitag gleich daran, einen großen, zum Fällen geeigneten Baum zu finden, um daraus eine große Piroge oder ein Kanoe zu bauen. Auf der Insel gab es Bäume genug, um eine kleine Flotte nicht nur von Kanoes, sondern von großen Schiffen zu bauen. Aber ich wollte vor allem einen Stamm finden, der so nahe wie möglich am Ufer stand, um das fertige Boot auch von Stapel lassen zu können und nicht den alten Fehler noch einmal zu begehen.

Endlich deutete Freitag auf einen solchen Baum, und ich merkte, daß er viel besser wußte, welche Sorte am

tauglichsten war, da ich bis zum heutigen Tage nicht weiß, wie sich das Holz des Baumes nannte, den wir nun fällten, nur, daß es dem Gelbholz sehr ähnlich war oder etwa dem Niagaraholz, dessen Farbe und Geruch es hatte. Freitag wollte den Stamm mit Feuer aushöhlen; aber ich zeigte ihm, wieviel leichter wir ihn mit unseren Werkzeugen aushauen könnten. Er machte es sehr geschickt nach, und in etwa einem Monat harter Arbeit wurden wir damit fertig und hieben die Außenseite mit unseren Äxten zu einer richtigen Bootsform zurecht. Wir brauchten dann noch fast vierzehn Tage, um es gleichsam Zoll für Zoll auf großen Rollen ins Wasser zu bringen. Aber als es darin war, würde es mit Leichtigkeit zwanzig Mann getragen haben. Ich staunte, wie geschickt und flink mein Freitag es trotz seiner Größe lenken, wenden und rudern konnte. Also fragte ich ihn, ob wir uns darin hinüberwagen dürften. Ja, antwortete er, er würde es wagen und sogar bei starkem Wind.



Ich hatte jedoch noch etwas anderes im Sinn, wovon er nichts ahnte, nämlich Mast und Segel zu machen und es mit Anker und Tau zu versehen. Ein Mast war leicht zu beschaffen; ich suchte eine gerade, junge Zeder aus, deren es hier eine Menge gab, und ließ Freitag sie fällen und behauen. Für das Segel sorgte ich selbst. Ich wußte, daß ich noch genügend alte Segel hatte oder wenigstens Stücke davon; aber da ich sie nun 26 Jahre bei mir und nicht sehr sorgfältig verwahrt hatte, da mir nie in den Sinn gekommen war, daß ich sie jemals auf solche Art für mich verwenden würde, nahm ich an, daß sie alle zerschlissen seien, wie es auch wirklich mit den meisten der Fall war. Ich fand noch zwei Stücke, die mir leidlich gut schienen, und mit diesen begab ich mich an die Arbeit. Mit vieler Mühe und langwierigen, verdrießlichem Sticheln, weil ich keine Nadeln hatte, brachte ich schließlich ein dreieckiges, unförmiges Ding zustande, ähnlich einem Gigsegel, mit einem Klüverbaum unten und einer kurzen Spiere oben, womit ich am besten umzugehen wußte, da ich bei meiner Flucht aus der Barberei ein ähnliches gehabt hatte, wie im ersten Teil meiner Geschichte erzählt ist.

Ich brauchte fast zwei Monate zu dieser Arbeit: denn ich wollte alles so gut wie möglich machen und verfertigte zum Überfluß auch noch ein kleines Vorsegel, das uns helfen sollte, hart in den Wind zu drehen. Schließlich brachte ich noch ein Steuerruder am Stern an.

Als alles fertig war, mußte ich Freitag Unterricht in der Schifffahrtskunde erteilen; denn obgleich er sehr gut zu rudern verstand, so wußte er doch mit Segel und Steuer nicht Bescheid und machte daher große Augen, als er sah, wie ich das Boot mit dem Steuer hin und her lenkte und das Segel übergehen ließ, so daß es sich bald nach dieser, bald nach jener Richtung blähte, je nachdem, welchen Kurs wir segelten; ich sage, wenn er das sah, war er ganz verdutzt und verblüfft. Er machte sich jedoch gar bald damit vertraut und wurde ein ausgezeichnete Segler; nur der Kompaß wollte ihm nicht einleuchten. Da es aber in dieser Zone nur wenig bewölktes Wetter und selten oder niemals Nebel gibt, so brauchten wir den Kompaß nicht oft; denn nachts sah man immer die Sterne und bei Tage das Land, ausgenommen in der Regenzeit, wo aber niemand sich draußen herumtreibt, weder zu Lande noch zu Wasser.

Mittlerweile war das 27. Jahr meiner Gefangenschaft angebrochen, obwohl eigentlich die letzten drei Jahre, die ich mit diesem Menschenkind zusammen verbrachte, nicht mitzählen sollten, da mein Leben in dieser Zeit ein ganz anderes geworden war. Ich feierte den Jahrestag meiner Landung noch immer mit derselben Dankbarkeit gegen Gott wie zuerst, und wenn ich anfangs Grund zum Danken hatte, so jetzt noch viel mehr, wo ich so viele neue Beweise der Fürsorge Gottes für mich hatte und hoffen durfte, nun wirklich bald erlöst zu werden. Ich hatte die unerschütterliche Zuversicht, meine Befreiung sei ganz nahe und ich würde kein Jahr mehr hier auf der Insel sein. Trotzdem führte ich meinen Haushalt fort, grub, pflanzte und machte Zäune wie gewöhnlich, sammelte und trocknete meine Trauben und tat alles Erforderliche wie bisher.

Mittlerweile kam mir die Regenzeit auf den Hals, in der ich mich mehr als sonst zu Hause hielt. Also verstaute ich unser neues Fahrzeug, so gut es ging, und zwar brachten wir es in die Bucht, wo ich, wie anfangs berichtet, mit meinen Flößen gelandet war, und holten es bei Hochwasser aufs Land. Darauf ließ ich Freitag ein kleines Dock graben, nur eben groß genug, daß es darin liegen konnte, und nachdem die Flut verlaufen war, machte ich einen starken Damm davor, damit kein Wasser hineindränge. So lag es vor der Flut geschützt und trocken, und um auch den Regen abzuhalten, legten wir so viele und so dichte Äste darüber, daß es vollkommen eingedeckt war wie in einem Hause. Und so warteten wir auf die Monate November und Dezember, in denen mein

Abenteuer zur Tat werden sollte.

Als allmählich die trockene Jahreszeit einsetzte, kamen mit dem schönen Wetter auch meine Gedanken an mein Vorhaben wieder, und ich rüstete mich täglich zur Reise. Zuallererst legte ich einen gewissen Vorrat an Lebensmitteln zurück und gedachte dann, in etwa vierzehn Tagen mein Dock zu öffnen und unser Boot ins Wasser zu lassen. Als ich eines Morgens mit derlei Vorbereitungen beschäftigt war, rief ich Freitag und hieß ihn ans Ufer gehen und eine Schildkröte suchen, wie wir gewöhnlich der Eier und des Fleisches wegen einmal in der Woche taten. Freitag war noch nicht lange fort, als er plötzlich zurückgelaufen kam und über meine äußere Mauer flog wie einer, der den Boden nicht unter den Füßen fühlt, und ehe ich noch Zeit hatte, ihn zu fragen, rief er mir zu: «O Herr! O Herr! O schrecklich! O schlecht!» — «Was ist denn, Freitag?» fragte ich. ->«O da drüben», stammelte er, «eins, zwei, drei, Kanoes! eins, zwei, drei!» Da ich seine Art zu sprechen kannte, schloß ich, es seien sechs Kanoes dort, als ich aber nochmals fragte, merkte ich, daß es nur drei waren. «Fürchte dich nicht, Freitag», sagte ich und redete ihm so gut zu, wie ich konnte. Indessen sah ich, daß der arme Bursche ganz außer sich vor Angst war, da er sich nichts anderes denken konnte, als daß sie gekommen seien, um nach ihm zu suchen und ihn in Stücke zu schneiden und aufzufressen. Der arme Teufel zitterte so, daß ich kaum wußte, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und sagte ihm, daß ich in derselben Gefahr sei wie er, denn sie würden mich ebensogut wie ihn auffressen. «Aber», sagte ich, «wir müssen uns zum Kampf entschließen. Kannst du kämpfen, Freitag?» - «Ich schießen», sagte er, «aber da kommen viele, große Zahl.» - «Tut nichts», erwiderte ich, «die wir nicht treffen, werden unsere Flinten auch in Schrecken jagen.» Also fragte ich ihn, ob er mich wohl auch verteidigen wolle, wenn ich ihn verteidigte, und ob er tapfer bei mir bleiben und alles tun wolle, was ich ihm sagte. Er rief: «Ich sterben, wenn du befehlen, sterben, Herr!» Hierauf gab ich ihm einen tüchtigen Schluck Rum; denn ich hatte mit meinem Rum so gut hausgehalten, daß ich noch immer eine ganze Menge hatte. Nachdem er getrunken hatte, gab ich ihm die zwei Vogelflinten, die wir immer mitnahmen, und lud sie mit schwerem Schrot, fast so groß wie kleine Pistolenkugeln. Dann nahm ich vier Musketen und lud sie mit zwei Stück Blei und fünf kleinen Kugeln und meine kleinen Pistolen mit je einem Streifen Patronen. Mein Schwert hing ich wie gewöhnlich an meine Seite und gab Freitag seine Axt.

So gerüstet nahm ich mein Fernglas und stieg auf den Hügel, ob ich etwas entdecken könnte. Auf den ersten Blick sah ich, daß einundzwanzig Wilde, drei Gefangene und drei Kanoes da waren. Ihr einziges Vorhaben schien ihr Siegeschmaus mit diesen drei Menschenleibern zu sein, ein barbarisches Fest freilich, aber nichts Neues mehr für mich.

Es fiel mir auch auf, daß sie nicht dort gelandet waren, wo Freitag ihnen damals entwichte, sondern näher an meiner Bucht, wo die Küste niedrig war und ein dichtes Gehölz fast bis hinunter an die See reichte. Dieser Umstand und der Abscheu vor dem unmenschlichen Vorhaben des Gesindels empörte mich so, daß ich wieder zu Freitag hinunterstieg und ihm sagte, ich sei entschlossen, zu ihnen hinunterzugehen und sie alle zu töten; ob er mir beistehen wolle. Er hatte nun seine Furcht überwunden, und seine Geister hatten sich durch den Schluck Rum wieder etwas gehoben, so daß er sehr vergnügt war und mir wiederholte, er sei bereit zu sterben, wenn ich es von ihm verlangte.

In dieser ersten Hitze verteilte ich die geladenen Waffen unter uns beide. Ich gab Freitag eine Pistole in seinen Gürtel zu stecken und drei Gewehre auf die Schulter, und ich selber nahm die anderen drei und die zweite Pistole. So ausgerüstet marschierten wir los. Ich steckte eine kleine Flasche Rum in meine Tasche, gab Freitag einen großen Beutel mit Pulver und Blei und befahl ihm, dicht hinter mir zu bleiben, nicht herumzulaufen, zu schießen, noch sonst etwas zu tun, ehe ich es nicht befehlen würde, mittlerweile aber sich nicht zu mucksen. In solcher Schlachtordnung schlug ich einen Umweg nach rechts ein, ungefähr eine Meile weit, um sowohl über den Bach wie in das Gehölz hineinzukommen, um bereits in Schußweite von ihnen zu sein, ehe sie mich noch entdeckten; ich hatte durch mein Glas gesehen, daß das leicht zu machen war.

Auf diesem Marsch regten sich meine alten Gedanken wieder, und meine Hitze begann zu verrauchen. Nicht als ob ich mich vor ihrer Überzahl gefürchtet hätte; denn da es ja nur nackte, unbewaffnete Kerle waren, konnte kein Zweifel sein, daß ich ihnen überlegen war, selbst wenn ich allein-gewesen wäre. Aber es kam mir aufs neue in den Sinn, woher ich das Recht und wozu ich's nötig hätte, meine Hände in Blut zu tauchen und Menschen anzugreifen, die mir nichts getan hatten und mir nichts tun wollten, die mir gegenüber unschuldig waren und deren barbarische Bräuche ihr eigenes Unglück waren, indem daraus hervorging, daß Gott sie, samt den anderen Volksstämmen dieses Teiles der Welt, in solcher Dumpfheit und unmenschlichen Roheit belassen hatte. Ich aber war von ihm nicht zum Richter über ihre Handlungen, geschweige denn zum Vollstrecker seiner Gerechtigkeit berufen. Wenn er es für angemessen hält, sagte ich mir, wird er es schon in seine eigene Hand nehmen und an ihrem ganzen Volke vergelten, was sie als ganzes Volk verbrochen haben. Unterdessen jedoch ging mich die Sache nichts an. Mit Freitag mochte es noch angehen; denn er war ihr erklärter Feind und auf Kriegsfuß mit ihnen, er durfte sie angreifen. Von mir aber galt das nicht.

Diese Gedanken gingen mir auf dem ganzen Wege dermaßen im Kopf herum, daß ich beschloß, mich vorerst nur möglichst nahe auf die Lauer zu stellen, um ihr Fest zu beobachten und dann zu handeln, wie Gott es mir eingeben würde.

Mit diesem Entschluß trat ich in den Wald ein und ging so behutsam und leise wie möglich. Freitag folgte mir auf den Fersen bis zu dem Waldrand, der ihnen am nächsten war. Nur ein kleines Waldstück lag noch zwischen ihnen und mir. Hier rief ich Freitag leise an und zeigte ihm einen großen Baum, der just an der Ecke des Waldes

stand. Ich befahl ihm, zu dem Baum zu gehen und mir Nachricht zu bringen, ob man von da deutlich erkennen könnte, was sie trieben. Er tat es, kam gleich wieder zurück und sagte mir, sie wären von dort deutlich zu sehen; sie saßen alle um das Feuer und verspeisten das Fleisch eines ihrer Gefangenen, und ein anderer läge gefesselt auf dem Strande etwas von ihnen entfernt, um als nächster an die Reihe zu kommen, wovon mir heiß wurde bis ins Herz. Er sagte, dies sei keiner aus seinem Volk, sondern einer der bärtigen Männer, die im Boot ans Festland gekommen seien. Bei der bloßen Erwähnung eines weißen, bärtigen Mannes wurde ich von Grauen geschüttelt. Ich ging zu dem Baum und sah deutlich durch mein Glas den weißen Mann am Strande liegen, an Händen und Füßen mit Schilf oder Binsen gebunden.

Ein anderer Baum mit einem kleinen Dickicht dahinter lag noch ungefähr fünfzig Schritte näher an ihnen als die Stelle, wo ich stand, und ich sah wohl, daß ich auf einem kleinen Umweg ungesehen zu ihm gelangen könne und dann nur noch eine halbe Schußweite von ihnen entfernt sein würde. Ich bezwang also meine Wut. obwohl ich im höchsten Grade aufgebracht war, ging etwa zwanzig Schritt zurück und schlich in dem Dickicht bis zu dem anderen Baum. Hier fand ich eine kleine Erhöhung, von der aus ich sie auf etwa achtzig Schritte vollkommen sehen konnte. Ich hatte jetzt keinen Augenblick zu verlieren; denn neunzehn dieser fürchterlichen Kerle saßen dicht beisammen auf dem Boden und hatten just die beiden anderen hingeschickt, um den armen Christen zu schlachten und ihn, vielleicht Glied um Glied, ans Feuer zu schleppen. Als diese beiden sich nun eben bückten, um die Fesseln von seinen Füßen loszumachen, kehrte ich mich zu Freitag um und flüsterte: «Nun tu, was ich dir sage!» Er antwortete: ja, das wolle er. «Also Freitag», sagte ich, «tu genau das gleiche, was du mich tun siehst, und gib gut acht!» Ich legte eine der Musketen und meine Vogelflinte auf die Erde, und Freitag tat dasselbe mit den seinen. Mit der anderen Muskete nahm ich die Wilden aufs Korn und befahl ihm, das gleiche zu tun. Als ich ihn fragte, ob er fertig sei, sagte er ja. «Dann schieß!» sagte ich, und im selben Augenblick gab auch ich Feuer. Freitag hatte besser als ich gezielt; denn auf seiner Seite wurden drei getötet und zwei verwundet, während ich nur einen tötete und zwei verwundete. Sie waren, wie man sich denken kann, zu Tode erschrocken. Alle, die noch nicht verwundet waren, sprangen sofort auf die Füße, waren aber ratlos, in welche Richtung sie davonlaufen sollten, da sie nicht wußten, von welcher Seite ihr Verderben nahte. Freitag ließ kein Auge von mir, um alles nachzumachen, was ich tat. Kaum war der erste Schuß verhallt, so warf ich meine Muskete hin und griff zur Flinte und Freitag auch. Ich spannte und legte an und Freitag auch. «Fertig, Freitag?» fragte ich. «Ja», sagte er. «Also Feuer in Gottes Namen!» rief ich und brannte auf die entsetzten Wilden los und Freitag auch; und da unsere Flinten mit grobem Schrot oder kleinen Pistolenkugeln geladen waren, wurden zwar nur zwei getötet, aber so viele verwundet, daß sie wie Verrückte schreiend und heulend umherliefen, alle blutend und zum größten Teil jämmerlich zugerichtet. Drei weitere stürzten gleich darauf, obwohl nicht ganz tot, zu Boden. «Jetzt, Freitag», rief ich, indem ich die abgeschossene Flinte wegwarf und die geladene Muskete aufnahm, «mir nach!» Damit rannte ich aus dem Wald hinaus und zeigte mich den Wilden. Sowie ich sah, daß sie mich gewahr wurden, schrie ich, so laut ich konnte, und hieß Freitag dasselbe tun. Ich lief, so schnell ich mit den schweren Waffen konnte, geradenwegs auf das arme Opfer zu, das, wie gesagt, am Strande lag, zwischen der Feuerstelle und der See. Die beiden Schlächter, die sich gerade über ihn hermachen wollten, waren beim ersten Schuß in furchtbarem Schrecken zum Wasser geflüchtet und in ein Kanoe gesprungen, und drei der ändern liefen ihnen nach. Ich wandte mich zu Freitag und befahl ihm, vorzulaufen und auf sie zu schießen. Er verstand mich sofort, rannte etwa vierzig Schritte auf sie zu und schoß.



Ich dachte zuerst, er hätte sie alle getötet, denn ich sah sie alle im Boot überm Haufen fallen, jedoch richteten sich zwei sofort wieder auf. Gleichwohl hatte er zwei erlegt und einen dritten verwundet, so daß er wie tot in dem Boot blieb.

Während mein Freitag auf sie schoß, zog ich mein Messer heraus, durchschnitt die Fesseln des armen Opfers, half ihm auf und fragte ihn auf portugiesisch, wer er sei. Er antwortete auf lateinisch: «Christianus.» Aber er war so schwach und hilflos, daß er kaum stehen und sprechen konnte. Ich nahm meine Flasche aus der Tasche, gab sie ihm und machte ihm Zeichen, er solle trinken, was er auch tat. Ich gab ihm auch ein Stück Brot, das er aß,

und fragte ihn dann, was für ein Landsmann er sei. Er antwortete: «Espagnole», und nachdem er sich etwas erholt hatte, machte er alle nur erdenklichen Zeichen, um mir auszudrücken, wie tief er in meiner Schuld sei für seine Befreiung. «Senor», sagte ich in dem besten Spanisch, das ich aufbringen konnte, «wir werden später darüber reden, aber jetzt müssen wir kämpfen; wenn Ihr noch eine Spur Kräfte habt, nehmt die Pistole hier und den Säbel.» Er nahm beides mit Dank an, und kaum hatte er die Waffen in Händen, so war es, als erfüllten sie ihn mit neuer Kraft; er fiel wie ein Rasender über seine Mörder her und hatte in einem Augenblick zwei von ihnen in Stücke zerhauen.

Die armen Schelme waren von dem allen so überrascht und durch den Knall unserer Büchsen dermaßen erschreckt, daß sie wahrhaftig schon vor lauter Entsetzen niederfielen und nicht die Kraft hatten zu fliehen, sondern ebenso widerstandslos gegen ihre Angst waren wie ihr Fleisch gegen unsere Kugeln. So war es auch mit den fünf, denen Freitag ins Boot nachgeschossen hatte: drei von ihnen fielen durch den Schuß, die anderen beiden vor Schrecken.

Ich hielt meine Büchse noch immer schußbereit in der Hand, da ich dem Spanier meine Pistole und meinen Säbel gegeben hatte. Ich rief Freitag zurück und befahl ihm, zu dem Baume zu laufen und die abgeschossenen Gewehre zu holen, was er schnell wie der Blitz tat. Darauf gab ich ihm meine Muskete und setzte mich nieder, um die anderen wieder zu laden. Während ich noch damit beschäftigt war, entspann sich ein wütendes Handgemenge zwischen dem Spanier und einem Wilden, der mit seinem großen Holzsword auf ihn eindrang, derselben Waffe, die ihn zuvor getötet haben würde, wenn ich nicht dazwischengekommen wäre. Der Spanier, der ein so kühner und tapferer Kerl war, wie man sich nur denken kann, hatte sich trotz seiner Schwäche eine gute Weile gegen den Wilden gehalten und nun zwei große Wunden am Kopfe beigebracht. Aber da der Wilde ein breiter, stämmiger Bursche war, hatte er ihn umfaßt und niedergeworfen und war eben dabei, ihm mein Schwert aus der Hand zu ringen, als der Spanier plötzlich schlauerweise das Schwert fahren ließ, die Pistole aus dem Gürtel zog und den Wilden durch die Brust schoß und auf dem Fleck tötete, bevor ich ihm noch zu Hilfe kommen konnte.

Freitag, der nun sich selber überlassen war, verfolgte die fliehenden Schufte ohne eine andere Waffe als seine Axt in der Hand. Damit gab er den dreien, die er zuvor verwundet hatte, und ebenso allen übrigen den Rest. Der Spanier, dem ich aufsein Verlangen eine der Flinten gegeben hatte, verfolgte zwei der Wilden damit und verwundete beide; da er aber nicht fähig war zu laufen, entwischten sie ihm in den Wald. Freitag lief ihnen nach und tötete den einen; der andere aber war ihm zu flink. Er sprang trotz seiner Wunden in die See und schwamm mit aller Kraft zu den beiden, die im Kanoe übriggeblieben waren, so daß also diese drei samt dem Verwundeten, von dem ich nicht weiß, ob er starb oder nicht, die einzigen waren, die uns von einundzwanzig entwischten.

Die Rechnung sieht so aus:

3 getötet durch unsere erste Salve vom Baum aus

2 getötet bei der nächsten Salve

2 getötet durch Freitag im Boot

2 getötet durch denselben, von den zuerst verwundeten

1 getötet durch denselben, im Wald

3 getötet durch den Spanier

4 getötet, die hie und da verwundet hingestürzt waren oder von Freitag bei der Verfolgung niedergemacht wurden

4 entkommen im Boot, wovon einer verwundet, wenn nicht tot

21 in summa

Die Flüchtlinge im Kanoe ruderten mit aller Kraft, um uns aus dem Schuß zu kommen. Freitag schickte ihnen zwar noch zwei oder drei Schüsse nach; ich konnte jedoch nicht sehen, ob er noch einen traf. Er drängte mich, eines ihrer zurückgelassenen Boote zu nehmen und sie zu verfolgen. Ich selber war in der Tat über ihr Entkommen sehr beunruhigt; denn wenn sie ihrem Volke die üble Kunde brachten, so war zu befürchten, daß sie vielleicht mit zweihundert oder dreihundert Kanoes zurückkommen und uns nur durch die bloße Überzahl vernichten würden. Also willigte ich ein, lief zu den Kanoes, sprang in eines und Freitag hinter mir drein, fand aber zu meinem Erstaunen noch ein anderes unglückliches Schlachtopfer, gleichfalls an Händen und Füßen gefesselt, darin liegen, halbtot vor Angst, da der Ärmste nicht wußte, was vor sich ging. Er war nicht imstande gewesen, über den Bootsrand zu schauen, und war an Hals und Füßen so fest und schon so lange zusammengeknüpft, daß kaum noch Leben in ihm war. -Ich zerschnitt sofort seine Fesseln aus Schilf oder Binsen und wollte ihm aufhelfen; aber er konnte weder stehen noch sprechen, sondern wimmerte nur recht erbärmlich, da er noch immer zu glauben schien, er sei nur losgemacht worden, um jetzt geschlachtet zu werden.

Als Freitag herzukam, hieß ich ihn mit ihm reden und ihm sagen, daß er frei sei, zog auch meine Flasche heraus und gab dem armen Kerl einen Schluck, was ihn samt der Nachricht von seiner Befreiung wieder lebendig machte, so daß er sich im Boot aufsetzte. Als aber Freitag herbeikam, um zu hören, was er sagte, und ihm ins Gesicht sah, würde es jeden zu Tränen gerührt haben, zu sehen, wie er ihm plötzlich um den Hals fiel, ihn küßte,

drückte, schrie, lachte, hüpfte, tanzte, sang und wieder schrie und die Hände rang, sich selber auf Gesicht und Kopf schlug und dann abermals sang und sprang wie ein Irrsinniger. Es dauerte eine gute Weile, bis ich ihn dazu brachte, mir zu erzählen, was denn geschehen sei; aber als er endlich wieder ein bißchen zu sich gekommen war, sagte er mir, es sei sein Vater!

Ich vermag kaum auszudrücken, wie tief es mich rührte, den armen Wilden in solcher Verzückung und kindlicher Seligkeit zu sehen bei dem Anblick seines vom Tode erretteten Vaters. Auch kann ich kaum zur Hälfte alle die Ausbrüche seiner Zärtlichkeit beschreiben. Er lief unzählige Male ins Boot und wieder hinaus. War er drinnen, so setzte er sich neben ihn, öffnete sein Wams und hielt seines Vaters Kopf wohl über eine halbe Stunde lang dicht an seine Brust, um ihm gleichsam Kräfte zu geben. Dann nahm er seine Arme und Fußgelenke, die von den Fesseln starr und steif waren, und rieb sie mit seinen Händen; ich gab ihm noch etwas Rum aus der Flasche zum Einreiben, was dem Alten sehr gut tat.

Dieses Ereignis machte unserer Verfolgung des Kanoes mit den anderen Wilden, die nun fast außer Sicht waren, ein Ende, und zwar zu unserem Glück; denn bereits zwei Stunden danach, ehe sie noch ein Viertel ihres Weges zurückgelegt hatten, stürmte es so heftig aus Nordwest und die ganze Nacht hindurch, daß ich daran zweifelte, ob ihr Boot je die Küste erreichen würde.

Um aber wieder auf Freitag zu kommen: er war so um seinen Vater beschäftigt, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihn wegzurufen. Als es mir aber endlich doch schien, er könne ihn jetzt eine Weile allein lassen, rief ich ihn, und er kam springend, lachend und voll unbändiger Freude an. Ich fragte ihn, ob er seinem Vater Brot gegeben habe. Er schüttelte den Kopf und sagte: «Nein! Schlechter Hund alles selber aufgegessen!» So gab ich ihm Brot aus einem kleinen Beutel, den ich eigens mitgenommen hatte. Ich gab ihm auch etwas für ihn selber; aber er wollte es nicht essen, sondern brachte es auch seinem Vater. Ich hatte in meiner Tasche noch zwei oder drei Büschel Rosinen und gab ihm auch davon eine Handvoll für seinen Vater mit. Kaum hatte er sie ihm gegeben, so sah ich ihn aus dem Boot springen und davonlaufen wie behext. Er lief so schnell (denn er war der flinkste Bursche, den ich je gesehen habe), daß er mir fast in einem Augenblick aus dem Gesicht war.

Obwohl ich gleich hinter ihm her rief, half es nichts, er blieb verschwunden. Nach einer Viertelstunde sah ich ihn jedoch zurückkommen, aber nicht so schnell wie zuvor; und als er näher kam, erkannte ich, daß er langsamer lief, weil er etwas in der Hand trug. Es stellte sich heraus, daß er nach einem irdenen Krug ins Haus gelaufen war, um seinem Vater frisches Wasser und noch zwei Laib Brot zu holen. Das Brot gab er mir, aber das Wasser wollte er seinem Vater bringen; ich war jedoch selber so durstig, daß ich auch einen Zug tat.

Dieses Wasser erquickte den Vater mehr als aller Brantwein; denn er kam fast um vor Durst.

Als der Alte getrunken hatte, rief ich Freitag zu, ob noch Wasser übrig sei. Er sagte ja. Ich befahl ihm, es dem Spanier zu geben, der es ebenso nötig habe wie sein Vater. Auch schickte ich ihm eines der Brote, die Freitag gebracht hatte. Der Spanier war wirklich sehr schwach und ruhte sich auf einem Grasplatz im Schatten eines Baumes aus, da seine Beine von den harten Fesseln ganz steif und angeschwollen waren. Als ich sah, daß er beim Nahen Freitags sich aufrichtete und trank und auch etwas aß, ging ich zu ihm hin und gab ihm eine Handvoll Rosinen. Er blickte zu mir auf mit einem Ausdruck solcher Dankbarkeit, wie ein Menschenantlitz sie nur irgend zu zeigen vermag. Aber er war, obwohl er sich bei dem Kampf so tapfer erwiesen hatte, so schwach, daß er sich nicht auf den Füßen halten konnte. Er versuchte es zwei- oder dreimal, brachte es aber nicht fertig, da seine Gelenke so geschwollen waren und schmerzten. Ich riet ihm, still zu sitzen, und befahl Freitag, ihm die Gelenke wie seinem Vater zu reiben und mit Ruin zu waschen.

Ich beobachtete, wie das arme, zärtliche Menschenkind alle zwei Minuten oder noch öfter seinen Kopf herumdrehte, um zu sehen, ob sein Vater noch an demselben Platz und in derselben Stellung sei, wie er ihn verlassen hatte. Und als er ihn einmal nicht mehr sah, stand er, ohne ein Wort zu sagen, auf und lief mit einer Geschwindigkeit zu ihm, die man sich kaum vorstellen kann, so daß seine Füße kaum den Boden berührten. Aber als er hinkam, fand er, daß der Alte sich nur niedergelegt hatte, um sich besser auszuruhen. Also kam er gleich wieder zurück, und ich sagte zu dem Spanier, er möge sich von Freitag aufhelfen, sich zu dem Boot und dann in unsere Wohnung führen lassen, wo ich ihn besser pflegen wolle. Aber Freitag, ein rüstiger junger Bursche, nahm ihn auf den Rücken, trug ihn zum Boot, ließ ihn sanft auf den Rand des Kanoes nieder, die Füße nach innen, hob ihn dann ganz hinein und setzte ihn neben seinen Vater. Darauf stieg er gleich wieder aus, stieß das Boot ab und paddelte es dann die Küste entlang, schneller als ich gehen konnte, obgleich der Wind ziemlich heftig blies. So brachte er sie beide sicher in unsere Bucht, ließ sie im Boot und lief weg, um das andere Kanoe nachzuholen. Als er an mir vorbeikam, hielt ich ihn an und fragte, wohin er gehe. Er sagte: «Holen gehen anderes Boot.» Und fort flog er wie der Wind; denn im Laufen konnte es ihm wohl kein Mensch noch Pferd gleichtun. Er kehrte mit dem zweiten Kanoe mindestens ebenso schnell in die Bucht zurück, wie ich zu Lande hinkam. So überholte er mich und half dann unseren neuen Gästen aus dem Boot; aber sie waren beide nicht fähig zu gehen, und der arme Freitag wußte nicht, was beginnen.

Um dieser Not abzuhelpen, dachte ich einen Augenblick nach, hieß sie dann am Ufer niedersitzen, machte geschwind eine Tragbahre, und wir trugen sie weg. Aber als wir vor unserer Mauer oder Schanze ankamen, wußten wir noch weniger Rat als vorher; denn es war unmöglich, sie hinüberzubringen, und die Mauer einreissen wollte ich auch nicht. So machte ich mich wieder an die Arbeit und baute mit Freitag zusammen in etwa zwei Stunden ein sehr stattliches Zelt, mit alten Segeln und darüber mit Zweigen gedeckt. Wir machten ihnen auch zwei Betten aus gutem Reisstroh mit Ober- und Unterdecken zurecht.

Meine Insel war nun bevölkert, und ich fühlte mich als Herr über viele Untertanen. Und ich hatte oft meinen Spaß daran, zu denken, daß ich doch recht wie ein König sei. Erstens war das ganze Land mein eigen, und ich hatte unbestreitbares Herrschaftsrecht. Zweitens war mir mein Volk mit Leib und Seele ergeben. Ich war absoluter Herr und Gebieter. Sie alle verdankten mir ihr Leben, und ich hätte es ihnen bei jeder Gelegenheit wieder nehmen können. Merkwürdig war dabei, daß alle drei verschiedener Religion waren: Freitag war Protestant, sein Vater Heide und Menschenfresser und der Spanier ein Papist. Indessen, ich gewährte im gesamten Gebiet meines Reiches Gewissensfreiheit. Doch dies nebenbei.



Sobald ich meine beiden schwachen Schützlinge in Sicherheit und unter Dach und zu Bette gebracht hatte, dachte ich daran, ihnen etwas zum Essen zu kochen. Ich befahl Freitag, eine einjährige Ziege, halb noch Kitz, aus meiner kleinen Herde zu schlachten, schnitt das hintere Viertel heraus und hackte es in kleine Stücke. Ich ließ es von Freitag schmoren oder kochen, und ich kann versichern, sie bekamen ein gutes Gericht Fleisch und Kraftbrühe, darein ich auch noch etwas Gerste und Reis getan hatte. Ich trug es alles in das neue Zelt, und da ich einen Tisch dort aufgestellt hatte, setzte ich mich auch dazu und tafelte mit. Ich sprach ihnen, so gut ich konnte, Mut zu, wobei Freitag mein Dolmetsch war, besonders seinem Vater gegenüber, aber auch bei dem Spanier, der die Sprache der Wilden leidlich zu reden wußte.

Als wir mit unserem Mittags- oder vielmehr Abendmahl fertig waren, ließ ich Freitag in einem der Kanoes unsere Musketen und Waffen holen, die wir aus Zeitmangel auf dem Schlachtfeld zurückgelassen hatten. Am nächsten Tag befahl ich ihm, die Leichen der Wilden zu begraben, die ohne Schutz vor der Sonne lagen und daher bald verwesen mußten, und ebenso die ziemlich reichlichen Überbleibsel des barbarischen Festes zu vergraben, was mich selber allzusehr angewidert hätte. Ich hätte den Anblick nicht ertragen können. Er führte alles pünktlich aus und verwischte jede Spur, die die Wilden dort hinterlassen hatten, so daß ich hernach die Stelle nur noch an der erwähnten Waldecke wiedererkennen konnte.

Hierauf ließ ich mich in ein Gespräch mit meinen beiden neuen Untertanen ein. Erst befragte ich durch Freitag seinen Vater, was er über die Flucht der Wilden in dem Kanoe denke und ob er glaube, daß sie mit großer Übermacht zurückkehren würden. Er meinte zunächst, daß die Wilden in dem Boot den schweren Sturm, der die ganze Nacht über gerast hatte, sicherlich nicht ausgehalten hätten, sondern wahrscheinlich alle ertrunken oder nach Süden an fremde Küsten verschlagen und dort ohne Zweifel aufgefressen worden seien. Was sie aber tun würden, falls sie glücklich in ihr Land kämen, wisse er nicht. Er glaube jedoch, daß sie durch die ganze Art des Überfalls und durch den Lärm und das Feuer so erschreckt seien, daß sie ihren Leuten sagen würden, sie seien alle durch Donner und Blitz getötet worden, nicht durch Menschenhand, und die zwei, die ihnen erschienen seien (Freitag und ich), seien zwei Himmelsgeister oder Dämonen gewesen, zu ihrer Vernichtung herabgesandt, nicht Männer mit Waffen. Das, sagte er, wisse er bestimmt; denn das habe er sie alle in ihrer Sprache einander zuschreien hören. Denn unmöglich könne ein Mensch Feuer schießen und Donner sprechen und aus der Entfernung töten, ohne die Hand zu erheben, wie wir es getan hätten. Der alte Wilde hatte recht; denn wie ich später von anderen hörte, haben die Wilden nie wieder versucht auf diese Insel herüberzukommen. Sie waren so eingeschüchtert durch die Berichte dieser vier (denn anscheinend entkamen sie dem Sturm doch), daß sie glaubten, wer je wieder auf dieses verhexte Eiland ginge, würde durch die Götter vernichtet werden.

Dies wußte ich indessen damals noch nicht und schwebte daher lange Zeit in ständiger Furcht und war immer mit meiner ganzen Heerschar auf der Hut. Denn da wir jetzt unser vier waren, würde ich es zu jeder Zeit mit etwa hundert von ihnen im offenen Feld aufgenommen haben.

Da aber keine Kanoes mehr erschienen, verflog die Furcht bald, und ich nahm den Gedanken, zum Festland hinüberzufahren, wieder auf, da auch Freitags Vater mir versicherte, daß ich bei seinem Volk gut aufgenommen werden würde.

Dieser Plan trat jedoch etwas in den Hintergrund, als ich aus einem Gespräch mit dem Spanier erfuhr, daß noch sechzehn schiffbrüchige Weiße, Landsleute von ihm und Portugiesen, dort in Frieden mit den Wilden hausten,

jedoch nur, weil sie anders nicht ihr Leben zu fristen vermöchten. Ich fragte ihn nach allen Einzelheiten ihrer Reise. Sie waren mit einem spanischen Schiff auf der Fahrt von Rio de la Plata nach Havanna gewesen, um ihre Ladung dort zu löschen, die in der Hauptsache aus Häuten und Silber bestand, und dafür europäische Waren einzunehmen. Sie hatten fünf Portugiesen an Bord, die sie von einem anderen Wrack gerettet hatten. Fünf ihrer eigenen Leute waren bei dem Schiffbruch ertrunken, die anderen aber unter unendlichen Gefahren entkommen und an der Kannibalküste gelandet, wo sie jedoch jeden Augenblick gewärtig sein mußten, verschlungen zu werden.

Er sagte mir, sie hätten einige Waffen bei sich, die ihnen aber gar nichts nützten, da fast all ihr Pulver und Blei vom Seewasser verdorben sei, außer einem kleinen Rest, den sie bei der Landung verbraucht hätten, um sich einiges Wildbret zu schießen.

Ich fragte ihn, was seiner Meinung nach wohl dort aus ihnen werden würde und ob sie keinen Versuch gemacht hätten, zu entkommen. Er sagte, darüber hätten sie manches mal beratschlagt; da sie aber weder ein Schiff noch Werkzeuge hatten, um eins zu bauen, auch gar keinen Proviant irgendwelcher Art, so endeten ihre Beratungen immer in Tränen und Verzweiflung. Ich fragte ihn, was sie wohl sagen würden, wenn ich ihnen einen Vorschlag zur Flucht machen würde, und ob er die Sache für ausführbar halte, wenn sie alle hier wären. Ich gestand ihm freimütig, daß ich vor allem fürchtete, sie würden mich verraten und mein Vertrauen mißbrauchen, wenn ich erst einmal mein Leben in ihre Hände gegeben hätte; denn Dankbarkeit sei eben nicht eine angeborene Tugend der Menschen; und die Menschen richteten ihr Tun meistens mehr nach den Vorteilen, die sie sich versprechen, als nach den Wohltaten, die sie empfangen hätten. Ich sagte ihm, ich würde es sehr hart finden, wenn ich das Werkzeug zu ihrer Errettung würde und sie mich nachher in Neuspanien zu ihrem Gefangenen machten, wo ein Engländer sicher sein könnte, aufgeopfert zu werden, gleichviel welche Not oder welches Unglück ihn dahin geführt hätte. Und ich würde lieber den Wilden überantwortet und lebendig aufgefressen werden als in die erbarmungslosen Klauen der Priester fallen und vor die Inquisition geschleppt werden. Andererseits, fügte ich hinzu, sei ich überzeugt, daß, wenn sie alle hier wären, so viele Hände wohl eine große Barke bauen könnten, groß genug, um uns entweder südlich nach Brasilien oder nördlich zu den spanischen Inseln oder an die spanische Küste zu bringen. Wenn sie mich jedoch, nachdem ich ihnen Waffen in die Hände gegeben, zum Dank dafür gewaltsam zu ihren Landsleuten verschleppen würden, so wäre ich für meine Güte schlecht belohnt und schlimmer daran als zuvor.

Er antwortete mir mit großer Aufrichtigkeit und Offenheit, ihr Zustand sei so erbärmlich und sie beklagten ihn dermaßen, daß sie sicherlich den bloßen Gedanken, einem Menschen übel zu begegnen, der ihnen zu ihrer Befreiung verhelfen könnte, verabscheuen würden. Wenn es mir recht wäre, wolle er mit dem alten Wilden hinüberfahren, mit ihnen verhandeln und mir ihre Antwort bringen. Er wolle auf ihren heiligen Eid Bedingungen mit ihnen ausmachen, daß sie sich ganz und gar meiner Führung unterwerfen müßten, und wolle sie auch auf die heiligen Sakramente schwören lassen, mir treu zu sein und mit mir nach demjenigen Land der Christenheit zu fahren, das ich bestimmen würde, und sich in allen Stücken meinen Befehlen zu fügen, bis ich sie in diesem Lande ausgeschifft hätte. Über all das wollte er mir einen von ihrer Hand unterschriebenen Kontrakt mitbringen. Er erbot sich auch, mir zu schwören, daß er sich sein Lebtage nie von mir trennen wolle, bis ich ihn entließe, und daß er bis zum letzten Blutstropfen zu mir stehen wolle, wenn seine Landsleute mir auch nur im geringsten die Treue brächen. Er sagte mir, es seien alles sehr gesittete, anständige Leute und befänden sich jetzt in der ärgsten Notlage, die sich denken läßt, da sie selber weder Waffen noch Kleidung noch Nahrung hätten und ganz auf die Gnade der Wilden angewiesen seien, ohne jede Hoffnung, jemals in ihr Vaterland zurückzukehren, und er sei überzeugt, wenn ich ihnen zur Rettung verhülfe, würden sie mir auf Leben und Tod ergeben sein.

Auf diese Versicherungen hin beschloß ich, den Versuch zu wagen und den alten Wilden und den Spanier zu Verhandlungen hinüberzusenden. Doch als alles zur Abfahrt fertig war, erhob der Spanier selber einen Einwand, aus dem so viel Klugheit und Aufrichtigkeit sprach, daß ich nur zustimmen konnte. Er riet mir nämlich, die Befreiung seiner Kameraden noch wenigstens ein halbes Jahr hinauszuschieben, aus folgendem Grunde: Er war jetzt einen Monat bei uns, und während dieser Zeit hatte ich ihn sehen lassen, auf welche Weise ich mit Gottes Hilfe für meinen Unterhalt gesorgt hatte. Vor allem hatte er auch meinen Vorrat an Korn und Reis gesehen, der zwar für mich allein mehr als ausreichend war, aber selbst bei gutem Haushalten für meine Familie, die jetzt auf vier Köpfe angewachsen war, nicht genügen konnte und noch viel weniger, falls seine sechzehn Landsleute dazugekommen wären. Am allerwenigsten aber würde er gereicht haben, um das Boot zu verproviantieren, das wir bauen wollten, um nach einer christlichen Kolonie Amerikas zu fahren. Er sagte mir, es dünke ihm ratsamer, ihn und die beiden anderen noch mehr Land anbauen und umgraben zu lassen, soviel Korn wie möglich für die Aussaat zu sparen und dann die nächste Ernte abzuwarten, damit wir auch einen Vorrat an Korn für seine Landsleute hätten, wenn sie herüberkämen. Denn Hunger würde sie vielleicht zur Unzufriedenheit verführen und zu der Behauptung, sie seien um ihre Befreiung betrogen und nur aus einer Not in die andere gelockt worden. «Denn», sagte er, «Ihr wißt, wie die Kinder Israels zuerst über den Auszug aus Ägypten jubelten und hernach doch gegen Gott murrten, als sie in der Wüste kein Brot hatten.»

Seine Bedenken waren so richtig und sein Rat so gut, daß mir sein Vorschlag sowohl wie seine Ehrlichkeit ungemein gefielen. Also machten wir vier uns ans Umgraben, so gut es mit unseren Holzspaten ging, und nach einem Monat hatten wir Land genug für 22 Scheffel Gerste und 16 Scheffel Reis beackert; dies war alles Saatkorn, das wir missen konnten, und dabei behielten wir nicht einmal genug Gerste zu unserer eigenen

Ernährung für die sechs Monate bis zur neuen Ernte, das heißt, schon von der Zeit an gerechnet, wo wir die Saatgerste beiseite legten; denn man darf nicht etwa meinen, daß in dieser Gegend die Saat sechs Monate zum Reifen braucht. Da wir nun in genügend großer Gesellschaft waren, um uns vor den Wilden nicht zu fürchten, so streiften wir frei überall auf der Insel herum, wann immer sich Gelegenheit dazu bot. Der Gedanke an unsere Flucht verließ uns nie, und so konnte wenigstens ich mich nicht enthalten, auf Mittel und Wege dazu zu sinnen. Ich bezeichnete verschiedene Bäume, die ich zu unserem Werk für tauglich hielt, und ich ließ sie von Freitag und seinem Vater fällen. Dann befahl ich dem Spanier, dem ich meine Gedanken anvertraute, ihre Arbeit zu überwachen. Ich zeigte ihnen, mit wie unermüdlicher Geduld ich aus einem großen Baum eine Planke gemacht



hatte, und hieß sie das gleiche tun, bis sie ungefähr ein Dutzend große Eichenplanken, fast zwei Fuß breit und fünfunddreißig Fuß lang, fertig hatten. Was das für ungeheure Mühe kostete, kann sich jeder vorstellen. Gleichzeitig war ich bedacht, meine kleine Herde zahmer Ziegen soviel wie möglich zu vergrößern, und schickte zu dem Ende abwechselnd an einem Tag Freitag und den Spanier auf die Jagd und ging am andern selber mit Freitag. Auf diese Art fingen wir zwanzig junge Ziegen, die wir mit den anderen aufzogen; denn immer, wenn wir eine alte schossen, nahmen wir ihre Jungen mit und steckten sie in unsere Herde. Vor allem aber nahte jetzt die Zeit, wo die Trauben getrocknet werden mußten, und ich ließ eine so ungeheure Menge in die Sonne hängen, daß ich glaube, wenn wir in Alicante gewesen wären, wo die Rosinen herkommen, so hätten wir sechzig oder achtzig Fässer damit füllen können. Diese Rosinen, zum Brot verspeist, bildeten einen Hauptteil unserer Nahrung, und sie schmeckten wahrlich nicht schlecht und waren sehr nahrhaft. Nun kam die Ernte, und unser Getreide stand recht gut. Es wurde zwar nicht die reichste Ernte, die ich auf der Insel erlebt hatte, genügte aber doch für unsere Zwecke. Von zweiundzwanzig Scheffeln Gerste ernteten und droschen wir ungefähr zweihundertzwanzig Scheffel und ebensoviel Reis im Verhältnis. Das war Vorrat genug bis zur nächsten Ernte, mochten auch alle sechzehn Spanier bei mir auf der Insel sein. Es hätte auch reichlich gelangt, um unser Boot für die Fahrt nach irgendeinem Ort Amerikas zu versorgen. Nun gingen wir daran, noch mehr große Körbe zu flechten, um das Korn darin zu verwahren. Der Spanier war hierin besonders geschickt und warf mir oft vor, warum ich denn derlei Geflecht nicht zur Verschanzung benutzte. Das hielt ich aber für überflüssig.



Als ich nun reichlich mit Vorrat für alle zu erwartenden Gäste versorgt war, gab ich dem Spanier Urlaub, um nach dem Festland hinüberzufahren und zu sehen, was sich mit seinen zurückgebliebenen Gefährten anfangen ließe. Ich gab ihm strengen Befehl, keinen mitzubringen, der nicht in seiner und des alten Wilden Gegenwart geschworen hätte, daß er die auf der Insel befindliche Person, die so gütig sei, ihnen jemand zu ihrer Befreiung zu schicken, in keiner Weise verletzen, bekämpfen und angreifen, sondern ihm gegen alle Anfälle beistehen und

allerorten sich ihrem Befehl unterwerfen wolle. Dies sollten sie schriftlich aufsetzen und eigenhändig unterschreiben. Wie das geschehen sollte, da sie ja weder Tinte noch Feder hatten, danach fragten wir nicht. Mit diesen Verhaltensmaßregeln fuhren der Spanier und der alte Wilde in demselben Kanoe ab, in dem sie zum Fraß hergeschleppt worden waren. Ich gab jedem von ihnen eine Muskete mit einem Feuerschloß und acht Ladungen Pulver und Blei und legte ihnen ans Herz, recht sparsam damit zu sein und sie nur in dringender Not zu benutzen. All das tat ich mit Lust; denn es geschah ja zu meiner Befreiung, die mir nun nach siebenundzwanzig Jahren und einigen Tagen winkte. Ich gab ihnen auch Brot und getrocknete Trauben auf einige Tage und für ihre Landsleute auf eine Woche, wünschte ihnen glückliche Reise und ließ sie abfahren, nachdem wir zuvor noch ein Signal verabredet hatten, das sie bei ihrer Rückkehr hissen sollten, damit ich sie schon von weitem erkennen könnte. Sie fuhren bei gutem Wind davon, an dem Tage vor Vollmond, meiner Rechnung nach im Oktober.

Ich hatte schon eine ganze Woche auf sie gewartet, als ein seltsames und unerwartetes Ereignis dazwischenkam, desgleichen wohl noch nie vernommen wurde. Eines Morgens schlief ich fest in meinem Bau, als plötzlich Freitag zu mir hereinstürzte und schrie: «Herr, Herr! sie sind da! sie sind da!» Ich sprang auf, fuhr, so schnell ich konnte, in meine Kleider und lief, unbekümmert um alle Gefahr, ganz ohne Waffen durch mein Wäldchen hinaus, das beiläufig jetzt zu einem dichten Wald geworden war. Kaum hatte ich einen Blick auf die See hinaus geworfen, so sah ich zu meinem Erstaunen in anderthalb Seemeilen Entfernung ein Boot mit einem Gigsegel, das mit dem Wind auf die Küste zuhielt. Auch sah ich gleich, daß es nicht von der Seite des Festlandes kam, sondern von dem südlichsten Ende der Insel her. Ich rief daher Freitag ins Haus und befahl ihm, sich gut versteckt zu halten; denn die seien nicht die Erwarteten und wir könnten noch nicht wissen, ob es Freunde oder Feinde seien.

Ich holte mein Fernglas, nahm die Leiter und stieg auf den Hügel, wie ich immer tat, wenn etwas Bedrohliches in Sicht war; denn dort hatte ich gute Aussicht, ohne selber gesehen zu werden.

Ich hatte kaum meinen Fuß auf den Hügel gesetzt, so erkannte ich deutlich ein Schiff vor Anker, ungefähr zwei Seemeilen weit südsüdöstlich vor mir, aber nicht mehr als anderthalb Seemeilen von der Küste entfernt. Durch mein Glas zeigte sich deutlich, daß es ein englisches Schiff war, und das Boot erwies sich als ein englisches Langboot.

Ich kann nicht beschreiben, in was für eine Verwirrung ich geriet. Zwar war die Freude, ein Schiff zu sehen, und noch dazu eins, das allem Anschein nach mit Landsleuten, also mit Freunden, bemannt war, unaussprechlich groß. Dennoch wurde ich gewisse heimliche Zweifel nicht los, die mir rieten, auf der Hut zu sein. Vor allem wollte mir nicht in den Sinn, was wohl ein englisches Schiff an diesem Ort der Welt zu suchen habe, der so ganz abseits von den englischen Handelsstraßen lag. Ich wußte auch, daß wir in letzter Zeit keine Stürme gehabt hatten, die sie hierher hätten verschlagen können. Waren es daher wirklich Engländer, so stand zu vermuten, daß sie nicht mit guten Absichten kamen und daß es besser für mich sei, zu bleiben, wo ich war, als in die Hände von Dieben und Mördern zu fallen.

Möge doch niemand die geheimen Winke und Hinweise auf eine Gefahr verachten, die ihm zuweilen gegeben werden, obwohl er selber gar keine Gefahr sieht, die ihm drohen könnte. Daß solche Winke und Hinweise uns gegeben werden, kann wohl niemand leugnen, der die Dinge aufmerksam beobachtet; daß sie Zeichen aus einer unsichtbaren Welt und Kundgebungen von Geistern sind, ist nicht zu bezweifeln; und wenn sie, wie sie es offenbar tun, uns vor Gefahr warnen, warum sollten wir da nicht annehmen, daß sie von einer uns freundlichen Wesenheit - ob höchster oder niedrigerer Ordnung, steht hier nicht in Frage - herkommen und daß sie uns zu unserem Besten gegeben werden.

Mein gegenwärtiger Fall bestätigt mir durchaus die Richtigkeit dieser Überlegung; denn wäre ich nicht dank dieser geheimen Warnung, mochte sie kommen, woher sie wollte, auf meiner Hut gewesen, so wäre ich unvermeidlich ins Verderben geraten und in eine viel schlimmere Lage als zuvor, wie man gleich sehen wird. Ich hatte noch nicht lange auf meinem Posten gestanden, so sah ich das Boot sich dem Ufer nähern. Die Insassen schienen nach einer Bucht zu suchen, in der sie bequem landen könnten; da sie indessen nicht nahe genug kamen, verfehlten sie die kleine Bachmündung, in der ich seinerzeit meine Flöße an Land gebracht hatte, und ließen ihr Boot unmittelbar auf den Strand laufen, etwa eine halbe Meile entfernt von mir: zu meinem Glück; denn andernfalls wären sie sozusagen gerade vor meiner Tür gelandet und hätten mich gewiß bald aus meiner Festung herausgetrieben und mich vielleicht aller meiner Habe beraubt.

Als sie gelandet waren, sah ich nun ganz deutlich, daß es Engländer waren, zum mindesten einige von ihnen; einen oder zwei hielt ich für Holländer, was sich aber als Irrtum erwies. Es waren insgesamt elf Mann, drei davon unbewaffnet und anscheinend gefesselt. Als die ersten vier oder fünf an Land gesprungen waren, holten sie diese drei als Gefangene aus dem Boot. Ich konnte erkennen, daß der eine die leidenschaftlichsten Gebärden des Flehens, Jammerns und der Verzweiflung machte und offenbar ganz außer sich war, während die beiden anderen ab und zu die Hände aufhoben und auch bekümmert schienen, aber nicht so heftig wie der erste.

Ich war ganz verdonnert von diesem Anblick und wußte nicht, was es bedeute. Freitag rief mir zu: «O Herr! Seht Ihr, Englandmann essen Gefangene auch wie wilder Mann!» - «Ja, Freitag», sagte ich, «glaubst du denn, daß sie sie auffressen werden?» - «Ja», nickte Freitag, «sie auffressen!» - «Nein, nein», rief ich, «ich fürchte zwar, sie wollen sie wirklich ermorden; aber du kannst dich darauf verlassen, daß sie sie nicht auffressen wollen.»

Mittlerweile konnte ich mir immer noch nicht erklären, was die ganze Sache zu bedeuten habe, sondern stand

nur, zitternd vor Entsetzen, da und dachte jeden Augenblick, jetzt werden sie sie umbringen. Ja, einmal sah ich auch, wie einer der Schurken einen großen Säbel oder Hauer, wie es die Seeleute nennen, gegen einen der Unglücklichen erhob, und erwartete, ihn im nächsten Augenblick hinstürzen zu sehen, worüber mir das Blut in den Adern gefrieren wollte.

Ich wünschte mir jetzt sehnlichst unsern Spanier und den alten Wilden herbei oder daß ich auf irgendeine Weise ungesehen bis in Schußweite an sie herankommen könnte, um die drei Männer zu retten; denn ich sah keinerlei Schußwaffen an ihnen. Aber es kam anders.

Nachdem ich die schnöde Behandlung der drei durch die unverschämten Matrosen mit angesehen hatte, bemerkte ich, daß die Burschen sich von ihnen entfernten und am Strande herumschwärmten, als ob sie das Land besichtigen wollten. Ich sah auch, daß die drei anderen Freiheit hatten, zu gehen, wohin sie wollten, daß sie jedoch alle drei sich sehr nachdenklich auf die Erde setzten und verzweifelt dreinschauten. Das erinnerte mich daran, wie ich selber zum erstenmal an die Küste gekommen war, wie ich verzweifelt umhergeschaut und mich für verloren gehalten hatte, was für entsetzliche Angst ich gehabt und wie ich die ganze Nacht im Baum gehockt hatte, aus Furcht, von wilden Tieren zerrissen zu werden.

Gleichwie ich in jener Nacht nichts von der Hilfe wußte, die mir dadurch zuteil werden sollte, daß das Schiff dank der Vorsehung durch die Stürme und die Flut näher an Land getrieben wurde, so daß ich auf so lange Zeit mit Nahrung und Hilfsmitteln versorgt ward, ebenso wußten auch diese drei armen, verzweifelten Männer nichts davon, wie gewiß ihnen Hilfe und Befreiung bevorstand, wie nahe sie ihnen war und wie völlig sie schon in Sicherheit waren, zu einer Zeit, wo sie sich noch für verloren und ihr Schicksal für besiegelt hielten.

So wenig sehen wir voraus in dieser Welt und haben daher allen Grund, auf den großen Schöpfer der Welt zu vertrauen, daß er seine Geschöpfe nicht so völlig hilflos im Stich lassen wird und daß sie auch in den schlimmsten Lagen immer noch etwas erhoffen dürfen, wofür sie dankbar zu sein haben, und oft ihrer Rettung näher sind, als sie glauben, ja daß sie manchmal gerade durch das errettet werden, was ihnen ihr Verderben schien.

Es war gerade zur Zeit der höchsten Flut, ab dieses Volk an Land kam, und während sie teils mit den Gefangenen verhandelt, teils sich umhergetrieben hatten, um zu sehen, wo sie eigentlich wären, hatten sie leichtsinnigerweise nicht darauf geachtet, daß die Flut inzwischen abließ und das Wasser bereits so weit verebbt war, daß ihr Boot festsäß.

Sie hatten zwei Mann im Boot zurückgelassen, die, wie sich später herausstellte, zuviel Schnaps getrunken hatten und eingeschlafen waren. Indessen wachte der eine von ihnen auf, und als er das Boot so festsitzen sah, daß er es nicht mehr losbringen konnte, schrie er nach den anderen, die in der Gegend herumliefen. Sofort eilten sie alle zu dem Boot, konnten es aber, da es sehr schwer und das Gestade hier weich und locker war, fast wie Flugsand, mit aller Kraft nicht von der Stelle bringen.

Sie ließen daher als echte Seeleute, die vielleicht die leichtsinnigsten von allen Menschen sind, die Sache gehen und trollten sich wieder dem Lande zu, und ich hörte, wie einer laut zu einem ändern sagte: «Ach was, Jack, laß es doch liegen! Bei der nächsten Flut wird es schon wieder flott werden!», wodurch mir vollends zur Gewißheit wurde, was für Landsleute es seien.

Die ganze Zeit über hielt ich mich sehr still und wagte mich nicht ein einziges Mal weiter aus meiner Burg heraus als bis zu meinem Beobachtungsposten auf dem Hügel; und wie froh war ich, daß meine Behausung so gut befestigt war. Ich wußte, es würde nicht weniger als zehn Stunden dauern, bis das Boot wieder flott werden konnte, und unterdessen würde es dunkel werden, und ich würde besser Gelegenheit haben, ihre Schritte zu beobachten und ihre Gespräche zu belauschen, wenn sie welche führten.

Mittlerweile rüstete ich mich zum Kampf, aber diesmal mit viel größerer Vorsicht, da ich wußte, daß ich es jetzt mit einem ganz anderen Feind zu tun hatte. Ich befahl auch Freitag, den ich inzwischen zu einem ausgezeichneten Schützen gemacht hatte, sich mit Waffen zu versehen.

Ich selber nahm zwei Vogelflinten und gab ihm drei Musketen. Ich sah in der Tat sehr grimmig aus; ich hatte meinen bedrohlichen Bocksfellrock an samt der großen Mütze, einen bloßen Säbel an der Seite und zwei Pistolen im Gürtel und ein Gewehr auf jeder Schulter.

Meine Absicht war, nichts zu unternehmen, bis es dunkel war. Allein gegen zwei Uhr, zur Zeit der größten Hitze, merkte ich, daß sie sich alle in die Wälder verlaufen und wahrscheinlich schlafen gelegt hatten. Die drei Unglücklichen jedoch, die vor Angst nicht schlafen konnten, hatten sich in den Schatten eines großen Baumes gesetzt, etwa eine Viertelmeile von mir entfernt und meines Erachtens außer Sicht der anderen. Daraufhin beschloß ich, mich ihnen zu entdecken und etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Ich begab mich also unverweilt auf den Marsch, in dem geschilderten Aufzuge, mein Freitag ein gutes Stück hinter mir, ebenso bis an die Zähne bewaffnet, aber nicht ganz das Schreckgespenst wie ich.

Ich ging ungesehen so nahe wie möglich an sie heran und rief ihnen dann, ehe mich noch einer gewahr wurde, auf spanisch zu: «Wer seid Ihr, Gentlemen?»



Bei diesem Laut fuhren sie auf, waren aber noch zehnmal mehr bestürzt, als sie mich und meine abenteuerliche Gestalt erblickten. Sie gaben nicht eine Silbe zur Antwort. Als ich aber merkte, daß sie eben auf dem Sprunge waren, davonzulaufen, sagte ich auf englisch: «Gentlemen, fürchten Sie sich nicht vor mir! Vielleicht ist Ihnen ein Freund nahe, da Sie es am wenigsten erwarten.» - «Der müßte dann vom Himmel selber geschickt sein», sagte einer von ihnen tieferst zu mir, indem er gleichzeitig seinen Hut abnahm; «denn Menschen können uns nicht mehr helfen.» - «Alle Hilfe kommt vom Himmel, Herr», erwiderte ich; «aber wollen Sie wohl einem Fremden sagen, wie er Ihnen helfen kann? Denn Sie scheinen mir in großer Not zu sein. Ich sah Sie, als Sie landeten und die Unmenschen, die mit Ihnen kamen, anscheinend um Gnade anflehten; ich sah auch einen davon seinen Säbel erheben, um Sie zu töten.»

Dem armen Mann stürzten die Tränen aus den Augen; er zitterte am ganzen Leibe und erwiderte: «Rede ich mit einem Gott oder einem Menschen? Ist es ein wirklicher Mensch oder ein Engel?»-«Seien Sie deswegen unbesorgt, Herr», versetzte ich. «Hätte Gott Ihnen einen Engel zu Hilfe geschickt, so würde er wohl in besseren Kleidern und mit anderen Waffen kommen, als Sie an mir sehen! Ich bitte Sie, schütteln Sie Ihre Furcht ab; ich bin ein Mensch, ein Engländer, und bereit, Ihnen zu helfen. Sie sehen, ich habe nur einen Diener. Aber wir haben Schußwaffen und Munition. Sprechen Sie also frei heraus: können wir Ihnen dienen? Was ist Ihnen widerfahren?»

«Unsere Geschichte, Herr», sagte er, «ist zu lang, um sie Ihnen zu erzählen, indes unsere Mörder so nahe sind. Kurz gesagt jedoch: ich war der Befehlshaber jenes Schiffes; sie haben gegen mich gemeutert und ließen sich nur mit knapper Not davon abhalten, mich zu ermorden. Schließlich haben sie mich und diese beiden hier, meinen Steuermann und einen Passagier, an diesen verlassenem Ort ausgesetzt, wo wir unseren Untergang vor Augen sahen, da wir das Land für unbewohnt hielten; und wir wissen auch jetzt noch nicht, was wir von alldem denken sollen.»

«Wo sind diese Schurken, Ihre Feinde?» fragte ich. «Wissen Sie, wohin sie gegangen sind?» -«Dort sind sie, Herr», sagte er, auf ein dichtes Gebüschweisend; «mein Herz zittert bei dem Gedanken, sie könnten uns gesehen und Sie sprechen gehört haben; denn dann werden sie uns sicher alle ermorden.»

«Haben sie irgendwelche Schußwaffen?» fragte ich. Er erwiderte, sie hätten nur zwei Flinten bei sich, eine dritte hätten sie im Boot gelassen. «Gut denn», rief ich, «überlassen Sie alles andere mir. Ich sehe, sie sind alle eingeschlafen; es ist ein leichtes, sie alle zu töten. Oder sollen wir sie lieber gefangennehmen?» Er erwiderte, es seien zwei ganz verwegene Burschen dabei, denen es kaum ratsam sei, Gnade zu erweisen; wären diese aber beseitigt, so glaube er, würden die anderen sich wieder auf ihre Pflicht besinnen. «Welche sind diese beiden?» fragte ich. Er sagte, er könne sie mir auf diese Entfernung nicht bezeichnen, aber er wolle meinen Befehlen in allen Stücken gehorchen. «Gut», sagte ich, «wir wollen zunächst hier weggehen, damit sie nicht etwa aufwachen und uns sehen oder hören, und wollen dann weiter beraten.» Also gingen sie willig mit mir zurück, bis uns das Gehölz vor ihnen verbarg.

«Hören Sie nun, Herr», sagte ich, gesetzt, ich wage Ihre Befreiung, sind Sie dann bereit, zwei Bedingungen zu erfüllen?» Er kam mir zuvor, indem er sagte, er sowohl wie das Schiff, falls es zurückerobert werde, sollten in allen Dingen einzig und allein meinem Befehl und Willen unterworfen sein; werde es aber nicht erobert, so wolle er mit mir leben und sterben, wohin immer in aller Welt ich ihn führen würde. Dasselbe versicherten auch die anderen beiden.



«Gut», sagte ich, «meine Bedingungen sind nur zweierlei: erstens, daß Sie keinerlei Autorität über mich beanspruchen, solange Sie mit mir auf dieser Insel sind, und daß Sie alle Waffen, die ich Ihnen etwa in die Hände gebe, mir jederzeit auf mein Verlangen wieder ausliefern und sich ganz unter meinen Befehl stellen. Zweitens, daß Sie, falls das Schiff zurückerobert wird, mich und meinen Diener ohne Entgelt nach England bringen.» Er gab mir alle Versicherungen, die ein verständiger und ehrlicher Mann nur geben kann, daß er diese sehr gerechten Forderungen erfüllen und überdies sein Lebtage bei allen Gelegenheiten bezeugen wolle, daß er mir sein Leben zu danken habe.

«Gut denn», sagte ich, «hier sind drei Musketen für Sie samt Pulver und Kugeln. Was meinen Sie nun soll jetzt weiter geschehen?» Er zeigte mir alle nur mögliche Dankbarkeit, wünschte aber, sich ganz von mir führen zu lassen. Ich sagte, ich hielte es für gefährlich, sich auf einen Kampf einzulassen; das beste scheine mir, so, wie sie dalägen, Feuer auf sie zu geben. Sollten dann einige bei dieser ersten Salve nicht getötet werden und um Pardon bitten, so könne man sie schonen. Im übrigen müsse man es Gottes Vorsehung überlassen, wie er die Kugeln lenken wolle.

Er erwiderte sehr bescheiden, daß es ihm widerstrebe, sie zu töten, wenn es sich vermeiden ließe. Die besagten zwei Burschen freilich seien unverbesserliche Schurken und die Urheber der ganzen Meuterei; wenn sie entkämen, sei es um uns geschehen; denn sie würden an Bord gehen und die ganze Besatzung herüberholen und uns vernichten. «Gut also», sagte ich, «die Not rechtfertigt meinen Vorschlag; denn anders können wir unser Leben nicht retten.» Da ich ihn indessen noch immer zögern sah, Blut zu vergießen, schlug ich vor, sie sollten selber hingehen und tun, was ihnen das Richtige scheinen würde.

Mitten in diesem Gespräche hörten wir, daß einige von ihnen aufwachten, und gleich darauf sahen wir zwei auf den Füßen. Ich fragte ihn, ob dies die Rädelsführer seien. Er sagte nein. «Gut», fuhr ich fort, «lassen Sie sie also meinerwegen entweichen, die Vorsehung selber scheint sie aufgeweckt zu haben, um sie zu retten; aber wenn Sie die übrigen jetzt auch entkommen lassen, ist es Ihre Schuld.» Hierdurch aufgemuntert, nahm er die Muskete, die ich ihm gereicht hatte, und steckte eine Pistole in den Gürtel; seine beiden Gefährten ergriffen auch jeder ein Gewehr und gingen voran. Da sie dabei etwas Geräusch machten, drehte sich einer der Matrosen, die schon wach waren, um, sah sie kommen und schrie den anderen etwas zu; aber es war bereits zu spät; denn in demselben Augenblick gaben die beiden Feuer, während der Kapitän seinen Schuß klüglich sparte. Sie hatten die beiden Rädelsführer so gut aufs Korn genommen, daß der eine auf dem Fleck tot und der zweite schwer verwundet war; trotzdem sprang er auf die Füße und rief die anderen mit lautem Geschrei zu Hilfe. Der Kapitän jedoch sprang auf ihn zu, sagte, es sei jetzt zu spät, um Hilfe zu rufen, er solle lieber Gott anrufen, ihm seine Büberei zu vergeben, und schlug ihn mit dem Kolben seiner Muskete nieder, daß ihm das Reden für ewig verging. Nun waren noch drei von der Bande übrig, einer davon ebenfalls leicht verwundet. Mittlerweile war ich auch herangekommen, und da sie die Gefahr sahen und daß jeder Widerstand nutzlos sei, baten sie um Gnade. Der Kapitän sagte, er wolle ihnen das Leben schenken, wenn sie ihm versicherten, daß sie ihren Verrat an ihm von Herzen bereuten, und eidlich gelobten, ihm zur Wiedereroberung des Schiffes und hernach zur Rückkehr nach Jamaika, von wo sie gekommen waren, treulich beizustehen. Sie gaben ihm alle Versicherungen ihrer Aufrichtigkeit, die man sich nur wünschen konnte, und er erklärte sich bereit, ihnen zu glauben und ihnen das Leben zu schenken, wogegen ich nichts einzuwenden hatte; nur bestand ich darauf, sie an Händen und Füßen gebunden zu halten, solange sie auf der Insel wären.



Inzwischen hatte ich Freitag mit dem Steuermann nach dem Boot geschickt, um sich seiner zu bemächtigen und Ruder und Segel wegzubringen, was sie auch taten. Nach und nach kamen noch drei Matrosen, die (zu ihrem Glück!) getrennt von den anderen umhergestreift waren, auf die Gewehrschüsse hin zurück; und als sie den Kapitän, der zuvor ihr Gefangener gewesen, jetzt als ihren Überwinder sahen, ergaben sie sich auch und ließen sich binden, und damit war unser Sieg vollkommen.

Nun blieb nur übrig, daß der Kapitän und ich einander ein wenig näher mit unseren Umständen bekannt machten. Ich machte den Anfang und erzählte ihm meine ganze Geschichte, die er mit Aufmerksamkeit und Staunen anhörte, besonders über die wunderbare Art, wie ich mit Lebensmitteln und Munition versorgt worden war - wie ja denn meine Geschichte in der Tat eine einzige Kette von Wundern ist. Er war tief bewegt. Aber als er dann an sich selber dachte und wie ich eigens hier am Leben erhalten worden zu sein schien, um ihm das Leben zu retten, strömten ihm die Tränen übers Gesicht, und er konnte kein Wort mehr herausbringen.

Als dieses Gespräch beendet war, führte ich ihn und seine beiden Gefährten in meine Behausung, wo ich sie mit Essen und Trinken, so gut ich's hatte, erfrischte und ihnen alle Einrichtungen zeigte, die ich während meines langen, langen Aufenthalts an diesem Ort geschaffen hatte.

Alles, was ich ihnen zeigte, alles, was ich ihnen erzählte, versetzte sie in die höchste Verwunderung; am meisten aber staunte der Kapitän über meine Verschanzung und wie vollkommen ich mein Versteck durch das Wäldchen verborgen hatte, das in zwanzig Jahren zu einem dichten Walde geworden war, so dicht, daß man nirgends hindurch konnte, außer an der einen Seite, wo ich mir einen schmalen, krummen Pfad gelassen hatte. Dies, sagte ich ihm, sei meine Burg und Residenz; aber ich hätte noch einen Landsitz, wie es bei großen Herren üblich sei, wohin ich mich im Notfall zurückziehen könne; den würde ich ihm ein andermal zeigen; denn jetzt müßten wir zunächst daran denken, wie wir uns des Schiffes bemächtigen könnten. Er stimmte mir bei, gestand aber, er sei ganz ratlos, wie wir das machen sollten; denn es seien noch sechsundzwanzig Mann an Bord, und da sie als gemeine Verschwörer alle ihr Leben vor dem Gesetz verwirkt hätten, so würden sie sich wahrscheinlich jetzt aus Verzweiflung nur um so mehr verhärten und ihr Spiel weiter treiben, weil sie wohl wüßten, daß ihnen der Galgen gewiß sei, sobald sie nach England oder in eine der englischen Kolonien kämen; deshalb sei es unmöglich, sie mit so geringen Streitkräften anzugreifen.

Ich ließ mir das eine Weile durch den Kopf gehen und fand seine Ansicht sehr vernünftig. Es mußte also schleunigst ein Entschluß gefaßt werden, um die an Bord Gebliebenen in irgendeine Falle zu locken und gleichzeitig zu verhindern, daß sie an Land kamen und uns überwältigten. Dabei kam mir sogleich der Gedanke, daß die Schiffsmannschaft, verwundert darüber, was aus ihren Kameraden und dem Boot geworden sei, sicherlich sehr bald mit ihrem ändern Boot an Land kommen würde, um nach ihnen zu sehen, und zwar vielleicht mit Gewehren bewaffnet, so daß sie zu stark für uns sein würden. Dies leuchtete ihm ein.

Ich sagte ihm also, wir müßten zuallererst das Boot, das noch auf dem Strand lag, einschlagen, so daß sie es nicht wegbringen könnten. Wenn wir dann alles herausgenommen hätten, könnte es auch liegenbleiben, da es doch nicht mehr zum Schwimmen taugte. Also gingen wir hin, nahmen die Waffen heraus, die noch darin lagen, und was wir sonst fanden, nämlich eine Flasche Brantwein, noch eine mit Rum, einige Zwiebacke, ein Pulverhorn und einen großen, fünf bis sechs Pfund schweren Klumpen Zucker in einem Stück Segeltuch. All das war mir hochwillkommen, besonders der Brantwein und der Zucker, den ich schon seit vielen Jahren nicht mehr gehabt hatte.

Als wir alle diese Beute in Sicherheit gebracht hatten, schlugen wir ein großes Loch in den Bauch des Bootes, so daß sie es nicht mehr hätten wegbringen können.

Es wollte mir, die Wahrheit zu gestehen, nicht recht einleuchten, daß wir imstande sein sollten, das Schiff wieder zu erobern. Ich dachte mir daher: wenn sie ohne das Boot wieder abfahren, so kann ich es wieder zurechtmachen und damit nach den in Lee gelegenen Inseln fahren und unterwegs bei unseren Freunden, den Spaniern, vorsprechen, die mir noch immer im Sinn lagen.

Nachdem wir so unsere Anstalten getroffen und zuerst das Boot mit aller Kraft so weit auf den Strand hinaufgeschleppt hatten, daß die Flut bei Hochwasser es nicht wegschwemmen konnte, danach ein großes Loch, das sich nicht so bald flicken ließ, in den Boden geschlagen und uns schließlich niedergesetzt hatten, um weiter über die Sache nachzudenken, hörten wir plötzlich das Schiff einen Kanonenschuß lösen und sahen es einen Wimpel hissen, um das Boot an Bord zu rufen; aber kein Boot rührte sich, und sie feuerten noch mehrere Male, gaben auch noch allerlei andere Signale. Endlich, als alles Schießen und Signalisieren umsonst war und kein Boot sich sehen ließ, sahen wir sie durch unsere Ferngläser ein anderes Boot aussetzen und auf die Küste zu rudern. Als sie näher kamen, erkannten wir, daß nicht weniger als zehn Mann darin waren und daß sie Schußwaffen mitführten.

Da das Schiff fast zwei Seemeilen vom Ufer entfernt lag, konnten wir sie deutlich heranrudern sehen und die einzelnen Leute, ja sogar ihre Gesichter klar erkennen. Die Flut trieb sie ein wenig nach Osten ab, und sie ruderten daher das letzte Stück an der Küste entlang, um an die Stelle zu kommen, wo das erste Boot gelandet war und nun lag.

Wir konnten sie, wie gesagt, infolgedessen in aller Ruhe beobachten, und der Kapitän konnte genau sagen, wer jeder einzelne sei und was er von ihm zu halten habe. Er sagte, es seien drei ganz ehrliche Burschen dabei, die sicherlich nur durch die anderen mit Drohung und Gewalt in die Verschwörung hineingezogen worden seien. Dagegen der Hochbootsmann, der anscheinend der vornehmste Offizier unter ihnen war, sowie alle übrigen seien mit die Schlimmsten von der ganzen Besatzung und ganz desperate Kerle. Und er war sehr in Angst, daß sie zu stark für uns sein würden.

Ich lächelte und sagte, Männer in unserer Lage seien schon über alle Furcht hinaus. Fast jeder andere Zustand, in den wir geraten könnten, würde besser sein als unser jetziger, und was uns auch widerführe, ob Tod oder Leben, es würde sicherlich eine Erlösung sein. Ich fragte ihn, was er von meinem hiesigen Zustand dächte und ob die Befreiung durchaus nicht wert sei, daß man etwas dafür wäge. «Ich meinesteils», fuhr ich fort, «sehe nur eine Schwierigkeit bei der ganzen Sache.» - «Welche?» fragte er. - «Daß», erwiderte ich, «wie Sie sagen, drei oder vier ehrliche Burschen dabei sind, die wir schonen sollen. Wären es lauter Bösewichter, so würde ich meinen, Gott selber habe sie so recht ausgesondert, um sie uns in die Hände zu liefern; denn, glauben Sie mir, jeder, der an Land kommt, ist uns verfallen auf Tod oder Leben, je nachdem er sich zu uns stellt.»

Diese Worte, mit erhobener Stimme und heiterer Miene ausgesprochen, machten ihm wieder Mut, und so begaben wir uns rüstig ans Werk.

Gleich als wir das Boot vom Schiff abstoßen sahen, hatten wir daran gedacht, unsere Gefangenen zu trennen, und sie in der Tat gehörig in Sicherheit gebracht. Zwei von ihnen, denen der Kapitän am wenigsten traute, schickte ich mit Freitag und einem der drei Geretteten in meine Höhle, wo sie weit genug waren, um weder gehört noch entdeckt zu werden; auch wenn sie sich selber befreit hätten, würden sie den Weg aus dem Walde heraus nicht gefunden haben. Hier ließen sie sie gebunden liegen, gaben ihnen jedoch Mundvorrat und versprachen ihnen, sie in ein bis zwei Tagen wieder freizulassen, wenn sie sich still verhielten; versuchten sie aber zu entfliehen, so würde es ihnen ohne Gnade den Hals kosten.



Sie verschworen sich hoch und teuer, ihre Haft geduldig zu ertragen, und zeigten sich sehr dankbar für die Lebensmittel und das Licht, das ihnen gelassen wurde; denn Freitag gab ihnen zum Trost ein paar von meinen selbstgemachten Kerzen. Auch meinten sie nichts anderes, als daß er an dem Eingang Wache hielt».

Die anderen Gefangenen hatten es noch besser; zwei von ihnen wurden zwar gleichfalls in Fesseln gehalten, weil ihnen der Kapitän nicht ganz traute; die übrigen beiden jedoch wurden auf seine Empfehlung hin in meine Dienste genommen, nachdem sie zuvor feierlich geschworen hatten, mit uns zu leben und zu sterben. Also waren wir mit ihnen zusammen sieben Mann, alle wohlbewaffnet, und ich zweifelte nun nicht, daß wir es mit den zehn

Ankömmlingen gut aufnehmen könnten, zumal der Kapitän versichert hatte, es seien noch drei oder vier ehrliche Kerle darunter.

Sobald sie an die Stelle kamen, wo das erste Boot lag, jagten sie das ihrige auf den Strand, stiegen alle aus und zogen das Boot aufs Trockene, was ich mit Befriedigung sah; denn ich hatte gefürchtet, sie würden es in einiger Entfernung von der Küste vor Anker legen mit ein paar Mann zur Bewachung darin, so daß wir uns seiner nicht würden bemächtigen können.

Kaum waren sie ausgestiegen, so liefen sie alle zu dem ändern Boot hin, und man konnte deutlich sehen, daß sie sehr verdutzt waren, es geplündert und durchlöchert zu finden.

Nachdem sie eine Weile darüber hin- und hergedacht hatten, schrien sie zwei- oder dreimal aus vollen Lungen, um sich ihren Kameraden vernehmlich zu machen; jedoch umsonst. Dann stellten sie sich alle in einen Kreis und feuerten eine Salve, von der uns die Ohren gellten und die in den Wäldern ringsum widerhallte; aber auch das war vergeblich; denn die in der Höhle konnten es sicherlich nicht hören, und die, die bei uns waren, durften sich nicht mucksen.

Darüber waren sie so wie vor den Kopf geschlagen, daß sie, wie sie uns später erzählten, beschlossen, alle wieder an Bord des Schiffes zu fahren und dort zu berichten, ihre Kameraden seien alle ermordet und das Langboot entzweigeschlagen. Sie brachten also ihr Boot unverzüglich wieder zu Wasser und gingen alle an Bord zurück.

Der Kapitän war sehr bestürzt, ja ganz außer sich darüber, da er glaubte, sie würden nunmehr ihre Gefährten verloren geben und mit dem Schiff davon segeln, so daß er es verlieren würde, während er doch gehofft hatte, es zurückzuerobern. Aber gleich darauf schlug seine Befürchtung gerade in die entgegengesetzte um.

Sie waren nämlich noch nicht lange weg, als wir sie alle wieder zur Küste zurückkehren sahen. Aber diesmal machten sie es, offenbar auf Verabredung, anders, das heißt, sie ließen das Boot mit drei Mann zurück und kamen dann an Land, um nach ihren Kameraden zu suchen.

Dies war ein dicker Strich durch unsere Rechnung, und wir wußten nicht, was tun; denn wenn wir uns auch der sieben Gelandeten bemächtigten, half es uns doch nichts, solange wir das Boot nicht in die Hände bekamen, weil mit Sicherheit anzunehmen war, daß die drei Mann alsdann zu dem Schiff zurückrudern und die ändern sogleich die Anker lichten und davon segeln würden, so daß wir das Nachsehen hätten. Indessen, wir konnten nichts anderes tun als abwarten, wie die Dinge verlaufen würden. Die sieben Mann kamen an Land, und die drei, die im Boot zurückblieben, stießen es eine ziemliche Strecke vorn Ufer ab und legten sich draußen vor Anker, um auf die anderen zu warten, so daß es für uns unmöglich war, an das Boot zu kommen.

Die Gelandeten hielten sich dicht beieinander und marschierten auf den Gipfel des kleinen Hügels los, unter dem meine Wohnung lag. Wir konnten sie deutlich sehen, obwohl sie uns nicht gewahren konnten. Es wäre uns sehr lieb gewesen, wenn sie uns entweder näher gekommen wären, so daß wir sie hätten niederschließen können, oder wenn sie weiter weg gegangen wären, damit auch wir uns hätten entfernen können.

Allein als sie oben auf dem Hügel angekommen waren, von wo aus sie das Tal und die Wälder, die nordöstlich im niedrigsten Teil der Insel lagen, überblicken konnten, riefen und schrien sie aus vollem Halse, bis sie müde waren. Da sie es offenbar nicht wagten, sich allzuweit vom Strande oder voneinander zu entfernen, setzten sie sich zusammen unter einen Baum, um zu beratschlagen. Wäre es ihnen eingefallen zu schlafen, wie die anderen



getan hatten, so wäre unsere Sache gemacht gewesen; so aber wagten sie nicht zu schlafen, aus Furcht vor einer Gefahr, von der sie nicht wußten, woher sie drohte.

Der Kapitän machte nun einen sehr gescheiten Vorschlag. Er meinte nämlich, sie würden vielleicht alle zusammen eine Salve abfeuern, damit ihre Kameraden es hörten; alsdann sollten wir, sobald sie sich verschossen hatten, über sie herfallen, und sie würden sich zweifellos ohne Blutvergießen ergeben. Mir gefiel der Vorschlag; nur mußten wir ihnen zunächst so nahe kommen, daß wir ihnen auf dem Halse waren, noch ehe sie aufs neue laden konnten. Es kam jedoch nicht so, und wir lauerten eine lange Weile und wußten nicht, was tun. Endlich sagte ich, wir würden wohl vor Einbruch der Nacht nichts anfangen können; wenn sie bis dahin nicht ins Boot zurückkehrten, würde es vielleicht möglich sein, zwischen sie und den Strand zu kommen und die Wächter im

Boot durch eine List ans Ufer zu locken. Wir warteten lange und ungeduldig, ob sie nicht weggingen, und es war uns bei der Sache nicht allzuwohl. Endlich sahen wir sie nach langen Beratungen alle miteinander aufspringen und zur Küste hinabmarschieren; anscheinend war ihnen so bange vor diesem unheimlichen Ort, daß sie beschlossen, wieder an Bord des Schiffes zu fahren, ihre Gefährten aufzugeben und ihre Reise mit dem Schiffe fortzusetzen. Sowie ich sie auf die Küste zugehen sah, dachte ich mir (und so war es auch wirklich), daß sie ihre Suche aufgegeben hatten und nun wieder zurückkehren wollten. Der Kapitän wäre bei diesem Anblick fast in Ohnmacht gefallen; ich dachte jedoch sogleich an eine List, um sie wieder zurückzulocken, was mir auch vortrefflich gelingen sollte.

Ich befahl Freitag und dem Steuermann, nach Westen über den kleinen Bach zu der Stelle zu gehen, wo die Wilden damals bei Freitags Rettung gelandet waren. Sobald sie dort, ungefähr eine halbe Meile weit, auf einer kleinen Erhöhung angelangt wären, sollten sie so laut schreien, wie sie nur konnten, bis sie merkten, daß die Matrosen sie hörten; sowie sie ihnen dann antworteten, sollten sie aufs neue rufen, sie immer weiter, so tief wie möglich ins Land und in die Wälder hereinlocken und dann sich wieder auf Umwegen, die ich ihnen beschrieb, zu uns zurückschlagen.

Die Meuterer waren eben dabei, ins Boot zu steigen, als Freitag und der Steuermann ihr Geschrei erhoben. Sie antworteten sogleich, rannten am Ufer entlang nach Westen, den Stimmen nach, sahen sich aber plötzlich vor dem Bach, über den sie nicht hinüber konnten, da Hochwasser war. Sie riefen daher das Boot herbei, um sie überzusetzen, wie ich es in der Tat erwartet hatte.

Als sie hinüber waren, beobachtete ich, daß sie das Boot ziemlich weit stromaufwärts in eine Art kleinen Hafen brachten, einen von den drei Wächtern mit sich nahmen und nur zwei im Boot zurückließen, nachdem sie es zuvor an einem kleinen Baumstumpf befestigt hatten.

Das war alles, was ich wünschte. Ich nahm den Rest meiner Mannschaft mit mir, überschritt den Bach an einer Stelle, wo die beiden uns nicht sehen konnten, und überraschte sie, ehe sie unser noch gewahr wurden, als der eine gerade am Ufer und der andere im Boote lag. Der auf dem Lande wollte, halb schlafend, halb wachend, eben aufspringen, als der Kapitän, der uns allen voran war, auf ihn zustürzte, ihn niederschlug und dann dem im Boot zurief, sich zu ergeben, sonst sei er ein Kind des Todes. Es bedurfte nicht vieler Argumente, um einen einzelnen Mann dazu zu überreden, der fünf Männer gegen sich und seinen Kameraden zu Boden geschlagen sah; überdies schien es einer von denen zu sein, die sich nicht so eifrig an der Meuterei beteiligt hatten, so daß er sich nicht nur leicht überreden ließ, sich zu ergeben, sondern sich hernach auch ehrlich auf unsere Seite schlug. Mittlerweile hatten Freitag und der Steuermann ihre Sache so gut gemacht, daß sie die anderen Meuterer durch Rufen und Antworten von einem Hügel zum ändern, von einem Wald zum ändern gelockt hatten, bis die Burschen so herzlich müde und so weit von der Küste entfernt waren, daß sie unmöglich vor Einbruch der Dunkelheit das Boot mehr erreichen konnten. Auch unsere Leute selber waren in der Tat todmüde, als sie wieder zu uns stießen. Jetzt blieb uns nichts mehr zu tun, als im Finstern auf sie zu lauern, um sie möglichst ohne Gefahr zu überfallen.

Freitag war schon seit mehreren Stunden zurück, als sie endlich ankamen. Wir konnten, lange bevor sie noch heran waren, hören, wie der Vorderste von ihnen den Hinteren zurief, sie sollten nachkommen; wir konnten sie auch antworten und klagen hören, wie lahm und müde sie seien und außerstande, schneller zu gehen, was uns sehr angenehm zu hören war.

Endlich langten sie bei dem Boot an; unmöglich aber ist es, ihre Bestürzung zu beschreiben, als sie das Boot fest auf Grund sitzen, die Flut verlaufen und ihre beiden Gefährten verschwunden sahen. Wir konnten sie einander aufs kläglichste zurufen und jammern hören, sie seien auf eine verhexte Insel geraten, es müsse entweder Einwohner hier geben, dann würden sie alle ermordet werden, oder aber es hausten hier Teufel und Geister, die sie alle entführen und verschlingen würden.

Sie schrien aufs neue und riefen ihre beiden Kameraden viele Male beim Namen, aber keine Antwort kam. Bald darauf konnten wir sie in dem schwachen Dämmerlicht umherlaufen und verzweifelnd die Hände ringen sehen. Bisweilen gingen sie in das Boot, um sich auszuruhen, kamen dann wieder ans Ufer und liefen aufs neue umher. Und so immer wieder von vorn.

Meinen Leuten wäre es am liebsten gewesen, wenn ich ihnen erlaubt hätte, sie jetzt gleich im Dunkeln zu überfallen; aber ich gedachte eine günstige Gelegenheit abzuwarten, um sie zu schonen und so wenige wie möglich zu töten. Vor allem war es mir auch darum zu tun, daß keiner von den Meinigen getötet würde, da ich wußte, daß die anderen sehr gut bewaffnet waren. Ich beschloß also abzuwarten, ob sie sich nicht trennen würden. Mittlerweile aber zog ich, um sicher zu gehen, meinen Hinterhalt näher an sie heran und befahl Freitag und dem Kapitän, auf Händen und Füßen möglichst dicht am Boden vorzukriechen und erst dann zu feuern, wenn sie ihnen ganz nahe wären.

Kaum hatten sie das getan, als der Hochbootsmann, der der Haupträdelsführer bei der Meuterei gewesen war, sich jetzt aber als der Jämmerlichste und Feigste von allen erwiesen hatte, mit zwei anderen Leuten auf sie zukam. Als der Kapitän den Hauptbösewicht so nahe in seiner Gewalt sah, konnte er es kaum erwarten, ihn so dicht herankommen zu lassen, bis er seiner ganz sicher war, denn sie hatten ihn bisher nur an der Sprache erkannt; als er jedoch ganz nahe war, sprangen der Kapitän und Freitag auf die Füße und gaben Feuer.



Der Hochbootsmann blieb auf der Stelle tot; der nächste war in den Bauch getroffen und stürzte ebenfalls nieder, obwohl er erst ein oder zwei Stunden später starb, und der dritte gab Fersengeld.

Auf den Knall hin rückte ich unverweilt mit meiner ganzen Armee vor, die nun acht Mann stark war, nämlich ich als Generalissimus, Freitag mein Generalleutnant, der Kapitän mit seinen zwei Freunden und die drei Kriegsgefangenen, denen er Waffen anvertraut hatte. Da wir sie im Dunkeln überfielen, konnten sie unsere Anzahl nicht erkennen, und ich befahl dem Mann, den sie im Boot gelassen hatten und der nun zu uns übergegangen war, sie beim Namen anzurufen und zu versuchen, ob er sie vielleicht zur Verhandlung und Übergabe bringen könne. Es ging alles nach Wunsch. In der Tat kann man sich leicht denken, daß Leute in ihrer Lage nicht lange zögerten, zu kapitulieren. Er rief also einem von ihnen aus vollem Halse zu: «Tom Smith, Tom Smith!» Tom Smith antwortete sogleich: «Wer da? Robinson?» Denn er schien ihn an der Stimme erkannt zu haben. «Um Gottes willen, Tom Smith». fuhr unser Mann fort, «werft eure Waffen weg und ergebt euch, oder ihr seid alle in diesem Augenblick des Todes!»

«Wem sollen wir uns ergeben? Wo sind sie?» rief Smith wieder. «Hier sind sie!» antwortete Robinson, «hier ist unser Kapitän mit 50 Mann, die schon seit zwei Stunden auf uns Jagd machen; der Hochbootsmann ist tot, Will Frey ist verwundet, und ich bin gefangen, und wenn ihr euch nicht ergebt, seid ihr des Todes.»

«Wollen sie uns Pardon geben?» fragte Tom Smith, «dann wollen wir uns ergeben.» - «Ich will gehen und fragen», versetzte Robinson. Also fragte er den Kapitän, und der Kapitän selber rief nun: «Smith, du kennst meine Stimme. Wenn ihr augenblicklich eure Waffen niederlegt und euch ergebt, soll euch das Leben geschenkt sein, allen bis auf Will Atkins.»

«Um Gottes Barmherzigkeit willen, Kapitän», hörten wir Atkins daraufhin schreien. «Gnade, Gnade! Was habe ich denn getan? Sie sind alle ebenso schlimm gewesen wie ich!» (Dies war nicht die Wahrheit; denn dieser Will Atkins war anscheinend der erste, der Hand an den Kapitän gelegt und ihn grausam gebunden und beschimpft hatte.) Allein der Kapitän erwiderte ihm, er müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben und abwarten, ob der Gouverneur ihm das Leben schenken werde, womit er mich meinte; denn sie nannten mich alle Gouverneur.



Mit einem Wort: sie streckten alle die Waffen und baten um ihr Leben. Ich schickte den Mann, der mit ihnen verhandelt hatte, und noch zwei andere, um sie alle zu binden. Hierauf rückte meine große Armee von 50 Mann, alias acht Köpfen, vor und bemächtigte sich ihrer aller und auch des Bootes. Nur ich selbst und noch einer ließen uns aus Staatsraison nicht blicken.

Nun galt es, das Boot auszubessern und an die Eroberung des Schiffes zu denken. Der Kapitän konnte nun in aller Ruhe mit ihnen reden und führte ihnen ihre Schurkerei zu Gemüte, die sie sicherlich in Elend und Not, vielleicht gar an den Galgen bringen würde.

Sie zeigten sich alle sehr reumütig und flehten inständig um ihr Leben. Was das angehe, sagte er, so seien sie

nicht seine Gefangenen, sondern die des Oberbefehlshabers der Insel; sie hätten geglaubt, ihn an eine wüste, unbewohnte Insel auszusetzen; aber Gott habe es so geschickt, daß die Insel bewohnt und der Gouverneur noch dazu ein Engländer sei. Dieser könnte sie, wenn er wollte, allesamt hängen lassen. Aber da er ihnen Pardon gegeben habe, nähme er an, er wolle sie nach England schicken, damit dort nach Recht und Gerechtigkeit mit ihnen verfahren werde, ausgenommen Atkins, dem der Gouverneur sagen lasse, er solle sich zum Tode bereiten, denn er würde am Morgen gehängt werden.

Obwohl das alles nur seine eigene Erfindung war, tat es doch die gewünschte Wirkung. Atkins fiel auf die Knie und flehte den Kapitän an, bei dem Gouverneur ein Wort für ihn einzulegen, und alle die anderen baten ihn, sie doch um Gottes willen nicht nach England zu schicken.

Ich sagte mir nun, daß es leicht sein müsse, diese Burschen dazubringen, uns bei der Eroberung des Schiffes zu helfen. Daher zog ich mich im Dunkeln zurück, damit sie nicht sehen sollten, was für einen artigen Gouverneur sie vor sich hätten, und ich rief den Kapitän zu mir. Es war verabredet, daß einer der unsrigen daraufhin zum Kapitän sagen mußte: «Kapitän, der Kommandeur wünscht sie zu sprechen!», und sofort erwiderte der Kapitän: «Sage Seiner Exzellenz, ich komme sofort!» Dies machte sie vollkommen irre, und sie glaubten alle, der Kommandeur sei mit seinen 50 Mann ganz in der Nähe. Als der Kapitän bei mir war, eröffnete ich ihm meinen Plan zur Eroberung des Schiffes, der ihm so gut gefiel, daß er beschloß, ihn gleich am nächsten Morgen auszuführen.

Um jedoch so sicher wie möglich zu gehen, erklärte ich ihm, wir müßten zuvor die Gefangenen verteilen, und zwar solle er Atkins und noch zwei der Schlimmsten nehmen und gefesselt in die Höhle schicken, wo die anderen lagen. Dies wurde Freitag und den beiden Freunden des Kapitäns übertragen. Sie brachten sie also in das Höhlengefängnis, wahrlich an keinen angenehmen Ort, zumal für Männer in ihrer Lage. Die anderen ließ ich in mein Landhaus bringen, wo sie nicht entkommen konnten, da der Platz eingezäunt und sie selber überdies gefesselt waren.

Zu diesen schickte ich am Morgen den Kapitän, um mit ihnen zu reden und sie auszufragen und mir dann Bescheid zu bringen, ob man es wagen könne, sie zu dem Überfall auf das Schiff mitzunehmen. Er sprach zu ihnen von dem Unrecht, das sie ihm angetan hätten, und von der Lage, in die sie nun geraten seien; der Gouverneur habe ihnen zwar ihr Leben geschenkt, kämen sie jedoch nach England, so würden sie sicherlich alle in Ketten aufgehängt werden. Wenn sie uns aber bei der Eroberung des Schiffes helfen wollten, so wolle er den Gouverneur veranlassen, sich für ihre Begnadigung einzusetzen. Man kann sich leicht denken, wie bereitwillig dieser Vorschlag von ihnen angenommen wurde. Sie fielen vor dem Kapitän auf die Knie und schwuren ihm hoch und teuer, ihm bis auf den letzten Blutstropfen treu zu sein; sie wollten ihm ihr Leben danken, mit ihm durch die ganze Welt gehen und ihn ihr Lebtage wie ihren Vater achten. «Gut», sagte der Kapitän, «ich muß zum Gouverneur und ihm berichten, was ihr sagt, und dann sehen, was ich bei ihm ausrichten kann.» Also brachte er mir Nachricht, in was für einer Gemütsverfassung er sie angetroffen habe, und daß er wirklich glaube, sie würden uns treu sein. Um indessen ganz sicherzugehen, ließ ich ihn noch einmal zurückkehren, fünf von ihnen auswählen und ihnen sagen, sie könnten zwar sehen, daß es ihm an Mannschaft nicht fehle, aber er wolle diese fünf als Gehilfen mit sich nehmen; der Gouverneur werde die anderen zwei und die drei, die im Kastell (meiner Höhle!) gefangen lägen, als Geiseln behalten zum Unterpfand der Treue dieser fünf. Würden sie bei dem Unternehmen sich das Geringste zuschulden kommen lassen, so würden sie alle bei lebendigem Leibe in Ketten am Ufer aufgehängt werden.

Das hörte sich ernst an und überzeugte sie davon, daß der Gouverneur nicht spaßte; es blieb ihnen jedoch nichts anderes übrig, als darauf einzugehen, und nun halten die ändern Gefangenen ebensoviel Ursache wie der Kapitän, die fünf an ihre Pflicht zu mahnen.

Unsere Streitmacht wurde nun für das Unternehmen so geordnet: 1. Der Kapitän, sein Steuermann und der Passagier. 2. Die beiden Gefangenen aus dem ersten Trupp, denen ich auf Empfehlung des Kapitäns die Freiheit gegeben und Waffen anvertraut hatte. 3. Die beiden, die ich bisher gefesselt in meinem Landhaus gehalten, aber nun auf Anraten des Kapitäns freigelassen hatte. 4. Die fünf zuletzt Befreiten, so daß wir insgesamt zwölf Mann hatten, außer den fünf, die als Geiseln in der Höhle lagen.

Ich fragte den Kapitän, ob er sich mit dieser Mannschaft auf das Schiff getraue; denn ich selber samt meinem Freitag hielt es nicht für geraten, die Insel mit sieben Mann im Rücken zu verlassen; wir hatten genug zu tun, sie gesondert zu bewachen und zu verpflegen. Die fünf Mann in der Höhle ließ ich gefesselt haken, doch brachte Freitag ihnen zweimal täglich etwas zu essen, und die anderen beiden mußten die Speisen jedesmal bis auf eine gewisse Entfernung ihm zutragen, wo er sie dann abholte.

Als ich mich diesen beiden Geiseln zeigte, geschah es im Beisein des Kapitäns, der ihnen sagte, ich sei die Persönlichkeit, die der Gouverneur beauftragt habe, auf sie achtzugeben, und es sei der Wille des Gouverneurs, daß sie ohne meine Erlaubnis keinen Schritt weit gehen dürften, widrigenfalls sie in das Kastell gesperrt und in Eisen gelegt werden würden. Da ich mich zuvor nie als Gouverneur hatte blicken lassen, trat ich also nun in anderer Person auf und redete bei jeder Gelegenheit bald von dem Gouverneur, bald von der Garnison, bald von dem Kastell und dergleichen mehr.

Der Kapitän hatte nun keine Schwierigkeiten mehr vor sich, als seine zwei Boote fertigzumachen, das Loch zu flicken und sie zu bemannen. Er ernannte den Passagier zum Kommandanten des einen und gab ihm vier Mann, und er selbst, sein Steuermann und die fünf anderen Leute fuhren in dem ändern. Sie ruderten so fleißig, daß sie

um Mitternacht bei dem Schiff anlangten. Sobald sie in Hörweite waren, ließ er Robinson sie anrufen und sagen, sie brächten das Boot und die Leute endlich zurück, aber sie hätten lange nach ihnen suchen müssen und dergleichen mehr. In dieser Art mußte er schwatzen, bis sie längsseits des Schiffes waren; in diesem Augenblick sprangen der Kapitän und der Steuermann, die Gewehre in der Faust, als erste hinauf, schlugen mir nichts, dir nichts den zweiten Steuermann und den Schiffszimmermann mit den umgekehrten Musketen nieder und nahmen, wacker unterstützt von ihren Leuten, alles, was auf dem Haupt- und Quarterdeck war, gefangen. Sie waren eben dabei, die Luken zu schließen, um alle im Raum Befindlichen unten zu halten, als die Mannschaft des anderen Bootes vorn am Bug enterte und sich des Vorderdecks bemächtigte sowie des Zugangs zur Kombüse, wo sie drei Mann gefangennahmen.

Nachdem dies vollbracht und auf Deck alles in Sicherheit war, befahl der Kapitän dem Steuermann, mit drei Leuten in die Hütte einzubrechen, wo der neue Rebellenkapitän lag. Dieser war auf den Lärm hin aufgesprungen und hatte nebst zwei Mann und einem Schiffsjungen die Gewehre ergriffen, und als der Steuermann die Tür mit einer Brechstange sprengte, feuerten der neue Kapitän und seine Leute auf sie, was das Zeug hielt. Sie verwundeten den Steuermann mit einer Musketenkugel, die ihm den Arm brach, sowie zwei der Leute, töteten aber keinen.

Der Steuermann schrie um Hilfe, drang indessen, so schwer verwundet er auch war, in die Hütte ein und schoß mit seiner Pistole den Afterkapitän durch den Kopf, daß ihm die Kugel in den Mund und hinter einem Ohr hinausfuhr, so daß ihm das Reden für immer verging.



Daraufhin ergaben sich die übrigen, und das Schiff wurde nun ganz und gar in Besitz genommen, ohne daß es noch irgendein Menschenleben kostete. Als der Kapitän das ganze Schiff in der Hand hatte, ließ er sieben Kanonenschüsse abfeuern. Dies war das Zeichen, das er mit mir verabredet hatte, um mir seinen Sieg zu verkünden. Und man kann sich denken, daß es mir angenehm in den Ohren klang, da ich fast bis zwei Uhr morgens am Ufer darauf gelauert hatte.

Nachdem ich die sieben Schüsse deutlich gehört hatte, legte ich mich nieder und fiel in einen gesunden Schlaf, da es ein sehr ermüdender Tag für mich gewesen war, bis ich durch einen Gewehrscuß geweckt wurde. Ich sprang sogleich auf die Füße und hörte jemand rufen: «Gouverneur! Gouverneur!» Sofort erkannte ich die Stimme des Kapitäns, und als ich zum Hügel hinaufeilte, stand er oben, deutete auf das Schiff, fiel mir um den



Hals und rief: «Mein liebster Freund und Retter! Dort ist Ihr Schiff; denn es gehört ganz und gar Ihnen, wie wir alle auch und alles, was darin ist!» Ich wandte mich nach dem Schiff um, und da lag es, nur etwa eine halbe Meile weit vom Ufer; denn sie hatten nach, ihrem Siege sogleich die Anker gelichtet und es, da das Wetter gut war, just vor die Mündung des kleinen Baches gelegt, und der Kapitän war, da Hochwasser war, mit seiner Pinasse herübergekommen, ungefähr dorthin, wo ich seinerzeit meine Flöße geborgen hatte, und war so gerade vor meiner Türe gelandet.

ich wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen: denn ich sah nun wirklich und wahrhaftig meine Befreiung in meine Hände gegeben, alle Wege geebnet und ein großes Schiff bereitliegen, um mich fortzutragen, wohin ich nur wollte. Anfangs konnte ich lange Zeit kein Wort hervorbringen, sondern hielt mich, da er mich umarmte, nur fest an ihm, sonst wäre ich zu Boden gestürzt.

Er sah meine Erschütterung, zog sogleich eine Flasche aus seiner Tasche und gab mir einen Schluck Kordialwasser, das er eigens für mich mitgebracht hatte. Ich trank und setzte mich dann auf die Erde, und obwohl mich der Brantwein wieder etwas zu mir selbst brachte, dauerte es doch noch eine gute Weile, ehe ich ein Wort zu ihm reden konnte.

Die ganze Zeit über war der gute Mann ebenso tief bewegt wie ich. Er sagte mir tausend liebevolle Dinge, um mich zu beruhigen und mich zu mir selber zu bringen; aber die Freudenflut wogte mir so wild in der Brust, daß sie alle meine Geister durcheinanderwarf. Endlich löste sich der Drang in Tränen, und bald darauf kam mir die Sprache wieder.

Nun war die Reihe an mir, ihn als meinen Befreier zu umarmen, und wir lachten und weinten miteinander. Ich sagte ihm, ich sähe in ihm einen vom Himmel zu meiner Befreiung Gesandten, und das Ganze erschien mir als eine Kette von Wundern; solche Geschehnisse wie diese zeugten dafür, daß eine unsichtbare Hand die Welt regiere, und bewiesen, daß das Auge der Allmacht bis in die entlegensten Winkel der Welt zu schauen und den Unglücklichen Hilfe zu senden vermöge, wann immer es ihr gefiele.

Ich vergaß nicht, mein Herz in Dankbarkeit zum Himmel zu erheben; und welches Herz hätte es auch unterlassen können, ihn zu segnen, der nicht nur in diesem Falle in einer solchen Wildnis und einer solchen Verlassenheit so Wunderbares gewirkt hatte, sondern von dem jegliche Errettung und Erlösung kommt!

Endlich sagte der Kapitän zu mir, er habe mir einige Erfrischungen mitgebracht, soviel deren noch im Schiff vorhanden und nicht von den Buben, die so lange darin geschaltet hätten, geplündert seien. Darauf rief er seinen Leuten im Boote zu, sie sollten die Sachen für den Gouverneur an Land bringen. Das Geschenk war derart, als ob ich nicht mit ihnen wegfahren, sondern weiterhin auf der Insel wohnen bleiben sollte.

Erstlich hatte er mir eine Kiste mit Flaschen voll ausgezeichneten Kordialwassers mitgebracht, sechs große Flaschen Madeirawein, je zwei Quart fassend, zwei Pfund vorzüglichen Tabak, zwölf Stücke Rindfleisch und sechs Stücke Schweinefleisch, nebst einem Sack Erbsen und etwa hundert Pfund Zwieback. Ferner brachte er mir eine Kiste Zucker, eine mit Mehl, einen Sack voll Zitronen nebst zwei Flaschen Zitronensaft und eine Menge anderer Dinge, vor allem aber, was mir tausendmal wertvoller war, ein halb Dutzend neuer Hemden, ebenso viele Halstücher, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, einen Hut, ein Paar Strümpfe und einen sehr guten Anzug aus seiner eigenen Garderobe, der noch fast wie neu war. Mit einem Wort: er kleidete mich von Kopf bis zu Fuß ein. Es war, wie man sich denken mag, für einen Menschen in meiner Lage ein sehr liebes und willkommenes Geschenk; und dennoch war mir nie in aller Welt etwas so unangenehm, unbehaglich und lästig wie diese Kleider, als ich sie zuerst anzog.

Nachdem dieser feierliche Vorgang beendet und alle die guten Dinge in meiner Behausung geschehen waren, gingen wir zu Rate, was mit unseren Gefangenen geschehen sollte; denn es war eine wichtige Frage, ob wir es wagen sollten, sie mitzunehmen, besonders zwei, die der Kapitän als unverbesserlich und widerspenstig kannte. Er wisse bestimmt, sagte er, daß alle Güte an diesen Schurken verloren sei, und wenn er sie mitnähme, so müsse er sie als Verbrecher in Eisen legen, um sie in der ersten englischen Kolonie den Gerichten zu überliefern. Ich merkte, daß ihm dieser Gedanke sehr unbehaglich war. Ich erwiderte daher, wenn es ihm ernst sei, wolle ich mich getrauen, die beiden soweit zu bringen, daß sie selber darum bitten würden, sie hier auf der Insel zu lassen. «Das wäre mir von Herzen lieb!» sagte der Kapitän.

«Gut», fuhr ich fort, «ich will nach ihnen schicken und mit ihnen reden.» Ich befahl also Freitag und den zwei Geiseln, zu der Höhle zu gehen und die fünf Mann, gefesselt, wie sie waren, in das Landhaus zu bringen und dort zu bewachen, bis wir kämen.

Nach einer Weile erschien ich dort zusammen mit dem Kapitän in meinen neuen Kleidern als Gouverneur, ließ die Burschen vorführen und sagte zu ihnen, der Kapitän habe mir über ihr schurkisches Verhalten gegen ihn ausführlichen Bericht erstattet und wie sie mit dem Schiff durchgegangen seien und sich nun zu neuen Räubereien gerüstet hätten. Aber die Vorsehung habe sie auf ihren eigenen Schlichen gefangen und sie selber in die Grube gestürzt, die sie anderen gegraben hätten. Ich eröffnete ihnen, daß das Schiff auf meinen Befehl zurückerobert sei und nun auf der Reede vor Anker liege; sie würden sich bald mit eigenen Augen davon überzeugen können, daß der neue Kapitän den Lohn für sein Verbrechen empfangen habe; sie könnten ihn am Rah-Ende baumeln sehen.

Was sie selber angehe, so wünschte ich zu wissen, was sie vorzubringen hätten, warum ich sie nicht als auf der Tat ertappte Seeräuber exekutieren sollte. Sie zweifelten doch wohl nicht, daß ich kraft meines Amtes die Gewalt dazu hätte.

Einer von ihnen antwortete mir im Namen der anderen, sie hätten nichts weiter zu sagen als nur, daß der Kapitän bei ihrer Gefangennahme ihnen das Leben versprochen habe und daß sie mich demütigst um Gnade bäten. Ich erwiderte jedoch, ich wüßte nicht, welche Gnade ich ihnen erweisen sollte, denn ich selbst sei entschlossen, die Insel mit allen meinen Leuten zu verlassen, und hätte bereits die Überfahrt nach England mit dem Kapitän vereinbart; und der Kapitän seinerseits könne sie nicht anders als in Ketten nach England mitnehmen, um sie dort wegen Meuterei und Schiffsraub vor Gericht zu bringen, worauf, wie sie wohl wüßten, unfehlbar

der Galgen folgen würde. Ich könnte also selber nicht sagen, was das beste für sie sei, außer wenn sie etwa hier auf der Insel ihr Schicksal versuchen wollten. Wüssten sie das, so hätte ich nichts dagegen, ihnen ihr Leben zu schenken. Sie schienen dafür sehr dankbar zu sein und sagten, sie wollten es lieber wagen, hierzubleiben, als sich nach England an den Galgen bringen zu lassen. Also ließ ich es dabei.

Der Kapitän tat jedoch so, als ob er dagegen etwas einzuwenden hätte und sie nicht einmal hierlassen dürfte.

Darüber stellte ich mich ein wenig erzürnt und sagte zu ihm, es seien meine Gefangenen, nicht seine. Ich hätte ihnen diese Gnade zugesagt und wolle mein Wort auch halten; und wenn er nicht einwillige, würde ich sie schlechterdings wieder freilassen, und er möge sie dann wieder einfangen, wenn er könne. Darüber waren sie hochbeglückt. Ich setzte sie also auf freien Fuß und wies sie an, sich in die Wälder zurückzuziehen, an den Ort, woher sie kämen; ich würde ihnen einige Waffen und Munition lassen und ihnen überdies allerhand Ratschläge geben, wie sie hier ihr Leben einzurichten hätten.

Darauf rüstete ich mich, an Bord des Schiffes zu gehen, sagte jedoch dem Kapitän, ich wolle die Nacht über noch hierbleiben, um alles in Ordnung zu bringen; er solle daher vorausgehen, alles an Bord fertig halten und morgigen Tages das Boot an Land schicken. Vor allem solle er dafür sorgen, daß der falsche Kapitän an die Rah gehängt werde, damit diese Burschen ihn sehen könnten.



Als der Kapitän fort war, ließ ich die fünf Leute in meine Wohnung kommen und redete ausführlich mit ihnen. Ich sagte, sie hätten meines Erachtens die beste Wahl getroffen; denn wenn der Kapitän sie mitnähme, hätten sie nichts anderes zu erwarten als dies, und dabei zeigte ich ihnen ihren Kapitän, der an der Rah des Schiffes hing. Ich erzählte ihnen darauf die ganze Geschichte dieses Ortes und wie ich hierhergekommen, und zeigte ihnen meine Befestigungen, die Art, wie ich mein Brot machte, mein Korn pflanzte, meine Trauben trocknete, mit einem Wort; alles, was nötig war, um ihnen das Leben zu erleichtern. Ich erzählte ihnen auch von den sechzehn Spaniern, die noch zu erwarten waren und für die ich einen Brief hinterließ, und nahm den Leuten das Versprechen ab, sie als Brüder zu behandeln. Ich ließ ihnen meine Schußwaffen, nämlich fünf Musketen und drei Vogelflinten, dazu drei Schwerter. Auch war noch etwa ein Fäßchen Pulver da; denn nach den ersten paar Jahren war ich sehr sparsam damit umgegangen. Ich beschrieb ihnen, wie ich es mit meinen Ziegen gehalten, sie gemolken, gemästet und Butter und Käse gemacht hatte. Kurz, ich verschwieg ihnen nichts von meiner ganzen Geschichte und versprach überdies, den Kapitän zu veranlassen, daß er ihnen noch zwei Fäßchen mit Pulver und etwas Gartensamen zurücklasse, den ich selber immer sehr vermißt hatte. Auch gab ich ihnen den Sack Erbsen, den mir der Kapitän mitgebracht hatte, und ermahnte sie, sie ja auszusäen und zu vermehren.

Nachdem all das getan war, verließ ich sie am nächsten Tage und ging an Bord. Wir machten uns sogleich segelfertig, lichteten aber den Anker noch nicht. Am nächsten Morgen früh kamen zwei von den fünf an das Schiff geschwommen.

erhoben jämmerliche Klagen über die anderen und flehten, sie doch um Gottes willen ins Schiff zu nehmen, denn sonst würden sie ermordet werden, und lieber solle sie der Kapitän gleich aufhängen. Der Kapitän gab zuerst vor, er könne ohne mich nichts entscheiden; nach einigem Hin und Her jedoch und nachdem sie feierliche Buße geschworen hatten, wurden sie an Bord geholt und alsdann tüchtig durchgeprügelt, worauf sie sich dann als ganz ordentliche und ruhige Burschen erwiesen. Kurz darauf fuhr ich mit dem Boot bei Hochwasser an Land, um den drei anderen die versprochenen Sachen zu bringen, zu denen der Kapitän auf meine Fürsprache hin noch ihre Kisten und Kleider gefügt hatte. Sie nahmen alles sehr dankbar an, und ich ermutigte sie noch, indem ich ihnen versprach, wenn ich je Gelegenheit hätte, sie durch ein Schiff abholen zu lassen, so würde ich sie nicht vergessen.

Bei meiner Abreise nahm ich als Andenken meine große Ziegenfellmütze sowie meinen Sonnenschirm und einen meiner Papageien mit. Auch vergaß ich das vorerwähnte Geld nicht, das inzwischen so lange unbenutzt gelegen hatte, daß es ganz rostig und schwarz geworden war und kaum noch als Silber zu erkennen war, bis man es ein wenig gerieben und abgewischt hatte. Ebenso nahm ich das Geld mit, das ich in dem spanischen Wrack gefunden hatte.

Und also verließ ich diese Insel, dem Schiffskalender nach am 19. Dezember des Jahres 1686, nachdem ich 28 Jahre, 2 Monate und 19 Tage darauf gelebt hatte, und ich entging dieser zweiten Sklaverei an demselben Tage des Monats, an dem ich in der Schaluppe den Mauren zu Salee entflohen war.



Auf diesem Schiff langte ich nach einer langwierigen Reise am 11. Juni des Jahres 1687 nach 35 jähriger Abwesenheit in England an. Bei meiner Ankunft war mir alle Welt so fremd, als hätte ich mein Lebtage keine Seele dort gekannt. Meine ehemalige Wohltäterin und Pflegemutter, der ich mein Geld anvertraut hatte, war zwar noch am Leben, hatte aber vielerlei Unglück durchgemacht. Sie hatte vor kurzem zum zweiten mal ihren Mann verloren, und es stand nicht eben gut um sie. Ich redete ihr zu, sie solle sich wegen dessen, was sie mir schuldete, keine grauen Haare wachsen lassen, denn ich wolle sie nicht drängen. Vielmehr gab ich ihr, zum Dank für alle ihre Sorge und Treue, etwas zu Hilfe, soviel mein kleines Kapital es erlaubte, und das war damals nur sehr wenig; aber ich versicherte ihr, ich würde ihre Güte gegen mich nie vergessen; und ich vergaß sie auch wirklich nicht, als ich genug besaß, um ihr zu helfen, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Darauf reiste ich zunächst nach Yorkshire; allein mein Vater war tot, meine Mutter auch, und die ganze Familie ausgestorben; nur zwei Schwestern fand ich vor und zwei der Kinder eines meiner Brüder. An mich hatte niemand mehr gedacht, weil man mich seit langem tot glaubte, so daß ich, kurz gesagt, keinerlei Trost noch Hilfe fand. Und mit meinem eigenen bißchen Geld konnte ich auch nicht viel anfangen.

Zwar erhielt ich einen unverhofften Beweis der Dankbarkeit. Denn da der Kapitän, dem ich glücklich wieder zu Leben, Schiff und Ladung verholten hatte, den Eigentümern seines Schiffes viel Rühmens von mir machte, so luden sie und einige andere beteiligte Kaufleute mich zu sich und händigten mir mit herzlichen Worten ein Geschenk von zweihundert Pfund Sterling aus.

Ich dachte hin und her über meine Lage. Was ich besaß, reichte nicht hin, um mich häuslich niederzulassen und ein ersprießliches Gewerbe anzufangen. Und so entschloß ich mich, nach Lissabon zu segeln und zu sehen, ob ich nicht Nachrichten über meine Plantage in Brasilien einziehen könnte und wie es mit meinem Nachbarn stünde, der mich sicherlich seit vielen Jahren für tot hielt.

Ich schiffte mich also nach Lissabon ein und kam im April dort an, zusammen mit meinem ehrlichen Freitag, der mir in allem Hin und Her treulich beistand.

Durch Nachfrage machte ich zu meiner großen Freude meinen alten Freund, den Schiffskapitän, der mich damals an der afrikanischen Küste an Bord genommen hatte, ausfindig. Er war inzwischen alt geworden, hatte das Seeleben aufgegeben und das Schiff seinem Sohne überlassen, der auch kein Jüngling mehr war. Er selber trieb bis dato noch Handelsgeschäfte mit Brasilien. Der gute Alte kannte mich nicht mehr, und auch ich vermochte ihn nur schwer zu erkennen. Als ich aber meinen Namen nannte, erinnerte er sich meiner sogleich.

Nachdem wir unsere alte Freundschaft aufs herzlichste bekräftigt hatten, erkundigte ich mich, wie man sich wohl denken kann, nach meiner Plantage und meinen Mitpflanzern. Er berichtete mir, er sei seit neun Jahren nicht in Brasilien gewesen, könne mir aber versichern, daß bei seiner letzten Abreise mein Nachbar noch am Leben gewesen sei; die beiden Mitverweser jedoch, die man ihm für mich beigegeben hatte, seien verstorben. Dennoch glaube er, ich würde Gutes von dem Wachstum meiner Plantage zu hören bekommen. Denn auf den allgemeinen Ruf hin, ich habe Schiffbruch erlitten und sei ertrunken, hätten die Verweser die Verrechnung meiner Einkünfte dem Königlichen Rentmeister übergeben. Dieser habe, solange ich keinen Anspruch erhöhe, ein Drittel davon dem König von Portugal und zwei Drittel dem Hl. Augustinerkloster zugewiesen zur Armenpflege und zur Bekehrung der Indianer zum katholischen Glauben. Käme aber ich oder ein anderer für mich wieder zum Vorschein und forderte mein Erbe, so sollte es mir wieder herausgegeben werden, bis auf die jährlichen, zu frommem Zweck bestimmten Abgaben. Gleichzeitig versicherte mir der Alte, daß der Königliche Rentmeister sowohl wie der Schatzmeister des Klosters die ganze Zeit über streng darauf geachtet hätten, daß der von mir

bestimmte Verwalter genaue Rechnung über die Erträge der Pflanzung legte und der mir gebührende Anteil ordentlich abgezogen würde.

Ich fragte ihn, ob er nicht wüßte, um wieviel sich die Plantage vermehrt habe, und ob er es der Mühe wert halte, mich danach umzutun, und ob ich, wenn ich selber hinführe, ohne Schwierigkeiten meinen Teil herausbekommen würde.

Seine Antwort lautete so: er könne zwar nicht genau sagen, bis zu welcher Summe die Einkünfte gestiegen seien. Er wisse aber wohl, daß mein Nachbar schon durch den Ertrag seiner Hälfte ein sehr reicher Mann geworden sei und daß sich das Drittel des Königs auf über zweihundert Moidores jährlich belaufen habe. Meinen Ansprüchen würde nichts im Wege stehen, da ja mein Nachbar für mich zeugen könne und mein Name im Grundbuch stände. Auch seien die Söhne und Nachfolger meiner beiden verstorbenen Mitverweser recht ehrliche und überdies sehr wohlhabende Männer. Er glaube, sie würden mir nicht nur behilflich sein, wieder zu meinem Besitz zu kommen, sondern hätten gewiß auch schon eine sehr beträchtliche Summe für mich in Händen, nämlich den Ertrag der Pflanzung aus der Zeit, als ihr Vater noch die Treuhand hatte, bevor sie, wie zuvor gesagt, an andere überging, also, soviel er sich erinnere, etwa zwölf Jahre lang.

Ich machte bei diesem Bericht eine etwas verdrießliche Miene und fragte den Alten, wie es denn komme, daß die Verweser so mit meinem Gut geschaltet hätten, obwohl er doch gewußt habe, daß ich damals mein Testament gemacht und ihn, den Kapitän, zum Universalerben eingesetzt hatte. Allerdings, versetzte er; aber weil kein Beweis meines Todes vorhanden gewesen sei, so habe er das Vermächtnis nicht vollstrecken können. Auch habe er keine Lust gehabt, sich in so fernliegende Dinge zu mengen. Er habe jedoch mein Testament zu Protokoll gegeben und seinen Anspruch sichergestellt, und hätte er feststellen können, ob ich tot oder lebendig sei, so würde er als Bevollmächtigter gehandelt und das Ingenio (so nannten sie die Zuckerfabrik) in Besitz genommen haben, und zwar würde er seinen Sohn, der jetzt in Brasilien war, angewiesen haben, es zu tun.

Ich habe Euch aber», fuhr der Alte fort, noch etwas anderes zu sagen, was Euch vielleicht nicht so angenehm sein wird. Nämlich, da ich und alle Welt Euch für tot hielt, so boten mir Euer Nachbar und die Mitverweser an, mir in Eurem Namen die Renten der ersten sechs oder acht Jahre zu bezahlen, die ich dann auch empfangen habe. Weil aber damals gerade eine Menge Unkosten auf Verbesserung des Bodens, auf den Bau des Ingenio und den Ankauf von Sklaven draufgingen, so sprang nicht soviel heraus wie später. Dessenungeachtet will ich Euch eine getreue Rechnung aller meiner Einnahmen, und wozu ich sie verwendet, vorlegen.»

Nachdem ich mich noch ein paar Tage lang mit diesem alten Freund besprochen hatte, brachte er mir eine Abrechnung über das Einkommen aus meiner Pflanzung während der ersten sechs Jahre, unterzeichnet von meinem Partner und den Bevollmächtigten der Händler. Die Lieferungen waren immer in Waren, also Tabak in Rollen, Zucker in Kisten, daneben Rum, Melasse, die ein Nebenerzeugnis einer Zuckerfabrik ist, usw. Ich ersah aus dieser Abrechnung, daß das Einkommen mit jedem Jahre gewachsen war; doch da, wie gesagt, die Unkosten groß waren, war die Summe anfangs nur klein. Dennoch zeigte mir der Alte, daß er mir 470 Moidores in Gold schuldete, dazu 60 Kisten Zucker und 15 Rollen Tabak, die mit seinem Schiff verlorengingen, da er etwa elf Jahre nach meinem Weggang auf der Heimfahrt nach Lissabon Schiffbruch erlitten hatte. Danach begann er über sein Unglück zu klagen, daß er gezwungen gewesen sei, mein Geld anzugreifen, um sich einen Anteil an einem anderen Schiff zu kaufen. «Aber», fuhr er fort, «mein lieber alter Freund, Ihr sollt deswegen in Eurer Not nicht Mangel leiden und, sobald mein Sohn zurück ist, alles wiederbekommen.» Dabei langte er nach einem alten Beutel, zählte mir 160 Moidores in Gold auf und gab mir eine Pfandverschreibung über seinen Anteil an dem Schiff, mit dem sein Sohn nach Brasilien gefahren war und an dem er zu einem Viertel und sein Sohn ebenfalls zu einem Viertel beteiligt war. Er gab beides in meine Hände als Sicherheit für die restliche Summe. Mir ging die Ehrlichkeit und Freundschaft des armen Alten viel zu sehr zu Herzen, als daß ich es dabei hätte bewenden lassen. Auch dachte ich an alles, was er an mir getan, wie er mich auf See an Bord genommen und wie edelmütig er mich in allen Dingen behandelt hatte; und indem ich sah, wie sehr er sich auch jetzt wieder als aufrichtiger Freund erwies, vermochte ich kaum die Tränen zurückzuhalten. Deshalb fragte ich ihn, ob ihm denn seine Verhältnisse erlaubten, soviel Geld auf einmal wegzugeben, ohne sich zu entblößen. Er sagte, er könne nicht leugnen, es falle ihm ein wenig schwer, allein es sei mein Geld und ich brauchte es vielleicht noch nötiger als er. All das brachte er so herzlich vor, daß ich mich bei seinen Worten kaum des Weinens enthalten konnte. Kurz, ich nahm hundert Moidores, bat um Feder und Tinte, um eine Quittung zu schreiben, und gab ihm den Rest wieder mit der Versicherung, ihm auch diese hundert wiederzugeben, wenn ich die Plantage bekäme, was auch hernach geschah. Was die Pfandverschreibung über seinen Anteil an dem Schiff seines Sohnes betraf, so würde ich sie auf keinen Fall annehmen; ich wüßte, er sei ehrlich genug, mich zu bezahlen, wenn ich das Geld brauchen sollte; und wenn ich es nicht brauchen würde, wie ich nach seinen Mitteilungen Grund hätte zu hoffen, würde ich keinen Pfennig mehr von ihm annehmen.

Danach fragte er mich, ob er mir nicht dazu verhelfen solle, meinen Anspruch auf das brasilianische Landgut schriftlich von hier aus geltend zu machen. Ich antwortete ihm, ich gedächte in Person hinzugehen. Er sagte, das möge ich halten, wie ich wolle. Blicke ich aber hier, so gebe es Möglichkeiten genug, mein Recht zu suchen. Da nun ohnedies Schiffe nach Brasilien im Hafen von Lissabon unter Segel lagen, so ließ er meinen Namen in ein öffentliches Register mit seinem eidlichen Zeugnis, daß ich noch am Leben und eben dieselbe Person sei, die damals königlichen Grund und Boden erworben habe, um diese Plantage anzulegen. Dies ließ er von einem Notar beglaubigen und schickte es mit einer Vollmacht und einem Brief von seiner Hand an einen ihm von

früher her bekannten, dort wohnhaften Kaufmann und bat mich, so lange bei ihm zu wohnen, bis Antwort komme.

Ehe sieben Monate um waren, empfing ich ein großes Paket von den Söhnen meiner verstorbenen Mitverweser, das folgende Schriftstücke enthielt:

Erstens eine laufende Rechnung über die Einkünfte meiner Plantage von dem Jahr an, in dem ihre Väter mit meinem alten portugiesischen Kapitän saldiert hatten, also für sechs Jahre. Der Saldo schloß mit 1174 Moidores zu meinen Gunsten.

Zweitens die Abrechnung über weitere vier Jahre, während deren sie die Besitzungen in ihren Händen hatten, bevor die Regierung die Verwaltung in Anspruch nahm, da es sich um die Besitzungen einer nicht aufzufindenden Person handelte, was sie «bürgerlichen Tod» nannten; und da sich inzwischen der Wert der Pflanzung erhöht hatte, belief sich der Saldo hier auf 3241 Moidores.

Drittens die Rechnung des Priors des Augustinerklosters, der die Einkünfte seit vierzehn Jahren bezogen hatte und mir ehrlicher Weise mitteilte, daß für mich nach Abzug der Aufwendungen für das Armenhaus noch 872 Moidores gutständen. Was jedoch das Drittel des Königs betraf, so kam davon nichts mehr an mich zurück.

Ferner lag noch ein Schreiben meines Nachbarn bei, der mich herzlich beglückwünschte, daß ich noch am Leben sei, und mir über das Wachstum der Pflanzung und ihren jährlichen Ertrag berichtete. Dazu hatte er ein paar Dutzend Kreuze hineingemalt und schrieb, er habe ebenso viele Ave-Maria gebetet zum Danke für meine Errettung. Gleichzeitig lud er mich inständig ein, doch hinüberzukommen und mein Eigentum in Besitz zu nehmen, mittlerweile aber Order zu senden, wem er meine Güter übergeben solle, falls ich ja nicht selber käme. Er versicherte mich zum Schluß seiner und der Seinen treuester Ergebenheit und schickte mir als Geschenk sieben schöne Leopardenfelle, die er vermutlich aus Afrika durch irgendein anderes Schiff bekommen hatte, das er dorthin geschickt und das offenbar eine glücklichere Reise gehabt hatte als ich. Er schickte mir auch fünf Kisten mit köstlichen Leckereien nebst hundert ungeprägten Goldstücken. Mit der gleichen Flotte schickten mir meine beiden Mitverweser zwölf hundert Kisten Zucker, achthundert Rollen Tabak und den Überschuß der ganzen Rechnung in Gold. Nun konnte ich wahrlich wohl sagen, der Ausgang, den es mit Hiob genommen, war besser als der Anfang. Es ist unmöglich, die Bewegung meines Herzens zu beschreiben, als ich diese Briefe las und daraus ersah, daß all mein Reichthum schon vor der Türe lag. Denn da die brasilianischen Schiffe immer in ganzen Flotten kommen, so brachten die Schiffe, die die Briefe befördert hatten, zugleich auch mein Gut, und die Ladung war schon wohlbehalten auf dem Tajo, ehe ich noch die Briefe in Händen hatte. Kurzum, ich wurde blaß und schwach, und wenn mir der Alte nicht geschwind eine Herzstärkung eingegeben hätte,



so glaube ich, hätte die übermäßige, jähe Freude die Natur überwältigt und ich wäre auf der Stelle des Todes gewesen.

Ja, auch nachdem ich die kräftige Arznei genommen, blieb ich doch immer noch einige Stunden lang matt, bis man einen Arzt holte, der mir, nachdem er die wahre Ursache meiner Krankheit ersehen hatte, einen Aderlaß verordnete, worauf ich mich erleichtert fühlte und wieder gesund wurde. Aber ich glaube wirklich, wäre dem Gemüt nicht auf diese Weise Luft gemacht worden, so wäre ich gestorben.

Nun war ich also im Handumdrehen Herr über mehr als fünftausend Pfund Sterling geworden und hatte in Brasilien einen Besitz, der mir so viel wie das beste Gut in England, nämlich tausend Pfund jährlich, einbrachte. Kurz, ich war in einem Zustand, in den ich mich kaum zu finden und mit dem ich noch kaum etwas anzufangen wußte.

Das erste, was ich tat, war die Belohnung meines Wohltäters, des alten, redlichen Kapitäns. Ich zeigte ihm alles, was ich bekommen hatte, und sagte, ich hätte es nächst Gott, der alles so gefügt, ihm zu danken, und nun sei die Reihe an mir, es ihm zu vergelten, was ich denn auch hundertfältig tun wolle. Ich gab ihm also erstlich die hundert Moidores wieder, schickte dann zu einem Notar und ließ einen rechtsgültigen Verzicht auf die 470 Moidores, die er mir zu schulden erklärt hatte, aufsetzen und überdies eine Vollmacht ausfertigen, kraft derer ich ihn zum Einnehmer meiner jährlichen Einkünfte aus der Plantage ernannte, nebst einer Klausel, daß er, solange

er lebte, jährlich hundert Moidores daraus beziehen und sein Sohn nach ihm auf Lebenszeit halb soviel genießen sollte.

Jetzt gab es allerhand Kopfzerbrechen für mich, wohin ich mich nun wenden und was ich mit dem mir vom Himmel bescherten Segen anfangen sollte, und ich hatte jetzt wahrlich mehr Last auf dem Halse als während meines Einsiedlerlebens auf der Insel, wo ich nicht mehr brauchte, als ich hatte, und nicht mehr hatte, als ich brauchte. Meine Geschäfte schienen mich nach Brasilien zu rufen. Aber ich konnte mich dazu nicht entschließen, ehe ich nicht mein Geld in sichere Hände gegeben hätte. Jetzt hatte ich keine Höhle, in der ich es verstecken konnte und wo es ohne Schloß und Riegel so lange liegen mochte, bis es schimmelig und schwarz wurde, ehe es ein Mensch anrührte. Anfangs dachte ich an meine alte Freundin, die Kapitänswitwe, deren Redlichkeit und Treue ich kannte. Sie war aber schon alt und arm und steckte vielleicht in Schulden. Ich sah daher schließlich keinen andern Weg, als selber nach England zu reisen, wo ich schon irgendeinen zuverlässigen Bekannten oder Verwandten zu finden hoffte.

Es vergingen einige Monate, bis ich zu diesem Entschluß kam. Inzwischen gedachte ich, nachdem ich meinen alten Wohltäter, den Kapitän, vollauf und zu seiner Zufriedenheit belohnt hatte, nun auch meiner armen Kapitänswitwe, deren Mann mein erster Wohltäter und die selber meine getreue Pflegerin und Erzieherin gewesen war, solange sie es gekonnt hatte.

Ich veranlaßte also einen Kaufmann in Lissabon, seinem Korrespondenten in London zu schreiben, er möge ihr nicht nur einen Wechsel bezahlen, sondern sich auch nach ihren Verhältnissen erkundigen und ihr hundert Pfund Sterling in bar aushändigen mit dem Versprechen, daß sie noch mehr von mir erhalten solle, wenn ich am Leben bliebe. Gleichzeitig übermachte ich hundert Pfund jeder meiner Schwestern auf dem Lande, die zwar nicht in Not waren, aber auch nicht eben in sehr guten Verhältnissen waren; die eine war verheiratet gewesen und jetzt Witwe, und die andere hatte einen Mann, der nicht so gut zu ihr war, wie er hätte sein sollen.

Aber unter all meinen Verwandten und Bekannten fiel mir bis jetzt noch keiner ein, dem ich mein Kapital hätte anvertrauen mögen, um mit dem Bewußtsein nach Brasilien fahren zu können, daß alles in sicheren Händen sei. Das beunruhigte mich sehr.

Ich hatte schon vorher einmal daran gedacht, nach Brasilien zu gehen und mich dort niederzulassen, da ich ja dort sozusagen schon eingebürgert war; aber ich hatte einige leise Bedenken religiöser Art, die mir davon abrieten; ich werde davon noch zu reden haben. Für diesmal war es jedoch nicht die Frage der Religion, die mich zurückhielt; und wie ich während der ganzen Zeit, die ich dort war, keine Bedenken gehabt hatte, mich offen zur Religion des Landes zu bekennen, so hatte ich auch jetzt keine; nur dann und wann hatte ich in letzter Zeit mehr darüber nachgedacht (als später), und bei dem Gedanken, nun unter ihnen zu leben und zu sterben, kam mir doch einiges Bedauern, daß ich mich dort als Papisten bekannt hatte, und einiger Zweifel, ob es zum Sterben die rechte Religion sei.

Jedoch, wie gesagt, dies war nicht der Hauptgrund, der mich jetzt davon abhielt, nach Brasilien zu gehen, sondern der Hauptgrund war, daß ich nicht wußte, bei wem ich mein Kapital hinterlassen sollte. Und so beschloß ich schließlich fürs erste, damit nach England zu fahren, wo ich hoffen konnte, vielleicht doch irgend jemanden kennenzulernen oder irgendeinen Verwandten zu finden, auf den ich mich verlassen konnte. Ich rüstete mich also, mit all meinem Reichtum nach England zu fahren.

Um jedoch meine Heimkehr nach Brasilien schon immer vorzubereiten, beschloß ich, da die Flotte eben wieder nach Brasilien abgehen sollte, alle die freundlichen Briefe und getreuen Rechnungsberichte noch vor meiner Abreise gehörig zu beantworten. Und zwar schrieb ich erstlich dem Prior des Augustinerklosters und überwies von den 872 mir noch zustehenden Moidores 500 an das Kloster und den Rest zur Verteilung an die Armen, empfahl mich auch dem eifrigen Gebet der Herren Patres usw.

Zum zweiten bedankte ich mich bei meinen beiden Mitverwesern aufs herzlichste für ihr ehrliches und aufrichtiges Verhalten und schrieb endlich zum dritten an meinen Partner, dankte ihm für den Eifer, mit dem er für die Verbesserung der Pflanzung und für die Rechtschaffenheit, mit der er für die Vermehrung des Betriebskapitals gesorgt hatte, gab ihm Anweisungen für die künftige Verwaltung meines Anteils, gemäß meiner Abmachung mit dem alten Kapitän, an den ich ihn das ihm Gebührende zu schicken bat, und schloß mit der Versicherung, daß ich entschlossen sei, nicht nur hinüberzukommen, sondern mich für den Rest meiner Tage ganz und gar dort niederzulassen. Dazu fügte ich ein schönes Geschenk von etlichen italienischen Seidenstoffen für seine Eheliebste und seine zwei Töchter, nebst zwei Stücken feinen englischen Tuchs und einer Anzahl kostbarer Brabanter Spitzen.

Nachdem ich so alle meine Sachen geordnet, das mir zugesandte Frachtgut verkauft und mein ganzes Kapital in gute Wechsel umgetauscht hatte, fragte sich's, welchen Weg ich nach England nehmen sollte. So gewöhnt ich auch an die See war, fühlte ich diesmal doch einen starken Widerwillen dagegen, die Reise zu Wasser zu tun; und obwohl ich mein Gepäck bereits eingeschifft hatte, wuchs meine Abneigung dermaßen, daß ich zwei-, dreimal meinen Entschluß wieder umwarf.

Nun hatte mir zwar die See viel Leids gebracht; dennoch rate ich abermals jedem Menschen, den geheimen Trieb, der sich in solchen Fällen regt, nicht zu verachten. Die zwei Schiffe nämlich, die mein Gepäck und mich selber hätten mitnehmen sollen, verunglückten. Das eine wurde von algerischen Piraten gekapert, das andere scheiterte in den Klippen von Torbony, und die ganze Besatzung, bis auf drei, ertrank, so daß es mir auf jedem der beiden Schiffe schlimm ergangen wäre, auf welchem am schlimmsten, ist schwer zu sagen.

Während ich mich noch mit meiner Unentschlossenheit quälte, redete mir mein alter Kapitän, mit dem ich alles besprach, ernstlich zu, nicht zu Wasser zu reisen, sondern entweder zu Lande bis Groyne, dann quer über die Bucht von Biscaya nach Rochelle, von wo es eine leichte und sichere Reise zu Lande bis nach Paris und weiter nach Calais sei; oder aber den Weg ganz und gar über Land zu nehmen, nämlich über Madrid durch Frankreich. Mein Widerwille, aufs Wasser zu gehen, außer von Calais nach Dover, war so groß, daß ich mich entschloß, den ganzen Weg zu Lande zu machen. Um mir die Reise noch angenehmer zu machen, brachte mir ein alter Kapitän einen jungen Engländer, den Sohn eines Kaufmanns aus Lissabon, der Lust hatte, mitzukommen. Ferner schlossen sich uns noch zwei englische Kaufleute und zwei Portugiesen bis Paris an. Wir waren also unser sechs und hatten fünf Diener. Ich meinesteils nahm einen englischen Matrosen als Diener an, neben meinem Freitag, der allzu landfremd war, um mir auf der Reise aufwarten zu können. So brach ich von Lissabon auf. Wir waren alle wohlberitten und bewaffnet, und man erwies mir die Ehre, mich zum Hauptmann des kleinen Trupps zu ernennen, weil ich der Älteste war und über zwei Diener verfügte und überhaupt die ganze Reise zuwege gebracht hatte.

Gleichwie ich den geneigten Leser niemals mit meinen Seetagebüchern behelligt habe, werde ich es auch nicht mit einem Landtagebuch tun. Doch kann ich einige besondere Zufälle, die uns auf dieser gefährlichen und beschwerlichen Reise begegneten, nicht unerwähnt lassen.

In Madrid angelangt, wollten wir zuerst, da uns allen Spanien unbekannt war, eine Weile bleiben, um den spanischen Hof nebst anderen Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Weil es aber schon gegen Ende des Sommers ging, eilten wir weg und verließen Madrid etwa um Mitte Oktober. Als wir aber an die Grenze von Navarra kamen, machte man uns unterwegs in verschiedenen Städten bange, es sei auf der französischen Seite des Gebirges so viel Schnee gefallen, daß mehrere Reisende gezwungen worden seien, nach vergeblichen, lebensgefährlichen Versuchen wieder nach Pamplona zurückzukehren.

Bei unserer Ankunft in Pamplona fanden wir's auch wirklich so, und die Kälte war mir, da ich an warme Luft und an Länder gewöhnt war, wo man fast keine Kleider auf dem Leibe leiden konnte, ganz unerträglich. Noch größer als das Ungemach war aber meine Verwunderung darüber, daß wir erst vor zehn Tagen



in Altkastilien warmes, ja heißes Wetter gehabt hatten und nun so kurz darauf von den Pyrenäen her einen so scharfen und durchdringend kalten Wind fühlten, daß es kaum auszuhalten war, und wir uns hüten mußten, daß uns nicht die Finger und die Zehen erfroren.

Der arme Freitag erschrak baß, als er den Schnee auf den Bergen sah und den Frost spürte; dergleichen hatte er sein Lebtage nicht erblickt und gefühlt.

In Pamplona wurde es zwar etwas besser, fuhr aber dabei immer fort, so gewaltig und so ununterbrochen zu schneien, daß die Leute sagten, der Winter komme vor der Zeit. Die schon vorher schlechten Wege wurden nun so ungangbar, daß nirgends mehr durchzukommen war. Da der Schnee nicht so hart fror wie in den nördlichen Ländern, konnte sich niemand hinauswagen ohne Gefahr, bei jedem Schritt lebendig begraben zu werden. Wir blieben daselbst drei Wochen, und da wir keine Aussicht hatten, daß es besser würde (es war seit Menschengedenken der strengste Winter in ganz Europa), schlug ich vor, ob wir nicht nach Fumarabia und von da zu Schiff nach dem nahen Bordeaux gehen wollten.

Indem wir noch beratschlagen, kamen vier Franzosen in Pamplona an, die ein Führer von der französischen Seite her quer übers Gebirge geleitet hatte, auf Wegen, die von Schnee nicht gefährdet waren. Wo tiefer Schnee gelegen hätte, sagten sie, sei er so hart gefroren gewesen, daß er sie und die Pferde getragen hätte.

Diesen Führer ließen wir holen und hörten von ihm, er getraue sich, uns denselben Weg zu weisen, ohne daß wir etwas vom Schnee zu befürchten hätten; nur mußten wir gehörig bewaffnet sein, um uns vor den Raubtieren zu schützen. Denn bei so tiefem Schnee kämen die hungrigen Wölfe oft aus dem Hochgebirge herab, weil sie oben keine Beute fänden. Wir erwiderten, wir seien gegen derlei Raubzeug genugsam mit Schußwaffen versehen, wenn er uns nur vor einer ändern Art zweibeiniger Wölfe bewahren könne, von denen wir unseren Erkundigungen nach besonders auf der französischen Seite des Gebirges am meisten zu befürchten hätten.

Er beteuerte, auf dem Wege, den er uns führen wolle, drohe in dieser Hinsicht keinerlei Gefahr. Wir entschlossen uns daher unverweilt, ihm zu folgen, und ebenso taten noch zwölf andere Reisende, teils Franzosen, teils

Spanier, die wieder hatten umkehren müssen.

Wir brachen also mit unserm Führer am 15. November alle zusammen von Pamplona auf. Zu meiner Verwunderung ritten wir den Weg, den wir just von Madrid gekommen waren, etwa zwanzig Meilen weit wieder zurück und kamen, über zwei Flüsse hinweg, in ebenes Land, wo wir wieder warme Luft, heitere Gegend und keinen Schnee fanden. Plötzlich aber schlug sich unser Führer nach links und näherte sich jetzt dem Gebirge von der ändern Ecke her; und obwohl die Berge und Klüfte sehr bedrohlich dreinschauten, nahm er doch so viele Umwege und führte uns so krumm herum, daß wir unversehens und ohne vorn Schnee zu leiden über den Kamm des Gebirges hinüberkamen. Bald darauf wies er uns die heiteren, fruchtbaren Landschaften von Languedoc und der Gascogne, die grün und blühend in der Tiefe lagen, freilich noch in weiter Ferne und durch manchen rauhen Weg von uns getrennt.

Uns allen wurde jedoch ein wenig bange zumut, als es plötzlich einen Tag und eine Nacht lang so gewaltig schneite, daß wir kaum weiter konnten. Aber er sprach uns Mut zu, es werde nicht lange dauern, da es ja auch wirklich alle Tage tiefer hinab und mehr nach Norden ginge. Also verließen wir uns auf unseren Führer und zogen weiter.

Ein paar Stunden vor Nacht, als unser Wegweiser eben ein Stück voraus und uns aus den Augen war, fuhren mit einemmal drei ungeheure Wölfe und hinter ihnen ein Bär aus einem Hohlweg, unmittelbar an einem



dichten Walde, hervor. Zwei Wölfe stürzten dem Führer nach; der eine fiel das Pferd, der andere den Mann so grimmig an, daß er keine Zeit hatte, seine Pistolen herauszuholen, sondern nur gellend nach uns schrie. Da Freitag mir am nächsten ritt, hieß ich ihn hineilen und sehen, was es wäre. Sobald er ihn zu Gesicht bekommen, schrie er ebenso laut wie der andere: «Herr! Herr!» Aber da er ein kühner Bursche war, sprengte er eilends zu dem Unglücklichen hin und schoß den Wolf, der ihn gepackt hatte, durch den Kopf.

Es war ein Glück für den Mann, daß es mein Freitag war. Denn weil ihm derlei Bestien von seiner Heimat her bekannt waren, so fürchtete er sich nicht davor, sondern ritt dicht hinzu und schoß das Untier, wie gesagt, durch den Kopf, während einer von uns sicherlich von weitem geschossen und entweder gefehlt oder vielleicht gar den Mann getroffen hätte. Auf den Knall von Freitags Büchse erhob sich von beiden Seiten das gräßlichste Geheul von Wölfen, vom Echo der Berge so vervielfacht, daß uns schien, als käme es von einer ungeheuren Menge von Wölfen; und vielleicht waren ihrer wirklich nicht so wenig, daß wir uns nicht hätten zu fürchten brauchen. Sobald Freitag diesen Wolf erlegt hatte, ließ der andere, der das Pferd angefallen hatte, von ihm ab und floh. Es war noch gut, daß er es am Kopf angebissen hatte, wo ihm das Zaumzeug in die Zähne kam, so daß dem Pferd nur wenig Schaden geschehen war. Der Mann aber war am schlimmsten verletzt, da ihn das grimmige Vieh zweimal gebissen hatte, in den Arm und dicht überm Knie, und als Freitag herbeieilte und schoß, war er eben daran gewesen, von seinem sich bäumenden Pferd zu stürzen.

Man kann sich wohl denken, daß wir alle bei dem Knall von Freitags Pistole unsere Pferde anspornten und drauflos ritten, so schnell der Weg (der sehr schlecht war) es zuließ, um zu sehen, was da vor sich ging. Sobald wir die Bäume hinter uns hatten, die uns die Aussicht versperrt hatten, sahen wir auf den ersten Blick, was geschehen war und auf welche Art Freitag den armen Führer befreit hatte, obwohl wir nicht gleich erkennen konnten, was für eine Art Tier es war, das er getötet hatte.

Niemals aber ist ein Kampf so mutig unternommen und so kurzweilig geführt worden wie der, der gleich darauf zwischen Freitag und dem Bären stattfand und über den wir alle, ungeachtet unseres ersten Schreckens, noch lange herzlich lachen mußten.

Der Bär ist ein plumpes, unbehilfliches Tier, nicht so leichtfüßig wie ein Wolf, und hat zwei besondere Eigenarten in seinem Verhalten. Erstlich fällt er für gewöhnlich keinen Menschen an, wenn man nicht zuerst auf ihn losgeht; obwohl ich nicht sagen kann, ob ihn nicht übermächtiger Hunger dazu treiben würde, wie etwa jetzt, wo alles Erdreich mit Schnee bedeckt war. Im allgemeinen aber ist man, wenn man ihm im Walde begegnet und ihm nichts tut, sicher vor ihm. Nur muß man fein höflich gegen ihn sein; denn er ist ein sehr kitzlicher Herr und würde keinem König ausweichen. Am besten ist es, sich nach einem ändern Weg umzuschauen und zu

verschwinden; denn wenn einer stille steht und ihn starr ansieht, so nimmt er es oftmals als Schimpf; wirft oder stößt man aber etwas nach ihm, und sei es auch nur ein Steckchen so lang wie ein Finger, so hält er sich für so tief gekränkt, daß er an nichts anderes mehr denkt, als sich zu rächen und völlige Genugtuung für seine verletzte Ehre zu erlangen. Dies ist seine erste Eigenschaft. Die zweite besteht darin, daß er, wenn er sich einmal von jemandem beleidigt glaubt, ihm nie wieder von den Fersen geht, sondern ihm Tag und Nacht auflauert, bis er ihn zu fassen kriegt.

Freitag war, als wir herankamen, eben dabei, unserm Führer vom Pferde zu helfen; denn der Mann war verwundet und erschrocken, das letztere vielleicht noch mehr als das erstere. Da sahen wir plötzlich den Bären aus dem Walde herauskommen. Es war ein ungeheures Tier und wohl der größte, den ich je gesehen habe. Bei seinem Anblick erschrakten wir alle. Als aber Freitag ihn gewahr wurde, konnte man an seinen Gebärden merken, daß er keine Angst hatte, sondern aufs höchste belustigt war. «O! O! O!» rief er dreimal, auf den Bären deutend: «O Herr! du mir erlauben! Ich Hand schütteln mit ihm, dich machen gut lachen!»

Ich wunderte mich, den Burschen so vergnügt zu sehen. «Du Narr», sag' ich, «er wird dich auffressen!» — «Mich auffressen! mich auffressen!» sagt Freitag zweimal: «Ich ihn auffressen, dich machen gut lachen! Ihr alle hierbleiben, ich euch zeigen gut lachen.» Damit setzte er sich nieder, streifte seine Stiefel im Nu ab, zog ein Paar Pumps oder leichte Halbschuhe an, die er im Sack hatte, gab meinem anderen Diener sein Pferd und lief mit seiner Büchse so schnell wie der Wind davon.

Der Bär trabte langsam weiter und begehrte niemandem etwas zu tun, bis Freitag ziemlich nahe zu ihm hinkommt und ihm, gleich als ob es der Bär verstünde, zuruft: «Hör du, hör du, ich sprechen mit dir!» Wir folgten in einiger Entfernung; denn wir waren jetzt auf der gascognischen Seite des Gebirges, in flaches Land hinuntergelangt und befanden uns in einem sehr großen, aber ziemlich lichten Wald, wo die Bäume weit voneinander entfernt standen.

Freitag, der, wie gesagt, dem Bär auf den Fersen war, erreichte ihn sehr bald, nahm einen großen Stein, warf ihn auf ihn und traf ihn mitten auf den Kopf, womit er ihm jedoch so wenig Schaden tat, als ob er an eine Mauer geworfen hätte. Aber er erreichte doch damit seinen Zweck; denn der lose Vogel, der keine Furcht kannte, tat es nur, damit ihm der Bär nachliefe und er den versprochenen Spaß mit ihm treiben könnte.

Kaum hatte der Bär den Stein gespürt und seinen Mann erblickt, so drehte er sich mit einem schrecklichen Satz nach ihm um und regte die Tatzen so gewaltig hinter ihm drein, daß einer zu Pferde in mäßigem Galopp Mühe gehabt hätte, mitzukommen. Freitag, der sich aufs Laufen verlegt hatte, sprang auf uns zu, als ob er Hilfe bei uns suchte. Wir beschlossen daher, alle auf den Bären zu feuern, um Freitag zu retten, obwohl ich recht böse auf ihn war, daß er das Tier, das vorher seine eigene Straße gewandert war, uns auf den Leib brachte. Vor allem verdroß es mich, daß er den Bären zu uns herlockte und dabei selber davonlief.

«Du Hund», ruf ich, «ist das dein Lachenmachen? Weg mit dir und auf dein Pferd, damit wir das Biest schießen können!» Er hört mich und ruft: «Nicht schießen, nicht schießen, still stehen, ihr bekommen viel lachen!» Und da der flinke Gesell gut zwei Schritte lief, ehe der Bär einen tat, machte er plötzlich dicht vor uns eine Wendung auf eine große Eiche zu und winkte uns, ihm nachzureiten; er selber aber lief noch einmal so geschwind, kletterte blitzschnell auf den Baum und ließ seine Büchse etwa fünf bis sechs Schritte davon auf dem Boden liegen.

Es dauerte nicht lange, so war auch der Bär da, und wir ritten in einiger Entfernung hinterdrein. Zuerst stand er bei der Büchse still, schnupperte daran, ließ sie aber liegen und kletterte trotz seiner ungeheuren Schwere leicht wie eine Katze an dem Baum hinauf. Ich wunderte mich über die vermeintliche Torheit meines Dieners und konnte noch immer nichts Belustigendes dabei finden. Jedoch ritten wir, als der Bär erst oben war, näher.

Nun sahen wir Freitag auf dem dünnen Ende eines starken Astes hocken und den Bären etwa auf halbem Wege vor ihm. Sobald der Bär bis dahin vorgerutscht war, wo der Ast schwächer wurde, rief er: «Nun, ihr Herren, schauen Sie zu, wie ich den Bären will tanzen lehren!» Dabei fing er an zu schaukeln und den Ast zu schütteln, worauf der Bär zu schwanken begann, innehielt und sich umsah, wie er wieder zurück könnte. Darüber mußten wir freilich von Herzen lachen. Aber Freitags Spiel mit ihm war noch lange nicht beendet. Denn als er den Bären haltmachen sah, rief er ihm wieder, gleich als könnte das arme Tier reden, zu: «Was? Du kannst nicht näher?

Ach komm doch näher zu mir!» und hörte zugleich mit dem Schaukeln und Schütteln auf. Der Bär, als hätte er verstanden, rückte wirklich ein wenig weiter vor; Freitag schaukelte von neuem, und der Bär stand wieder still. Wir meinten, jetzt wäre der rechte Augenblick, ihn durch den Kopf zu schießen, und ich rief Freitag zu, er solle stille halten, weil wir feuern wollten. Aber er schrie inständigst, es nicht zu tun; denn er wolle ihm bald selber den Rest geben. Um es kurz zu machen: Freitag schaukelte so stark und der Bär stand so unbeholfen da, daß wir genug zu lachen hatten, uns aber noch nicht vorstellen konnten, was der Bursche weiter anstellen würde. Denn anfangs dachten wir, er tue es, um den Bären herunterzuschütteln; wir merkten aber bald, daß der Bär dazu viel zu listig war und sich nicht so weit hinauswagte, daß er hinunterpurzeln mußte, sondern sich mit seinen breiten Tatzen und Klauen ganz fest anklammerte so daß wir nicht wußten, wie es ablaufen sollte.

Freitag benahm uns jedoch den Zweifel bald. Denn als er sah, daß der Bär fest an dem Aste hing und sich nicht weiter hinauslocken ließ, rief er: «Gut, kommst du nicht, so komme ich! Willst du nicht zu mir, so will ich zu dir!» Damit rutschte er bis auf das äußerste Ende des Astes hinaus, der sich von seinem Gewicht bog, legte sich der Länge nach darauf und glitt so an dem Ast hinab, bis er tief genug kam, um auf die Füße zu springen, eilte dann zu seiner Büchse, nahm sie auf und stand still.

«Nun», sagte ich zu Freitag, «was willst du jetzt tun? Warum schießt du nicht?» - «Nicht schießen», sagt Freitag,

«noch nicht, ich schießen bald; ich bleiben, geben auch noch ein Lachen.» Und das tat er wirklich, wie man gleich sehen wird. Denn als der Bär seinen Feind nicht mehr sah, kam er auch von dem Ast zurück, aber hübsch langsam, bei jedem Schritte sich umschauend, und zwar rücklings bis zu dem Stamme. Dann kletterte er, immer mit dem Hintern voran, sehr langsam und mit den Klauen sich festhaltend, Fuß für Fuß an dem Baume hinunter. In dieser Stellung, gerade bevor er mit den Hintertatzen den Boden erreichen konnte, trat Freitag dicht zu ihm hin, hielt ihm den Lauf vors Ohr und schoß ihn mausetot. Hierauf kehrte sich der mutwillige Gesell um, um zu sehen, ob wir auch lachten, und als er an unseren Augen sah, daß uns der Streich gefallen hatte, fing er selber überlaut zu lachen an und sagte: «So mir totmachen Bär in mein Land.»-«So», sag' ich, «aber ihr habt ja doch gar keine Gewehre.» - «Nein», sagt er, «kein Gewehr, aber schießen große, lange Pfeile.»



Das war ja nun zwar eine lustige Unterhaltung für uns gewesen; aber mittlerweile befanden wir uns nun immer noch in einer sehr wilden Gegend, noch dazu mit einem verwundeten Führer. Das Wolfsgeheul klang mir noch in den Ohren, und ich kann wohl sagen, daß ich außer dem Gebrüll an der afrikanischen Küste, das ich gleich zu Anfang meiner Lebensbeschreibung erwähnte, nie etwas gehört habe, was mich so mit Entsetzen erfüllte. Freitag hätte gar zu gern dem Bären das Fell abgezogen, was wohl der Mühe wert gewesen wäre. Aber die Nacht brach herein, und der Führer drängte, da wir noch drei deutsche Meilen vor uns hatten. So ließen wir den Meister Petz liefen und ritten weiter.

Der Boden war immer noch von Schnee bedeckt, obwohl nicht so tief und gefährlich wie in den Bergen, und das Raubgezücht war, wie wir hernach erfuhren, vor Hunger in den Wald und ins Flachland heruntergekommen, um nach Nahrung zu suchen, und hatte in den Dörfern, wo die Bauern nicht darauf gefaßt waren, viel Unheil angerichtet und eine Menge Schafe und Pferde und auch einige Menschen getötet.

Wir mußten noch durch eine gefährliche Stelle, und unser Führer meinte, wenn überhaupt Wölfe in dieser Gegend wären, so würden wir sie hier antreffen. Und zwar war dies eine kleine Ebene, auf beiden Seiten von Wäldern umschlossen, und ein langer, schmaler Engpaß, durch den wir hindurch mußten, um dann durch den Wald zu dem Dorf zu gelangen, wo wir übernachten wollten.

Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ritten wir in den ersten Wald ein, und kurz nach Sonnenuntergang kamen wir auf die kleine Ebene. In dem ersten Wald war uns nichts begegnet, nur hatten wir auf einer kleinen Lichtung, die keine fünfhundert Meter lang war, fünf große Wölfe uns übern Weg laufen sehen, spornstreichs einer hinterm ändern her, wie auf einem Raubzug. Sie hatten uns jedoch nicht beachtet, und wir hatten sie im Nu aus den Augen verloren.

Der Führer, der ein rechter Angsthase war, hatte uns eingeschärft, auf der Hut zu sein; denn er glaube, es würden ihrer bald mehr erscheinen.

Wir hielten daher die Gewehre schußbereit und die Augen offen; aber wir sahen keine Wölfe mehr, bis wir aus diesem Wald, der etwa eine halbe Meile breit war, in die kleine Ebene hinaus kamen, wo wir alsbald genug zu sehen bekamen. Das erste, was wir erblickten, war ein totes Pferd: ein armes Pferd nämlich, das die Wölfe

gerissen hatten und an dem noch mindestens ein Dutzend von ihnen herumarbeiteten; denn fressen konnte man das nicht mehr nennen, da sie nur noch an den bloßen Knochen nagten; das Fleisch hatten sie bereits ganz abgefressen.

Es schien uns nicht ratsam, sie in ihrer Mahlzeit zu stören, und sie kümmerten sich auch nicht sonderlich um uns. Freitag hätte zwar gern unter sie gefeuert; ich wollte es aber durchaus nicht haben, weil ich ahnte, daß wir bald noch mehr Arbeit bekommen würden. Wir waren noch nicht halb durch den Paß hindurch, als wir zur Linken im Gehölz ein schreckliches Geheul hörten. Gleich darauf sahen wir bei hundert Wölfe gerade auf uns zustürzen, alle in einer Linie, just wie eine Armee, die von erfahrenen Offizieren geführt wird. Ich zögerte einen Augenblick, wie wir diese Gäste empfangen sollten. Doch schien es mir das beste, uns auch in einer geschlossenen Linie zu halten, was wir auch sogleich taten. Damit aber nicht zu viel Zeit aufs Laden verlorenginge, befahl ich, es sollte allemal nur jeder dritte Mann feuern und die anderen sich zur zweiten Salve fertig halten, falls die Bestien weiter vorrückten; und diejenigen, die zuerst gefeuert hatten, sollten sich nicht damit aufhalten, ihre Gewehre wieder zu laden, sondern sich jeder mit einer Pistole bereit halten; denn wir waren alle mit je einem Gewehr und je einem Paar Pistolen bewaffnet, so daß wir auf diese Art sechs Salven feuern konnten, immer die Hälfte von uns zu gleicher Zeit. Aber es kam gar nicht dazu; denn schon als die erste Salve krachte, stand der Feind, von dem Knall und Feuer erschreckt, still. Vier waren in den Kopf getroffen und sanken um; mehrere andere waren verwundet und, wie wir am blutigen Schnee sahen, davongelaufen. Sie standen nun, wie gesagt, alle still, wichen aber nicht zurück. Da fiel mir ein, daß ich hatte sagen hören, auch die grimmigste Bestie lasse sich durch die menschliche Stimme einschüchtern. Also hieß ich unsere ganze Gesellschaft ein Geschrei erheben, so laut wir konnten; und wirklich half es; denn sie machten sofort heulend kehrt und liefen davon. Ich befahl, noch eine Salve hinterdrein zu pfeffern, vor der sie vollends in den Wald hineingaloppierten.

Wir hatten nun Muße, unsere Büchsen wieder zu laden, was wir, um keine Zeit zu verlieren, im Weiterreiten taten. Kaum hatten wir jedoch wieder Pulver auf der Pfanne, so hörten wir von neuem aus dem Wald zur Linken ein schauerliches Geheul.

Die Nacht brach just herein, und es wurde stockfinster, was um so schlimmer für uns war. Wir konnten aber an dem anschwellenden Lärm erkennen, daß der Höllenhunde nicht weniger waren als zuvor; und plötzlich gewahrten wir zwei oder drei Haufen Wölfe, einen zur Linken, einen hinter und einen vor uns, so daß wir von ihnen schlechthin umzingelt schienen. Doch da sie uns nicht angriffen, ritten wir in starkem Trabe weiter, so schnell unsere Pferde auf dem holperigen Wege laufen konnten. So erreichten wir den Eingang zu dem Walde, durch den wir am Ende der Senkung hindurch mußten.

Wer beschreibt aber unser Entsetzen, als wir hier an der engen Öffnung einen gewaltigen Haufen von Wölfen versammelt sahen! In demselben Augenblick hörten wir von einer anderen Stelle des Waldrandes her einen Büchschuß und sahen ein Pferd mit Sattel und Zaum wie der Wind davonlaufen und sechzehn bis siebzehn Wölfe hinter ihm drein. Das Pferd hatte zwar einen Vorsprung; aber es war kein Zweifel, daß sie es einholen würden, was auch sicherlich wohl geschehen ist.

Als wir zu der Stelle, wo das Pferd aus dem Walde gesprungen war, hinritten, bot sich uns ein entsetzlicher Anblick.



Wir fanden den Leichnam eines anderen Pferdes und zwei Männer, die von den Bestien zerrissen waren. Neben dem einen lag noch das abgeschossene Gewehr; er selber war bereits vom Kopf an bis zur Mitte des Leibes aufgeessen.

Es lief uns kalt über den Rücken, und wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Doch die Wölfe brachten uns bald zu einem Entschluß; denn sie sammelten sich augenblicklich um uns her, gierig nach der neuen Beute, und ich glaube, es waren ihrer bei dreihundert. Zu unserem großen Glück lagen etwas abseits am Waldrand einige große Stämme, die vermutlich im Sommer gefällt worden waren. Ich führte meinen kleinen Trupp dorthin und stellte ihn in einer Reihe hinter einen langen Stamm; dann befahl ich allen abzusteigen und, mit dem Stamm als Brustwehr, ein Dreieck zu bilden, in dessen Mitte die Pferde standen.

So geschah es und zu unserem Glück. Denn die Wölfe wagten einen ihrer grimmigsten Angriffe auf uns und kletterten auf unsere Brustwehr, um von da auf uns zu springen. Wahrscheinlich machte die Witterung der hinter uns stehenden Pferde sie so toll. Ich befahl, wie zuvor, daß allemal nur der dritte Mann feuern sollte, und sie zielten so gut, daß gleich bei der ersten Salve einige Wölfe fielen. Trotzdem mußten wir weiterfeuern; denn sie sprangen an wie die Teufel, die hinteren immer über die vorderen weg.

Nach der zweiten Salve hofften wir, sie würden genug haben; aber es dauerte nur einen Augenblick, so rückten sie wieder an. Wir gaben daher zweimal Feuer aus unseren Pistolen, und meiner Schätzung nach müssen durch diese vier Salven siebzehn bis achtzehn getötet und mindestens doppelt so viele gelähmt worden sein. Trotzdem setzten sie von neuem an.

Ich zögerte, unseren letzten Schuß so bald zu verfeuern; deshalb rief ich meinen Diener, nicht meinen Freitag; der hatte Besseres zu tun, denn er hatte mit der allergrößten Geschwindigkeit mein Gewehr und sein eigenes wieder geladen, während wir feuerten; sondern, wie gesagt, ich rief meinen ändern Mann, gab ihm ein Pulverhorn und befahl ihm, auf dem ganzen Stamm entlang einen breiten Strich Pulver hinzustreuen. Er war kaum damit fertig, so waren die Wölfe wieder da und einige schon hinaufgeklettert. Geschwind hielt ich eine



ungeladene, aber gespannte Pistole an das Pulver hin, drückte los und steckte so das Lauffeuer an. Die auf dem Stamme standen, wurden verbrannt; sechs oder sieben purzelten oder sprangen vor Angst oder von der Gewalt des Feuers geschleudert mitten unter uns und wurden sogleich totgeschlagen. Die übrigen hatten sich vor der Flamme, die in der finsternen Nacht noch fürchterlicher aussah, so entsetzt, daß sie ein Stück zurückwichen. Ich ließ nun alle Mann zugleich die Pistolen losbrennen und dann ein großes Geschrei erheben. Augenblicklich machten die Wölfe kehrt. Wir stürzten uns nun auf die etwa zwanzig lahmgeschossenen, die am Boden zappelten, und gaben ihnen mit dem Degen den Rest. Das half uns vollends; denn ihr jämmerliches Winseln und Heulen fuhr ihren Vettern so in die Glieder, daß sie alle Reißaus nahmen.

Alles in allem hatten wir ihrer sechzig erlegt, und ich bin überzeugt, wenn es Tag gewesen wäre, so hätten noch mehr dran glauben müssen. Nachdem nun die Walstatt gesäubert und der Sieg errungen war, ritten wir, da wir noch eine deutsche Meile Wegs vor uns hatten, weiter. Unterwegs hörten wir nur noch manchmal die hungrigen Wölfe im Walde heulen, und manchmal glaubten wir auch einige von ihnen zu sehen; aber da uns der Schnee blendete, waren wir der Sache nicht sicher.

Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir in das Dorf, wo wir übernachten wollten, und fanden alles in Furcht und in Waffen, weil nachts zuvor die Wölfe und einige Bären daselbst eingebrochen waren, und sie mußten Tag und Nacht Wache stehen, zumal nachts, um ihr Vieh und auch sich selber zu schützen.

Am nächsten Morgen war unser Führer so schwach und sein Arm und Schenkel von den zwei schwärenden Wunden so geschwollen, daß er nicht weilerkonnte. Wir mußten daher aus diesem Dorf einen ändern bis nach Toulouse nehmen, wo wir in warme Luft und liebliches, fruchtbares Land kamen und nichts mehr von Schnee, Wölfen und dergleichen sahen.

Als wir in Toulouse unser Abenteuer erzählten, sagten die Leute uns, das sei gar nichts Ungewöhnliches in dem großen Wald am Fuße des Gebirges, besonders wenn Schnee läge; aber sie fragten sehr danach, was denn das für ein Führer gewesen sei, der sich überstanden habe, uns in einem so strengen Winter diesen Weg zu führen, und sie sagten, es sei allerhand, daß wir nicht sämtlich von den Wölfen gerissen worden seien. Als wir ihnen erzählten, wie wir uns postiert hatten, die Pferde in der Mitte, schalten sie uns heftig und sagten, dabei hätte man fünfzig zu eins wetten können, daß wir alle umkommen würden, denn es sei der Anblick der Pferde gewesen, der die Wölfe so wild gemacht habe, für gewöhnlich liefen sie schon vor einem Gewehr davon, aber ihr rasender Hunger und die Gier, an die Pferde zu kommen, habe sie blind und taub gegen die Gefahr gemacht, und hätten wir sie nicht durch das ständige Feuer und zuletzt durch die Kriegslist mit dem ausgestreuten Pulver überwältigt, so wären wir aller Wahrscheinlichkeit nach in Stücke gerissen worden. Wären wir dagegen ruhig im Sattel geblieben und hätten von da aus geschossen, so hätten sie die Pferde, mit den Menschen auf den Rücken, nicht so sehr als ihnen zukommende Beute betrachtet. Schließlich sagten sie noch, wenn wir uns alle zusammengestellt und unsere Pferde preisgegeben hätten, so würden sie so begierig gewesen sein, sie zu verschlingen, daß wir vermutlich heil davongekommen wären, zumal wir Schußwaffen bei uns hatten und so zahlreich waren.

Ich meisteils hatte auch wahrlich noch genug von der Erinnerung an den Anblick der mehr als dreihundert hungrigen Wölfe, die mit aufgesperrten Rachen und fürchterlichem Geheul mitten in freiem Felde auf uns eindringen; und die Lust, jemals wieder über das Gebirge zu reisen, ist mir gründlich vergangen; lieber will ich tausend Meilen zur See fahren, sollte ich auch jede Woche einmal einen Sturm zu bestehen haben.

Von meiner Reise durch Frankreich weiß ich nichts Besonderes zu berichten, was nicht andere Reisende schon besser als ich geschildert hätten. Ich ritt von Toulouse nach Paris, dann nach kurzem Aufenthalt weiter nach Calais und kam nach einer sehr kalten Überfahrt am 14. Januar glücklich in Dover an.

Nun hatten meine Reisen ein Ende, und in kurzem hatte ich all meinen neuerworbenen Reichtum in Händen, da die Wechsel, die ich mitbrachte, mir sehr prompt eingelöst wurden.

Meine Hauptberaterin und Helferin war meine gute alte Kapitänswitwe, die aus Dankbarkeit für das Geld, das ich ihr geschickt, keine Mühe scheute, um für mich zu sorgen und mir beizustehen; und ich vertraute ihr in allen Dingen so völlig, daß ich über die Sicherheit des Meinigen durchaus beruhigt war. Die makellose Rechtschaffenheit dieser guten alten Frau, die sie von allem Anfang an bis jetzt ans Ende bewiesen hatte, war in der Tat ein großes Glück für mich.

Nun dachte ich also daran, mein Kapital bei dieser Frau zu lassen und selber wieder über Lissabon zurück nach Brasilien zu fahren. Doch nun erhob sich jenes andere Bedenken: die Frage der Religion. Denn ich wußte wohl, daß es für mich nicht ratsam sein würde, mich in Brasilien häuslich niederzulassen, falls ich nicht bereit wäre, mich bedingungslos zur Römischen Kirche zu bekennen. blieb ich bei meinem protestantischen Bekenntnis, so stand mir bevor, ein Märtyrer meines Glaubens zu werden und durch die Inquisition um Freiheit und Leben zu kommen. Ich beschloß daher, daheim zu bleiben und lieber meine Plantage bei guter Gelegenheit zu verkaufen. Zu diesem Zweck schrieb ich meinem alten Freund in Lissabon und bekam zur Antwort, daß er dazu leicht Rat schaffen könnte; er hielt es für gut, die Plantage in meinem Namen den beiden Söhnen meiner verstorbenen Mitverweser anzubieten, die ja in Brasilien lebten und den genauen Wert der Pflanzung kannten und von denen er wußte, daß sie sehr reich wären; auf diese Weise würde ich sicherlich vier- bis fünftausend Taler mehr herauschlagen. Ich war damit einverstanden, bat ihn, an sie zu schreiben, und bekam nach etwa acht Monaten bei der Rückkehr der Flotte die Nachricht, sie hätten dem Angebot zugestimmt und einem ihrer Agenten in Lissabon 33000 Speiestaler dafür überwiesen.

Ich unterschrieb den mir von Lissabon übersandten Kaufvertrag und ließ mir das Geld durch meinen Alten in Wechseln nach London anweisen.

Und so habe ich nun den ersten Teil eines an Schicksalen und Abenteuern reichen Lebens erzählt, eines Lebens, so buntfarbig von der Vorsehung gewoben und so wechselvoll, daß wohl selten auf Erden seinesgleichen zu finden ist: töricht zu Beginn, aber zum Schluß glücklicher, als ich jemals hätte auch nur hoffen dürfen.

Jedermann würde meinen, daß ich nun, da das Schicksal auf so mannigfache Weise alles so gut geführt hatte, nie mehr daran gedacht hätte, mich neuen Gefahren auszusetzen. Und so wäre es auch wirklich gewesen, wenn nicht gewisse andere Dinge mitgesprochen hätten. Aber ich war nun einmal an ein schweifendes Leben gewöhnt, hatte keine Familie, nur wenige Verwandte, und Bekanntschaften hatte ich, so reich ich war, nicht viele gemacht; und obwohl ich meine Besitzung in Brasilien verkauft hatte, kam mir doch dieses Land nicht aus dem Sinn, und ich hatte große Lust, wieder in die weite Welt zu fahren. Vor allem konnte ich das lebhafteste Verlangen nicht loswerden, meine Insel wiederzusehen und festzustellen, ob die armen Spanier noch dort wären und wie die Schurken, die ich dort zurückgelassen, sich gegen sie verhalten hätten.

Meine treue Freundin, die Witwe, riet mir dringend davon ab, und es gelang ihr auch wirklich, mich immerhin fast sieben Jahre lang vom Davonlaufen abzuhalten. Während dieser Zeit nahm ich meine zwei Neffen, die Söhne eines meiner Brüder, in meine Obhut. Den einen erzog ich zum Landwirt und setzte ihm für den Fall meines Todes als Zugabe zu seinem Gut eine Rente aus; den anderen gab ich einem Kapitän auf ein Schiff, und nach fünf Jahren setzte ich ihn, da er sich als verständiger, kühner, unternehmender junger Bursch erwiesen hatte, auf ein gutes Schiff und schickte ihn auf See. Und dieser junge Bursch überredete hernach mich selber, so alt ich war, zu weiteren Abenteuern.

Mittlerweile wurde ich hier einigermaßen seßhaft. Vor allem heiratete ich, was mir weder Schaden noch Leid brachte, und hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Als jedoch meine Frau starb und mein Neffe von einer sehr erfolgreichen Reise nach Spanien heimkam, gewannen meine Neigung, wieder in die Welt zu fahren, und sein Zureden die Oberhand und bewogen mich, auf seinem Schiff als Privathändler nach Ostindien zu fahren. Das war im Jahre 1694.

Auf dieser Reise besuchte ich meine neue Kolonie auf der Insel, sah meine Nachfolger, die Spanier, und erfuhr von ihnen alles, was mit ihnen und den Schurken, die ich dort gelassen hatte, geschehen war: wie diese Kerle anfangs die armen Spanier übel behandelt hatten, wie sie dann sich geeinigt und wieder veruneinigt, sich zusammengetan und wieder getrennt hatten und wie schließlich die Spanier genötigt worden waren, mit Gewalt gegen sie vorzugehen, und sie unterworfen hatten und wie anständig die Spanier danach mit ihnen umgegangen waren: eine Geschichte, wenn man näher darauf einging, so voll bunter und wunderbarer Geschehnisse wie meine eigene. Insbesondere erzählten sie mir viel von ihren Kämpfen mit den Kariben, die mehrmals auf der Insel landeten, und wie fünf von ihnen selber einen Vorstoß auf das Festland gemacht und elf Männer und fünf Weiber als Gefangene heimgebracht hatten, von denen ich bei meiner Ankunft an zwanzig kleine Kinder vorfand.

Hier blieb ich etwa zwanzig Tage und hinterließ ihnen eine Menge notwendiger Dinge, insbesondere Waffen, Pulver und Blei, Kleidungsstücke und Werkzeuge sowie zwei Handwerker, die ich von England mitgebracht hatte, einen Tischler und einen Schmied.

Außerdem teilte ich die Insel unter sie auf und gab jedem einen seinen Wünschen entsprechenden Teil, behielt jedoch mir selbst das Eigentum an der ganzen Insel vor. Und nachdem ich alles mit ihnen geregelt und ihnen das Versprechen abgenommen hatte, die Insel nicht zu verlassen, nahm ich Abschied von ihnen.

Von da fuhr ich nach Brasilien, von wo ich eine Barke, die ich dort kaufte, mit noch mehr Ansiedlern nach der Insel schickte, darunter sieben Frauen, die ich zur Bedienung oder zur Ehe dort für geeignet hielt. Was die Engländer betrifft, so versprach ich ihnen, einige Frauen aus England zu schicken, nebst einer guten Fracht notwendiger Dinge, falls sie dort Pflanzer werden wollten. Das tat ich hernach auch. Und die Burschen erwiesen sich als sehr anständig und fleißig, seitdem sie in Zucht gehalten wurden, und bekamen ihre gesonderten Grundstücke zugewiesen. Ich schickte ihnen aus Brasilien auch fünf Kühe, drei davon trächtig, und ein paar Schafe und Schweine, die sich, als ich wiederkam, beträchtlich vermehrt hatten.

Aber alles das und die Geschichte, wie dreihundert Kariben die Insel überfielen und ihre Pflanzungen zerstörten und wie sie zweimal mit diesen dreihundert kämpften und anfangs eine Niederlage erlitten, wobei drei von ihnen getötet wurden, wie sie aber dann, nachdem ein Sturm die feindlichen Kanus vernichtet hatte, die Eindringlinge fast alle umbrachten oder aushungerten und ihre Pflanzungen wieder in Besitz nahmen und wiederherstellten und auf der Insel verblieben - alles das, nebst einigen höchst wunderbaren Abenteuern, die ich während zehn weiterer Jahre auf meinen neuen Fahrten erlebte, werde ich vielleicht später einmal erzählen.

